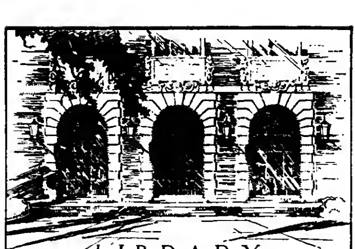


Was ich erlebte.

Neunter Band.

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

von

Henrich Steffens.

Neunter Band.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1844.

Reise im Gebirge mit dem Kronprinzen.
Fortgesetzte Turnstreitigkeiten.
Scandinavische Reise.
Die letzten Jahre in Breslau. 1825 bis 1832.

Reise im Gebirge mit dem Kronprinzen.

Nachdem wir die Wasserfälle besucht hatten, bestiegen wir die Koppe; das Wetter blieb meist regnicht, fortdauernd trübe. Wir fuhren auf schauderhaften Wegen durch Brückenberg, das höchste Dorf des Riesengebirges, und überhaupt des nördlichen Deutschlands. Nach diesem Dorfe hat der König jetzt eine in Norwegen gekaufte hölzerne Kirche hinbringen und wieder aufbauen lassen. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß Olaf der Heilige, bei seinen kriegerischen Zügen durch die innern und nördlichen Provinzen von Norwegen zur gewaltsamen Verbreitung des Christenthums, diese Kirche erbauen ließ. Die Gegend von Vang, wo diese Kirche stand und zerfiel, war eine der bevölkertsten und galt immer von Alters her für eine

in der Geschichte bedeutende. Der berühmte norwegische Landschaftsmaler Professor Dahl in Dresden, der diesen Kauf veranlaßte, ließ auf seine Unkosten einige der merkwürdigsten und ältesten hölzernen Kirchen in Norwegen aufnehmen und in einem Werk über die höchst interessante alte Holzarchitektur Norwegens bekannt machen. Es ist auffallend, wie diese Bauwerke mit ihren seltsamen Holzverzierungen sich mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten haben. Zwei große, oben spitz zulaufende und gebogene, säulenförmige Balken, die an beiden Seiten des Haupteinganges in die Höhe ragen, haben offenbar in den ersten Zeiten des Christenthums, wie die alten heidnischen Normänner ihre Raubzüge noch trieben, als mächtige Vorderschnäbel der Raubschiffe (rostra der Alten) gedient. Solche Schnäbel wurden auf ähnliche Weise an den Herrenhäusern in der heidnischen Zeit aufgestellt.

Bei unserer Fahrt lernte der Kronprinz dieses Dorf zuerst kennen. So erhielt dieser alte Normanne sein neues Vaterland im schlesischen Gebirge, und erscheint hier wie die schwedischen Physiognomien der Einwohner im Haslithal.

Von der Schlingelbaude an ging nun der Weg den Seen vorbei bis auf den Koppenplan und auf die Riesenkoppe. Wir ruhten da im Nebel, und hatten freilich von dieser Fahrt nichts als das Bewußtsein, etwa 5000 Fuß über das Meer erhoben zu sein. Daß das Gespräch sich hier, wo eine jede Aussicht uns verschlossen war, auf Gebirgshöhen hinlenkte, war natürlich. Ich bestand im Ganzen nicht zum besten, denn obgleich ich seit vielen Jahren die Geognosie vortrug, und zwar frei, so verließ mich doch hier mein Zahlengedächtniß, welches überhaupt sehr schwach ist. Ein mehr reflectirender Naturforscher würde auf jeden Fall die Wahrscheinlichkeit einer solchen Nachfrage vorausgesetzt haben.

Der Fürst Biron hatte mit einer bewundernswürdigen Aufopferung seinen ganzen Marstall bis auf den Koppenplan bringen lassen. Unser König hat später das Riesengebirge mehrere Male bereist, auch öfters die Koppe bestiegen, sogar aus dem Aupengrunde herauf, von wo aus der ganze Berg sehr steil in die Höhe steigt; ohne allen Zweifel die beschwerlichste Gebirgspartie in Norddeutschland.

Erlaube man mir hier eine spätere Besteigung der Koppe zu erwähnen, die mir höchst merkwürdig war. Da ich zwanzig Jahre hintereinander mit wenigen Ausnahmen jährlich mehrere Wochen im Riesengebirge zubrachte, so habe ich es öfters durchwandert. Die Koppe habe ich funfzehn Mal bestiegen, oft in Begleitung der Studirenden, die bei mir Geognosie hörten. Einst auf einer solchen Gebirgswanderung erreichten wir die Koppe einige Stunden nach Sonnenaufgang — unter meinen Begleitern sind mir noch erinnerlich der Professor v. d. Hagen, und der Sohn des Feldmarschalls Grafen York. Während wir den steilen Weg, der von dem Koppenplan zur Koppe führt, hinaufstiegen, sank der Nebel allmälig immer tiefer, die Kapelle, die Koppenhöhe mit einer Menge Menschen, die dort versammelt waren, lagen im hellen Sonnenschein; indem wir höher stiegen, sank auch der Nebel vor und unter uns; die Sonne warf unsern Schatten auf diesen, und da sahen wir unsere Köpfe von einem großen Regenbogenkreis umgeben. Diese Erscheinung der buntgefärbten Schatten ist nicht unbekannt, aber nach den Beschreibungen, die mir zukamen, muß eine so vollkommene Ausbildung des

Phänomens, wie diejenige, die hier stattfand, doch äußerst selten sein. Alle Regenbogenfarben des Kreises waren blendend entwickelt, ja ein zweiter umgekehrter, wenn auch weniger deutlicher Kreis entstand um den ersten. Wenn nun mehrere sich dicht an einander schlossen und umarmten, so vereinigten sich die einzelnen Kreise in einen gemeinschaftlichen, der mit seinem farbigen Schein eine Gruppe von drei bis vier Köpfen zu umfassen vermochte. Ich bin überzeugt, daß die Heiligenscheine der Maler dem Anblick solcher Kreise ihre Entstehung zu verdanken haben. Während wir nun so, mit unsern verklärten Schatten sehr zufrieden, als selige Geister erschienen, traten uns die Gäste auf der Koppe ganz anders entgegen. Am Fuße der Koppe bewegte sich der Nebel unruhig, bald in dichteren, bald in dünneren Massen, mit dem Luftstrome aus dem böhmischen Aupengrunde über den Koppenplan nach dem ebenfalls steil herabfallenden schlesischen Melzergrund zu. Die Schatten der Menschen, die sich um die Kapelle herumbewegten, fielen dunkel und farblos, gewöhnlich riesenhaft verlängert, auf diese beweglichen Wolken. Diese Gestalten nun verwandelten sich wie im wilden Traume. Arme und

Beine verlängerten und verkürzten sich, die Nase wuchs zu einer grauenhaften Länge, und da die Schatten sich mit dem Wolkenstrome nach dem Melzergrunde zu bewegten, hatte es nicht selten den Anschein, als stürzten sich unselige Geister in den Abgrund hinab. Es ist nicht möglich, eine Erscheinung zu erleben, die der Entstehung einer Mythe näher wäre; mir ist sie unvergeßlich geblieben.

Das ganze Gefolge war mit Pferden versehen, und ich gestehe, daß, indem ich die edelsten Racen hier preisgegeben sah, ich doch gereizt war, den Fürsten zu tadeln. Wir erreichten die Hampelbaude, und ich erstaunte, als ich diese sonst so schmutzige Schenke wie feenartig verwandelt sah. Die Schenkstube war bis auf den Flur verlängert, die dunklen Wände mit Baumzweigen verdeckt; Blumengehänge wanden sich darüber, und ein gedeckter Tisch mit einem Silberservice geziert, trat uns glänzend entgegen. Nach der Mahlzeit fing schon der Tag an sich zu neigen, wir eilten zu Fuß die Seifenlehne herunter bis Krummhübel, wo ich den Kronprinzen auf die merkwürdigen,

hier übrig gebliebenen Reste der paracelsischen Schule aufmerksam machte. Es waren Familien, die im siebzehnten Jahrhundert, um der religiösen Verfolgung zu entgehen, aus Prag auswanderten, und sich hier durch Zubereitung kräftiger Pflanzenessenzen ernährten. Diese genossen lange Zeit hindurch in der Nähe und in weiter Ferne ein großes Vertrauen. Mehrere der Familien hatten ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben, ihre Wohnungen nahmen sich stattlich aus. Es war natürlich und billig, daß dieser Handel unter die Aufsicht des Staats gestellt wurde. Die Männer mußten sich einer pharmazeutischen Prüfung unterwerfen.

Abends kamen wir sehr ermüdet nach Ruhberg. Es war der erste Tag, den ich das Glück hatte, in der unmittelbaren Nähe des Kronprinzen zuzubringen. Auch die Fahrt des zweiten Tages glaube ich ausführlicher darstellen zu müssen. Das Schloß Ruhberg ist nur klein und war mit Menschen überfüllt. Ein Theil des Gefolges war in nahe liegende Häuser einquartirt; ich verbrachte die Nacht mit einem Theil meiner Freunde in einer großen Stube eines Nebenhauses und ward lebhaft an die Nächte im Haupt-

quartier während des Krieges erinnert. Der heutige Tag ward für Besuche bei den verschiedenen bedeutenden Familien bestimmt, die das reizende Schmiedeberger und Hirschberger Thal bewohnten.

Dieses ist in vieler Rücksicht merkwürdig, und es ist nur zu bedauern, daß kein mächtiger Fluß dasselbe durchströmt. Der Bober, welcher alle Flüsse des nördlichen Abhanges des Riesengebirges aufnimmt, reicht nicht hin, das Thal hinlänglich zu bewässern. Seen von Bedeutung fehlen, und wenn man die Gegend bei Erdmannsdorf und Fischbach ausnimmt, erscheint meistens das Thal auf eine nicht angenehme Weise trokken, aber man muß gestehen, daß es dennoch sehr reizend ist. Die Gebirgsdörfer, die sich am Fuße des Riesengebirges hinziehen, zeigen doch noch immer die Spuren eines jetzt leider immer mehr verschwindenden Wohlstandes. Wo die Armuth nicht Alles niedergedrückt hat, sind die Häuser freundlich; durch die hellen Fenster blickt die Reinlichkeit der Stuben hervor, und das Fahren durch diese Dörfer, wo wir allenthalben anmuthige Blumengärten entdecken, die vor den Wohnungen liegen, macht doch einen sehr heitern Eindruck. In einiger Entfernung von einander liegen

die Schlösser, die von dem Prinzen Wilhelm und von einem Theil des mächtigen Adels bewohnt sind. Die großen Parks, welche die Schlösser umgeben, grenzen in einer langen Strecke, die fast 2½ Meilen reicht, aneinander: vortreffliche Chausseen durchziehen das Thal in allen Richtungen. In Fischbach bringt Prinz Wilhelm, der Bruder des verstorbenen Königs, mit seiner Gemahlin den größten Theil des Sommers zu, und verläßt nur ungern das alte Schloß, welches erneuert und mit geschmackvoller Pracht eingerichtet ist. Die Anlagen werden unter seinen Händen immer anmuthiger; mit den armen Einwohnern des Dorfes und der Umgegend unterhalten er und seine Gemahlin ein fortdauernd wohlwollendes Verhältniß. In der That kennt die Prinzessin diese armen Weberfamilien nicht allein, sondern auch ihre häusliche Lage, und die Einwohner segnen die Anwesenheit des Königlichen Paares. Der Park von Fischbach grenzt nahe an den von Buchwald, wo die Gräfin von Rheden ein reizendes Landschloß in der Mitte ihres Parks bewohnt. Diese edle Frau war seit vielen Jahren die unermüdliche Wohlthäterin der Gegend, mit einer klaren Uebersicht hat sie alle Verhältnisse der armen Weber aufgefaßt,

ja mit ihrer Schwester, Fräulein von Riedesel, sich ein wahres Studium daraus gemacht. Diese höchst verständigen, geistreichen Töchter eines ausgezeichneten Vaters haben die Königliche Familie mit der Lage der armen Weber bekannt gemacht, und wie viel schrecklicher würde das Elend, bei dem gesunkenen Leinenhandel, in dieser Gegend gewesen sein, wenn ihre langjährige Erfahrung nicht eine jede mögliche Hülfe herbei gerufen hätte. Der Graf Rheden, früher Minister, bekannt durch den Aufschwung, den der preußische Bergbau durch ihn nahm, hatte mehrere Jahre in England zugebracht, und der Park, den er anlegte, hat durch seine Kenntniß der englischen gewonnen. Hier brachte er die letzten Jahre seines Lebens in ruhiger Zurückgezogenheit zu. Der Park grenzt unmittelbar an den von Erdmannsdorf, jetzt bekanntlich der reizende, durch neue Anlagen und Bauten ausgezeichnete Sitz des Königs, früher der Wohnsitz des Generals Gneisenau. Die Neigung des Generals zum geselligen Leben, und seine grenzenlose Gastfreiheit versammelte hier oft eine große Menge der im Kriege ausgezeichnetsten Offiziere der preußischen Armee, und Gäste aus der Umgegend strömten seinem gastfreien Hause zu. Eine

Berghöhe trennt Erdmannsdorf von Stonsdorf, doch ist die Entfernung dieser beiden Schlösser unbedeutend. Hier lebte der liebenswürdige, in die religiöse Richtung ganz versunkene Graf Reuß. Er starb in seinem 85sten Jahre. Wie ganz anders war die Richtung des Lebens, welche sich in seinem Kreise darstellte. Der alte Graf hatte sich ganz der Brüdergemeinde angeschlossen, christliche Prediger, die durch den Ernst, mit welchem sie sich mit den innern Kämpfen des religiös bewegten Gemüths beschäftigten, sich auszeichneten, waren, wenn sie in diese Gegend kamen, jederzeit willkommen. Es fanden Andachtsstunden in der Schloßkapelle statt; eine kindliche Religiosität, eine stille, heilige Ruhe herrschte in diesem Hause. Nach allen Weltgegenden von der Brüdergemeinde Ausgesandte, aus Amerika und Afrika heimkehrende Missionäre versammelten sich bei ihm, und in seinem stillen Hause trat auch die merkwürdige, in der That großartige, mehrere Weltgegenden umfassende schöne Thätigkeit der Brüdergemeinde hervor. Da die Missionäre, wenn sie ausgesandt worden, nicht versäumten, von dem Greise, der für sie ganz lebte, Abschied zu nehmen, und seinen Segen zu empfangen; da die zu-

rückkehrenden ihm die Berichte von dem Zustande der Missionen zu überbringen eilten: so vereinigten sich hier die neuesten Nachrichten, wie sie später gedruckt in den Missionsblättern erschienen; und man ward in den Kreis der wenig bemerkten, aber tief greifenden, segensreichen Thätigkeit der Brüdergemeinde versetzt, nicht ohne von der stillen Macht dieser unscheinbaren christlichen Gesinnung ergriffen zu werden. Wie verschieden lauten diese Berichte von allen übrigen, die eine allgemeine Aufmerksamkeit der Geister hervorriefen. Hier Aufruhr unter den Negern, dort Kämpfe der europäischen Ansiedler mit den Einwohnern, hier antiquarische, dort wichtige naturwissenschaftliche Entdeckungen, hier die immer mehr verwickelten Weltverhältnisse der Kolonien, dort Uebersichten über den Zustand des Handels, dessen Interesse doch eigentlich das Hauptelement des ganzen Lebens und Daseins der europäischen Kolonien bildet. Vergleichen wir nun die Wirksamkeit der Brüdergemeinde mit diesen in der Geschichte laut werdenden Verhältnissen, wie still, wie Wenigen bekannt erscheint sie; wie abgewandt von den mächtigen geschichtlichen Bewegungen, wie beschränkt, und dennoch wie bedeutend.

Der alte Graf Reuß war, wie ich ihn in den letzten 14 bis 15 Jahren seines Lebens kannte, einer der liebenswürdigsten Greise, die ich jemals sah, klein, höchst beweglich. Eine grenzenlose Gutmüthigkeit sprach aus allen seinen Gesichtszügen, und seine fast zu große Dienstfertigkeit setzte seine Gäste nicht selten in Verlegenheit. Seine Einfalt war unbeschreiblich rein, und man würde ihm unrecht thun, wenn man sie Beschränktheit nennen wollte. Er überschaute seine Verhältnisse sehr klar, er brachte der Armuth manches Opfer, aber er wußte auch, was er that, und ein verständiger Plan lag der Anwendung seiner Gaben zum Grunde; man konnte ihn im edelsten Sinne ein Kind nennen, aber die Kindlichkeit hatte mit dem Kindischwerden des Alters nichts gemein. Er lebte nur für den christlichen Tod; er ging in seinen Glauben, in seine höheren Hoffnungen ganz auf. Er war taub, und wenn man sich mit ihm unterhalten wollte, mußte man, wenn auch nicht laut, doch sehr klar, langsam und deutlich in das Hörrohr hineinsprechen, aber diese Taubheit machte, wenigstens auf mich, einen ganz besondern Eindruck; es war mir, als würde er geisterhaft in die Ferne gerückt, als hätte er sich in die

innere Tiefe des jenseitigen Daseins zurückgezogen, wie ermüdete Greise sich wohl räumlich in eine entfernte Einsamkeit verbergen; aber Alles, was aus dem stillen Glauben entsprang, war grenzenlose Liebe. Alles, worauf die Hoffnung hinwies, quoll aus der Liebe hervor. Der Graf hatte einige meiner Freunde sehr lieb gewonnen; mir versprach er einmal, uns in Breslau zu besuchen, ich wußte kaum, ob ich wagen dürfte, dieses Versprechen anzunehmen. Er kam wirklich und hielt sich einige Tage unter uns auf. Alle Gespräche waren religiösen Inhalts; es war unmöglich, für die Unterhaltung einen andern Gegenstand zu wählen, und wenn man den Greis, der sich dem Grabe nä- herte, sich nach dem Tode sehnte, und um seine Geheimnisse uns zu verkündigen, nur noch auf der Erde zu verweilen schien, sah und hörte, ward man geneigt, ihm mit ganzer Seele dahin zu folgen, wohin er uns zu führen beabsichtigte, um so mehr, da die Schmerzen des Todes, die Qualen einer peinigenden, strafenden Rückerinnerung ihm völlig fremd zu sein schienen. Es waren die Freuden dieser letzten Entwickelungsstufe des Lebens, die er erwartete, und die er allein aussprach. Hier sollte ich nun eine jener merkwürdigen

Stunden, die in der Brüdergemeinde eine so große Bedeutung haben, erleben, die von den Brüdern so genannten Stunden der Erweckung. Es ist bekannt, daß sie in der Geschichte der Brüdergemeinde eine wichtige Rolle spielen, daß man ihr Andenken da, wo sie tief in die Geschichte der Gemeinde und ihrer Entwickelung eingriffen, noch immer feiert. Der Greis hatte von der innigen Liebe zum Heilande gesprochen, wie das Bewußtsein des ganzen Daseins und Lebens in dieser Liebe aufgehen müsse, wie wir von ihr durchdrungen, unberührt von jedem Kummer, alle Sorge leicht tragen würden, und selbst durch das Dunkel des Todes von dem Heilande geleitet, fröhlich dem höchsten Dasein entgegen gingen, welches uns unmittelbar zu ihm führte. Wir waren in der That alle von der Rede ergriffen; er hatte uns der letzten Stunde, gegen deren unvermeidliche Annäherung das menschliche Gefühl sich sträubt, ganz nahe geführt; wir alle folgten ihm gern, ja freudig; da erhob er sich, forderte uns alle sämmtlich auf, im Kreise stehend, uns wechselseitig die Hände zu reichen. Wir sollten uns unter einander treue Liebe in Ihm, unserm Heilande, Ihm aber die Liebe unbedingt schwören,

dann umarmten wir uns, und ein jeder gab dem andern den Bruderkuß. Ich erinnerte mich der freundlichen Zusammenkünfte der begeisterten Jugend. Waren wir da nicht öfters erst dann fröhlich und heiter gestimmt, wenn wir, von einem tiefen Ernste ergriffen, einander in die Arme sanken, und uns wechselseitig verpflichteten, für Wissenschaft und Kunst, in bedenklichen und gefährlichen Zeiten für den bedrohten Staat, ganz zu leben und zu sterben: war nicht in solchen Augenblicken die innerste Wahrheit des Daseins uns nahe gerückt? Es war, ich mußte es bekennen, derselbe Geist, der uns jetzt durchdrang, aber, verglichen mit jenem, noch immer in der Erinnerung theuren, der reinste, heiligste, gewaltigste; und als der einfache Greis in seiner tiefen Einfalt uns so an den Rand des Grabes hingeführt hatte, wären wir mit Freuden hinabgestiegen. Diese Stunde bildet einen wichtigen Moment in meinem Leben. — Wie merkwürdig ist es doch, wenn wir in spätern Jahren solche Ereignisse in die Erinnerung zurückrufen. Auf wie verschiedene Weise drängt sich uns das Göttliche des Daseins in den abweichendsten Formen auf, reißt uns von allem Aeußern los und verbindet uns doch

eben dann in der göttlichen Liebe am innigsten mit Allen! —

Vielleicht etwas über eine halbe Meile weiter hat in Warmbrunn Graf Schaffgotsch seine ansehnliche und prachtvolle Residenz. Die Familie ist eine der geschichtlich bedeutendsten Schlesiens, die Erinnerung mehrerer Jahrhunderte lebt in ihr; sie bildet eine Hauptrepräsentantin der katholischen Vorzeit, und wo sie mit innerer Sicherheit hervortritt, lebt noch in ihr die mächtig imponirende Loyalität und zügelnde Sitte der katholischen Vergangenheit. Warmbrunn, Hermsdorf, die allgemein bekannte schöne Ruine Kynast, bilden, durch ihre Nähe vereinigt, eine Gegend, die als verschiedene Abtheilungen der Residenz betrachtet werden kann.

Später, als Fürst Biron starb, ward Ruhberg die Sommerresidenz des Fürsten Radziwil. Wer das Glück hatte, in der Nähe dieser, in jeder Rücksicht geistig bedeutenden Familie zu leben, wird mit Freuden an die genußreiche Zeit zurückdenken. Der Fürst, mit offenem Sinne für alles geistig Bedeutende, noch im Alter ein schöner Mann, durch sein geistreiches musikalisches Talent ausgezeichnet, seine königliche Ge-

mahlin in enger Verbindung mit den ausgezeichnetsten Geistern der Hauptstadt, die liebenswürdige, milde, treffliche Tochter, deren frühzeitiger Tod allgemein betrauert wurde: diese bildeten einen Kreis der geistreichsten Geselligkeit der Hauptstadt. Nichts Bedeutendes ward laut, was nicht aus diesem Kreise wiederklang; ein jeder ward nach seiner Art verstanden, und in allen Gliedern der Familie herrschte der nämliche Geist. Wer erinnert sich nicht mit Wehmuth der tief tragischen Zeit, welche den Fürsten so plötzlich, dann die Tochter, und nach geringer Zeit auch die Mutter tödtlich traf! Wenn wir nun die bedeutenden Geschlechter, die in kurzer Entfernung von einander damals die schönen Thäler am Fuße des Riesengebirges bewohnten, überschauen, müssen wir doch gestehen, daß hier ein höchst bedeutendes Leben in den verschiedensten Elementen sich aufgeschlossen hatte. Ein vermittelndes Glied zwischen Adel und Hof, zwischen beiden und dem Volke, ward durch die Gräfin Rheden und ihre Schwester dargestellt. Die Erinnerung an den mächtigsten Kampf, der jemals Europa erschütterte, lebte wieder auf im Hause einer der mächtigsten Genien dieses Krieges.

Abgewandt von allem Aeußern wurden wir von dem innersten Leben, der tiefsten Religiosität ergriffen durch den Grafen Reuß, und die geschichtliche Vergangenheit der Provinz trat uns durch einen mächtigen Repräsentanten in Warmbrunn entgegen.

In den lieblichsten Monaten des Jahres erscheinen Hirschberg, Warmbrunn und Schmiedeberg, mit den dazwischen liegenden Dörfern, wie eine große, mächtige Sommerresidenz; die Chausseen, die sie trennen, als fortgesetzte Straßen derselben Stadt; ein in der Mitte durchgehender Park, unter die angesehensten Bewohner vertheilt, vereinigt die getrennten Theile der mächtigen Residenz. Warmbrunn ist einer der ansehnlichsten Badeörter des Gebirges, die übrigen Bäder, Altwasser, Salzbrunn, Reinerz, Kudowa, Landeck, schicken ihre Badegäste sämmtlich hierher.

Schaaren von Reisenden aus Norddeutschland, auch aus entfernteren Gegenden des Reichs, ja aus fremden Ländern vereinigen sich hier. Auf den schönen Chausseen drängen sich glänzende Reisewagen und jugendliche Fußgänger. In den günstigsten Monaten ist es kaum möglich, in den besuchteren Bauden eine Streu für die nächtliche Ruhe zu finden; die größten

Schenkstuben sind dann nicht etwa von Bauern, sondern von der glänzendsten Gesellschaft, Herren und Damen, angefüllt, die oft durch das Seltsame und Ungewöhnliche der Situation freudig aufgeregt sind. Kaum ist es möglich, in dieser Zeit die Koppe zu besteigen, ohne Gäste aus den verschiedensten Gegenden zu treffen. Wie oft traf ich hier, wie in den Bauden, Freunde und Freundinnen, die in ihrer Noth theils wirklich geängstigt, theils mit der Lage, in welcher sie sich befanden, launig spielend, bei mir Hülfe suchten. Mehrere Jahre hindurch verlebte ich hier in Fischbach, Ruhberg, Buchwald, Erdmannsdorf und Stonsdorf, mir unvergeßliche Stunden. Seltner zwar erschien ich in Warmbrunn, aber dann doch immer von der gräflichen Familie wohlwollend aufgenommen.

Diese vereinigten Thäler, die doch ein großes gemeinschaftliches bilden, haben etwas höchst Besonderes und Eigenthümliches, in den Gebirgsgegenden Seltenes. Durch einen großen Bildungsprozeß der Erde ist hier in der Mitte des Gebirges eine ungeheure Granitmasse verschwunden, die nur in ihren zertrümmerten Resten übrig blieb. Durch heftige Ströme übereinandergewälzt und abgerundet, von Moosen

überwachsen, nach und nach mit fruchtbarer Erde überdeckt, entstand an der Stelle wüster und rauher Gebirgsgegenden das liebliche Thal mit seiner starken Bevölkerung.

Hier wohnen jetzt die von dem verstorbenen Könige aufgenommenen, aus Zillerthal vertriebenen Tyroler in ihren Gebirgshäusern, und neue Anlagen, prachtvolle Gebäude werden immer mehr und mehr der Gegend zur Zierde dienen, seit Erdmannsdorf ein königlicher Besitz geworden ist.

Dieses Thal nun ward am zweiten Tage bereist; noch war es von keinem Mitgliede der königlichen Familie bewohnt. Die Absicht war zugleich in den vier Schlössern Besuche abzustatten, und ich kann nicht umhin, hier einen Umstand zu erwähnen, der auf diese Art in meinem Leben einzig dasteht. Wir hatten in Ruhberg, wie sich von selbst versteht, gefrühstückt, ehe wir ausfuhren. In Buchwald, eine Viertelmeile weiter fanden wir ein zweites, zwar leichtes, aber elegantes Frühstück, in Erdmannsdorf ein drittes; Gneisenau war zwar nicht da, aber die Generalin hatte für eine glänzende Tafel gesorgt. Ein großer Tisch war prächtig servirt, und bog sich unter der

Menge ausgesuchter Speisen: ich wurde an Camacho's Hochzeit im Don Quixote erinnert.

In Stonsdorf wurden die königlichen Prinzen in eine unangenehme Verlegenheit gesetzt. Ich hatte die Besteigung des Prudelberges vorgeschlagen, weil wir da den Schieferring, der den in der Mitte zertrümmerten Granit umgiebt, vollständig übersehen konnten. Dieser Vorschlag war von den wißbegierigen königlichen Prinzen angenommen, und dem alten Grafen Reuß mitgetheilt; aber er fand nicht den Beifall des Fürsten Biron. Dieser, mit seinen Einwendungen abgewiesen, wollte seine Absicht dennoch durchsetzen; er fuhr dem Prudelberg vorbei, und führte den Kronprinzen unmittelbar nach dem unten liegenden Schlosse. Das ganze Gefolge fuhr nach. Ich sah die Verwirrung, die daraus entstehen mußte, voraus. Der alte Graf hatte das vierte Frühstück auf der Spitze des Berges auftragen lassen; er selbst erwartete uns da. Das Schloß stand leer, die Prinzen erschraken und eilten dem Prudelberge zu. Indessen sah der Graf alle Wagen dem Schlosse zufahren, und erschrak ebenfalls. Der alte Herr eilte den beschwerlichen Berg herunter, und die Prinzen trafen ihn am Fuße desselben. Höchst theil=

nehmend und entschuldigend äußerten sie sich nun über die so bedeutende Beschwerde, die dadurch für den Greis entstanden war; aber ich bewunderte die Rüstigkeit, mit welcher er den Berg zum zweiten Male erstieg. Hier also genossen wir das vierte Frühstück. Aber das eigentliche, das fünfte, welches bestimmt war mit Ruhe genossen zu werden, fand zwischen den Ruinen des Kynast statt. Hier war der Graf Schaffgotsch der Wirth. Es dauerte wohl einige Stunden, alles Auserlesene war im Ueberfluß da.

Der offene Sinn der königlichen Prinzen für jede Naturschönheit ist bekannt; sie genossen, was die liebliche Gegend darbot, mit voller Seele. Hier in diesen Gegenden drängte sich das Volk in großen Massen um uns her; es hatte keine Störung zu fürchten. Schon bei der Ankunft der Prinzen in Ruhberg erschienen eine Menge Gensd'armen und bewiesen sich höchst geschäftig: das Toben, welches dadurch entstand, zog die Aufmerksamkeit des Kronprinzen auf sich; er ließ den Offizier kommen und fragte ihn: was er hier mit seinen Untergeordneten wolle? Dieser äußerte seine Furcht vor Unordnungen durch die beschwerliche Zudringlichkeit des Volkes. „Ich will keinen Gensd'ar-

men sehen, entfernen Sie sich mit Ihren Leuten; ich will auf eine solche Weise nicht von dem Volke getrennt sein; sein Sie unbesorgt, und überlassen Sie es uns, wie wir mit einander fertig werden." Bei dem ersten Souper in Ruhberg standen die Einwohner, selbst die angeseheneren dicht an den Fenstern des Salons. Alles blieb ruhig, kaum wurde das leiseste Gespräch gestört. An dem Tage der Reise durch das Thal aber, durch das schöne Wetter begünstigt, strömte das Volk aus allen Gegenden laut jubelnd herbei. Die Menge erwartete die Prinzen an allen Orten, viele standen geduldig harrend an den Landstraßen aufgepflanzt, nur um den eilig vorüberfahrenden Wagen zu erblicken. Aber der waldige Berg, auf welchem der Kynast liegt, war in allen Richtungen von den dicht zusammengedrängten Menschen besetzt; die Stunden, die hier zugebracht wurden, lockten einen immer mehr wachsenden Haufen herbei. Als das Frühstück beendet war, trat der Kronprinz unbefangen in die Mitte der dichtesten Haufen, grüßte diese, unterhielt sich mit Mehreren; der Muth der Menge wuchs, die Vertraulichkeit zwischen dem versammelten Volke und seinem zukünftigen Herrscher steigerte sich, und als der

Kronprinz den schroffsten Abhang des Berges eilig herunterging, umgab ihn von allen Seiten die Volksmasse; sie drängten, stießen sich unter einander; die Eile, mit welcher das Volk herunter lief, schien immer bedenklicher, oft fürchteten wir, daß hier und da ein Haufe im unaufhaltsamen Fortlaufen sich auf die Prinzen stürzen würde, doch dies geschah nicht. Wo sonst ein polizeilicher Zwang Widerstand und schlechte Stimmung erzeugt hätte, da gehörte es zum Jubel des Tages, daß das Volk sich selber beherrschte. Wo die Prinzen erschienen, bildete sich in ehrfurchtsvoller Entfernung ein Kreis, der die hinablaufenden zurückdrängte; lachend und jubelnd hatte, was sonst ein unerträglicher Zwang erschien, sich in ein heiteres Spiel verwandelt. Die unsägliche Freude, die hier mit der treuen Verehrung verbunden, laut ward, gestaltete das unbefangene, nirgends gehemmte Leben als ein Fest, und wo sich das Volk am freiesten gehen ließ, lag doch etwas unsichtbar Feierliches im Hintergrunde, welches die wilde willkürliche Bewegung zu zügeln und zu beherrschen schien. Wir besahen in dem herrschaftlichen Hause in Hermsdorf die gräfliche Bibliothek, die doch Manches geschichtlich Merkwür-

dige und Seltene enthält, und übersatt ruhten wir an der glänzenden Mittagstafel, bei der sechsten Mahlzeit, aus. Ermüdet, brachten wir den Abend in Ruhberg zu. Am dritten Tage wurden die Falkenberge bestiegen.

Das Wohlwollen und die Aufforderung, die an mich erging, an den Gesprächen des Abends Theil zu nehmen, traten lebhafter hervor, und diese Stunden, in welchen der Kronprinz sich mit Zeichnungen beschäftigte, geistreich componirte Gruppen ersann, und, über die Zeichnung weg, die Unterhaltung lebhaft fortsetzte, sind mir unvergeßlich.

Die Prinzen reisten ab, ich kehrte mit dem Grafen Anton Stolberg (dem jetzigen Staatsminister, den ich aus dem Kriege kannte, und der mir sein Vertrauen schenkte, und mich öfters in Breslau mit seinem Besuche beehrte), nach Schweidnitz, und von dort allein nach Breslau zurück.

Fortgesetzte Turnstreitigkeiten.

Nach meiner Rückkehr ward mein Verhältniß zu den Turnplätzen immer bedenklicher.

Da meine Aeußerungen über das Turnen, sowie sie in den Caricaturen des Heiligsten, dem größern Publicum nicht zugänglich erschienen, und eben da, wo ich sie bekannt wünschte, nicht gelesen wurden, so beschloß ich, jemehr in ganz Deutschland der Fanatismus der Jugend sich steigerte, desto entschiedener ihm entgegen zu treten. Eine Veranlassung dazu fand sich bald. Professor Passow hatte eine Schrift herausgegeben unter dem Namen: „das Turnziel," und Professor Kayßler suchte die Ansicht, welche die Turnplätze beherrschte, speculativ zu begründen. Meine kleine Schrift führte den Namen der Passow'schen; der Titel sollte bezeichnen, daß das, was Passow wollte, nicht so friedlich zu erreichen sei, daß vielmehr eine kaum mehr zu überwältigende Macht ein anderes verworrenes Ziel verfolgen würde. Die Schrift war an Kayßler gerichtet. Daß es ganz besonders meine Absicht war, das ruhige Maaß der Erziehung und des Unterrichts unter den Knaben, unter den Studien

der Jünglinge auf den Universitäten zu erhalten, welches allein ein Gedeihen der Wissenschaft und Kunst verspricht, kann man in jeder Zeile erkennen. Aber zugleich war der Streit jetzt in Breslau sehr heftig geworden. Harnisch, der sehr verdiente Director eines Schullehrer-Seminars in Breslau, hatte sich mit seinen Seminaristen den Turnplätzen angeschlossen, und fand sich veranlaßt, sie öffentlich zu vertreten. Gegen ihn war der Professor Menzel aufgetreten; außerdem erschienen unbedeutende Flugschriften, die ein immer mehr wachsendes leidenschaftliches Gepräge annahmen; auch die Regierung erklärte sich, obgleich nicht öffentlich, für die Turnplätze. Ich suchte meine Ansicht völlig objectiv aufzufassen. Nicht wie das Turnen in Breslau, sondern wie es in Deutschland erschien, nicht wie es hier oder da mit seinen Excessen hervortrat, bekämpfte ich es, vielmehr in seiner allgemeinen geschichtlichen Bedeutung. Von einer politischen Tendenz, die sich hinter den Turnplätzen verbergen konnte, war gar nicht die Rede. Das Wartburger Fest, und was dieses veranlaßte, ward nicht erwähnt; eben deswegen nahm ich von den Streitigkeiten, die um mich her stattfanden und immer heftiger wurden, keine No-

tiz. Schon waren mehrere Bogen der kleinen Schrift gedruckt, als mein Verleger und Freund Max zu mir kam und mir berichtete, es sei von der Regierung eine Verfügung an die Buchdrucker ergangen, keine Schrift für oder wider die Turnplätze mehr zu drukken; auch den Druck meiner Schrift wagte der Buchdrucker nicht fortzusetzen. „Sie wissen ja," antwortete ich ihm, „daß ich als Professor Censurfreiheit habe; es steht nicht in der Gewalt der Regierung, den Druck meiner Schrift zu verhindern, das Verbot derselben geht also nur auf andere Schriften, und trifft mich gar nicht." Ich ließ dieses dem Buchdrucker bekannt machen, fand es aber zugleich nothwendig, durch ein paar Zeilen die Regierung zu bitten, dieses Mißverständniß sobald als möglich zu heben. Es vergingen mehrere Tage, aber von Seiten der Regierung geschah nichts. Ich besuchte selbst den Regierungs-Director, welcher mir ausweichend antwortete; und da noch eine längere Zeit fruchtlos verstrich, schrieb ich an das Ministerium und forderte es auf, meine Censurfreiheit gegen die gesetzwidrigen Eingriffe der Regierung in Schutz zu nehmen. Nachdem dieses Schreiben abgegangen war, ließ mich Herr v. Merckel, der Chef-

Präsident der Regierung, auffordern, ihm einen Besuch abzustatten. Er war damals zugleich Regierungs-Bevollmächtigter der Universität. Ich erschien. Es ward viel hin und her gesprochen. Das Gespräch ward warm, ja heftig. Ich konnte nur versichern: daß meine Schrift mit den Turnstreitigkeiten, wie sie in Breslau stattfanden, nichts gemein hatte; daß ich mehr ganz im Allgemeinen gegen die Gefahren solcher Erziehungsversuche, die noch keineswegs klar in sich abgeschlossen wären, aufträte, um auf die bedenkliche Seite derselben aufmerksam zu machen; daß eine solche Untersuchung doch nicht allein erlaubt, sondern selbst erwünscht sein müsse, wenn von einer so wichtigen, um sich greifenden Unternehmung die Rede sei. Wenn ich mich auf meine schriftstellerische Stellung berief, so glaubte ich voraussetzen zu dürfen, daß ich nicht unter diejenigen gerechnet würde, die eine so wichtige Sache oberflächlich behandelten. Wenn ich auch in persönlichem Streite oft heftig erschiene, so wäre meine Feder doch ruhig und leidenschaftslos, und ich pflegte genau zu erwägen, was ich drucken ließe. Das Gespräch endigte ohne Erfolg. Aber eine Verfügung an meinen Buchdrucker fand immer noch nicht statt. Herr

v. Altenstein antwortetete schnell, und wie ich erwarten konnte: Meine Censurfreiheit sei ein mit meiner Stellung als Professor verbundenes, von Sr. Majestät ausgehendes Recht, und es könne von keiner Behörde, eben so wenig durch das Ministerium, als von irgend einer anderen, angetastet werden. Aber er ersuchte mich dringend, die Schrift zurückzuhalten, die mich in die unangenehmste Verwickelung hineinziehen würde. Aus diesem ministeriellen Schreiben, wie überhaupt aus den Nachrichten, die jetzt von allen Seiten warnend mir zukamen, sah ich, daß die höchsten Behörden einen Angriff auf die Turnanstalten bedenklich fanden. Desto nothwendiger erschien er mir. Ich darf mich darauf berufen, meine Feder war ruhig und besonnen; was ich anzugreifen beschloß, war mir wichtig: aber wenn ich schrieb, kannte ich weder äußere Rücksichten, noch Vorurtheile. Die Schrift erschien. Wenn ich eine solche Arbeit vollendet habe, mag ich nichts weiter von ihr hören. Ich kenne das Glück vieler Schriftsteller nicht, die sich selbstgefällig in einem fertig gewordenen Werke bespiegeln. Ich war nie mit irgend einer Schrift zufrieden, ich suchte sie zu vergessen. Was Deiner Ueberzeugung nach geschehen

mußte, ist geschehen, dachte ich mir, und vertiefte mich in andere Arbeiten, in die Fortsetzung der Caricaturen des Heiligsten: aber an meine letzte kleine Schrift sollte ich noch auf eine andere und unerwartete Weise nur zu sehr erinnert werden. Ich fand eines Tages einen Brief unter der Serviette. Die Handschrift der Adresse war mir unbekannt; ein Siegel mit einem einfachen Buchstaben verschloß den Brief; ich erbrach ihn gleichgültig, und erschrak nicht wenig, als ich die Unterschrift des Fürsten Hardenberg fand. „Ich habe," schrieb der Staatskanzler, „diesen Weg gewählt, um Sie, ohne daß es auffällt, über ihre Schrift, „das Turnziel", im Geheimen zu sprechen. Verfügen Sie sich sogleich nach Berlin; ersinnen Sie aber eine Privatangelegenheit, die diese schnelle und plötzliche Abreise begreiflich macht." Gehorchen mußte ich zwar, aber mir war seltsam zu Muthe. So rein meine Feder war, so fing ich doch an, zu fürchten, daß der Staatskanzler Etwas zwischen den Zeilen herausgelesen, woran ich nicht entfernt gedacht hatte. Es war Weihnachten 1819. Ein eigentlicher Urlaub war also nicht nöthig. Ich zeigte dem Regierungs-Bevollmächtigten meine Abreise an, und eilte

mit Extrapost Tag und Nacht nach Berlin. Ich glaubte den Befehl des Staatskanzlers genau befolgen zu müssen, stieg in dem goldenen Adler an dem Dönhofsplatz ab, in der Nähe der damaligen Wohnung des Fürsten. Spät Abends angekommen, ließ ich mich weder bei Verwandten noch Freunden sehen; und meldete mich am andern Morgen früh bei dem Fürsten. Ich ward sogleich vorgelassen, und der Fürst schien einigermaßen verlegen. Was ich befürchtete, traf leider ein, er schien vorauszusetzen, daß ich von bedenklichen, vielleicht sogar gefährlichen Unternehmungen der Turner etwas wisse. Er erwartete von mir Auskunft in dieser Rücksicht, ja sogar wohl Entdeckungen. „Ihro Durchlaucht, rief ich erschrocken und heftig aus, irren sich völlig. Ich habe von den Ansichten der Turnplätze geschrieben, von ihren Absichten weiß ich nichts. Es ist ein Streit zwischen mir und meinen besten Freunden, die ich schätze und liebe, es sind die treuesten Bürger, die besten Unterthanen, die trefflichsten Menschen, eben deswegen schien es mir um so nothwendiger, sie zu bekämpfen; ich that es mit blutendem Herzen. Ich bin nicht geboren ein Angeber zu sein. Ich kann es nicht

werden. Gegen eine Andeutung gefährlicher Art würde ich entschieden auftreten, sobald sie sich auch noch so leise zu äußern wagte.“ Wir sprachen hin und her, der Fürst äußerte sich auf's Gütigste, und von einer Angeberei meinerseits war nicht mehr die Rede. Aber jetzt kam ein anderes Verhältniß zur Sprache, welches ich in meiner aufgeregten Stimmung völlig unbefangen und ohne Bedenken hervorhob. „Ihro Durchlaucht, sagte ich, ich bin es meiner Ehre schuldig, von jetzt an das Geheimniß aufzuheben; ich werde meine hiesigen Turnfreunde, es sind nicht wenige, aufsuchen, dieses Gespräch so günstig darstellen, wie möglich, aber es muß bekannt werden, daß ich in keinem geheimen Verhältniß zu Ihrer Durchlaucht stehe.“ Der Fürst war ein zu edler Mann, um nicht einzusehen, daß dieses nothwendig war. Bevor das Gespräch die bedenkliche Wendung nahm, hatte der Staatskanzler von meiner finanziellen Lage gesprochen, die er kannte, da ich mich, auf sein Wohlwollen vertrauend, einige Monate früher unmittelbar an ihn gewandt hatte. Er gab mir die besten Versicherungen. In der Aufregung des nachfolgenden Gesprächs war diese ganze Sache von mir vergessen worden.

Als ich nach einer Audienz von fast zwei Stunden den Staatskanzler verließ, eilte ich Reimer aufzusuchen. Er erschrak, als er mich sah. Ich erzählte ihm im Vertrauen Alles. Er lud mich zum Abend ein. „Aber — sagte er, so gern ich Dich sehe, so weiß ich nicht, ob ich Dir rathen darf, zu kommen. Den Turnfreunden ist es nicht unbekannt, daß Du hier bist, ganz heimlich von dem Staatskanzler herberufen, und gerade heute Abend werden sich Viele bei mir versammeln.“ — „Desto besser, antwortete ich, ich suche sie.“ Ich verließ ihn, und besuchte Schleiermacher; auch dieser war sehr unzufrieden mit meiner Schrift. „Steffens, sagte er, Du weißt nicht, was Du gethan hast.“ Ich fing jetzt an zu glauben, daß eben die Ruhe und Unbefangenheit, mit welcher ich die Schrift ausgearbeitet hatte, gefährlich geworden, daß sie in einer schwankenden Zeit den grenzenlosen Verdacht wahrscheinlich genährt hatte. Ein so fremdes Element in meinem Leben, ein solcher fremder Tropfen in meinem Blut, schien mir mein ganzes Dasein zu verpesten, ich war innerlich tief erschüttert. Ich besuchte meine Verwandten, meine Freunde. Alle waren erschrocken, als sie mich sahen, sie schienen mich

mitleidig als einen Menschen zu bettachten, dessen ganzes bürgerliches Dasein von jetzt an erschüttert wäre. Alles, was mich innerlich zerstörend beschäftigte, seit ich den unglücklichen Brief eröffnet hatte, senkte sich wie ein düsterer Schatten in meine Seele. Aufgefordert von meinem Schwager, Geheimen Rath Alberti, zog ich zu ihm. Ich weiß kaum, wie ich den Tag zubrachte; der Abend näherte sich, und ich erschien bei Reimer.

Hier nun stürzte der ganze Haufe der aufgeregten Erzürnten, wie sie mir entgegenschrieen und wohl auch sich darzustellen suchten, als die durch mich verrathenen Menschen, schimpfend auf mich ein. Wohl sah ich unter diesen Männer, die mir stillschweigend Theilnahme bewiesen, keiner wagte es sich zu äußern. Daß ich mich diesen Menschen gegenüber zu stellen vermochte, war fast undenkbar, alle schienen von einer grenzenlosen Wuth ergriffen. Wenn man bedenkt, wie bedeutend die Aufregung in dieser Zeit war, wie mächtig, ja fanatisch sie das Volk, besonders die Jugend beherrschte, und selbst die Behörden in Furcht setzte, wie große Hoffnungen man auf eine Umgestaltung der Erziehung und des Unterrichts, auf eine frische Zu-

kunft Deutschlands bauete; und wenn man nun zugleich voraussetzt, daß ich am Vorabend ihrer bedeutenden geschichtlichen Erwartungen ihnen auf eine gefährliche Weise entgegentrat, und daß sie einen drohenden Widerstand da fanden, wo sie früher Unterstützung erwarteten: so ist ihre Wuth leicht zu erklären. Es waren die Häupter der Turnplätze, diejenigen, von welchen die Bewegung nicht allein in der Hauptstadt, sondern in ganz Deutschland ausging; es war eine Gesinnung, die sich unter dem Drucke mit großer intensiver Kraft genährt hatte; sie, sowohl wie ich, hatten für diese Gesinnung gekämpft, was sie gedacht, gehofft, erstrebt hatten, war ihnen, wie mir, wichtig und bedeutend: aber ich stand ganz allein, von Allen verlassen, nicht hier allein, in ganz Deutschland hatte keine Stimme sich für mich erhoben; selbst Freunde zogen sich zurück; ansehnliche Bürger, hochgestellte Beamte waren durch den Fanatismus in Schrecken gesetzt. Wer am heftigsten die Ansichten der Turner mißbilligte, wagte sich nicht zu äußern, sondern schickte zitternd die Kinder nach den Turnplätzen; ganz im Geheimen hörte ich die Klagen vieler Eltern. Der Minister Herr v. Altenstein brach selbst in solche Kla-

gen aus, die er nicht wagte laut werden zu lassen. Und nun drang sich mir die furchtbare Vorstellung auf, daß ich nicht hier allein, daß ich in ganz Deutschland als ein Angeber erscheinen mußte, und mich dem Heer der Nichtswürdigsten aller Menschen zugesellen sah; ja an diesem Abend gab es Augenblicke, wo ich ein solcher zu sein glaubte. Ich war tief erschüttert, mein ganzes innerstes Dasein war aufgeregt, ich war, ich muß es bekennen, in diesem Augenblicke von mir selbst verlassen. Und wenn man es Schwäche nennen will, wenn ein Mensch, der ganz und gar für Ideen lebte; wenn man die unermeßliche Gewalt der Verzweiflung, die uns ergreift, wenn sich die Geschichte gegen uns zu erklären scheint, so nennen will: so war ich schwach, ich brach in einen heftigen Thränenstrom aus, und eilte, die wüthende Versammlung zu verlassen. Ein armer junger Mensch, dessen Fanatismus später in Wahnsinn überging, und dessen trauriges Schicksal ich betrauert habe, eilte mir nach: „Ich fluche Dir," schrie er, „denn Du hast das Heiligste verrathen."

Ich mußte noch einige Tage in Berlin zubringen. Ich ward nach Glienicke zum Staatskanzler eingeladen. Er war, wie er hier in seiner häuslichen Um-

gebung saß, doch sehr altersschwach; ich fand bei ihm die Fürstin, Koreff, eine somnambule Dame, von der viel die Rede war, und einen dicken Pächter, der sich etwas einfältig darstellte, und über dessen Verhältniß zur Familie viel gesprochen wurde. Der Staatskanzler war taub, und schien ein Gegenstand der unwürdigsten Behandlung von Seiten seiner Umgebung zu sein. Nur sein noch immer schöner, ja wahrhaft vornehmer Anstand imponirte. Nach Tische hatte ich noch ein langes Gespräch mit ihm. Mit Thränen versicherte mich der Greis, wie sehr er die wirkliche Freiheit liebe. „Ich habe, sagte er, nach einer constitutionellen Verfassung lange Jahre gestrebt: sollte ich das Werk meines Lebens im hohen Greisenalter aufgeben wollen? Die Wuth dieser Menschen aber hat diese Absicht völlig vernichtet." — „Ihro Durchlaucht, erwiderte ich, Sie hätten diese blinde Hoffnung einer abstracten Constitution nie nähren sollen; Sie haben durch eine unbedingte Einführung der Gewerbefreiheit den vermessensten Eigennutz gepflegt, und alle Bürger gerade da, wo die schönste freie Gesinnung sich entwickeln, die hoffnungsvollste Vereinigung stattfinden konnte, von einander getrennt, ja feindselig einander gegenüber

gestellt. Diejenigen, deren Vereinigung allein alle gesunde Zukunft begründen sollte, verfolgen sich mit wechselseitigem Haß, und ein jeder denkt nur auf die Vernichtung aller übrigen. So aus der schönsten natürlichen Verbindung gerissen, ist jeder Bürger ein Einzelner geworden, und ist als solcher dem Staate preisgegeben, den er nicht lieben kann, den er hassen muß, weil er in ihm keine Heimath gefunden hat. Daher ist der Staat ihm ein abstracter Gedanke, eine vereinzelte Meinung geworden, und das Heiligste, was der Mensch besitzt, hat sich in ein Gespenst verkehrt die Freiheit ist das finstere Zauberwort geworden, welches alle freundliche Bande gelöst hat, als sollten die wild träumerischen Zeiten früherer Staatsphilosophen, die den Krieg Aller gegen Alle nähren, nun wirklich realisirt werden. Wir werden die Zeit erleben, wo particuläre Interessen den Staat völlig beherrschen werden; aber selbst wo diese Verbindungen hervorrufen, sind sie doch nur scheinbar; ein jeder will nur das Recht erwerben, die Uebrigen zu verdrängen. Wenn Sie es noch vermögen, schloß ich, so geben sie den Zünften ihre Gewalt wieder, daß sie, gereinigt von den Sünden, die ihnen den Untergang bereiteten, wie-

der erstehen." — „Die Zünfte, antwortete der Staatskanzler, sind nicht aufgehoben, sie haben das Recht, sich zu vereinigen, nicht verloren." — „Aber, fragte ich, ist das innere Princip der Vereinigung nicht völlig erlahmt, wo äußert es sich?" — „Durch die Polizei," antwortete der Fürst. Ich erschrak; bis zu einem solchen Grade konnten die verwirrenden Meinungen der Zeit einen geistreichen, edeln, erfahrenen Staatsmann verblenden. Ich sah ein, daß es unmöglich war, mich einem Manne, der eine polizeiliche Aufsicht mit dem corporativen Lebensprincip verwechseln konnte, auf irgend eine Weise verständlich zu machen.

Die Rede kam auch auf die Turner. „Ich habe es erfahren, äußerte ich, wie mächtig der erregte Fanatismus ist; ihm geradezu entgegenzutreten, scheint mir für die Staatsbehörden eben so bedenklich, wie für die Turnplätze. Das Mißverständniß, der wechselseitige Verdacht wird sich steigern, und von Seiten des Regiments, wie von Seiten der irre geleiteten Bürger nur Uebles erzeugen. Eine wechselseitige Verständigung scheint mir aber, wie ich die Turner kenne, nicht unmöglich; auch verdienen die Turnplätze nicht, daß man schlechthin feindselig gegen sie auftritt; die

Doctrin muß sie bekämpfen; denn sie ist dazu da, frei und unbefangen sich den drohenden Excessen gegenüber zu stellen. Der Staat aber muß sich an das Wahre, welches sich in den Verirrungen verbirgt, anschließen, wie es ja auch die edelsten und einsichtsvollsten Männer gewonnen hat. „Erklären Ihro Durchlaucht, daß man wohl eingesehen hat, wie wichtig für die Erziehung der Bürger die Turnplätze geworden sind, daß solche Institute aber erst durch eine wechselseitige Verständigung der Staatsbehörden und der verdienstvollen Leiter der Turnplätze ihre tiefste Bedeutung erhalten. Bilden Sie fürs Erste hier eine Abtheilung der Regierung, die mit der Ordnung dieses Geschäfts beauftragt wird, wählen Sie ohne Bedenken solche Räthe, die den Turnlehrern angenehm sind. Der Formalismus des Geschäftsganges ist im Preußischen so entschieden, ja hart ausgebildet, daß ein jeder, selbst der unbesonnene Beamte, schon hinlänglich durch ihn gefesselt wird. Fangen Sie den wilden Jahn ein, nennen Sie ihn Regierungsrath, und machen Sie ihn zum Mitglied einer solchen Regierungsabtheilung. Ich darf den Vorschlag völlig uneigennützig nennen, denn wird er angenommen und

ausgeführt, so verliert keiner mehr als ich; werden die den Turnern angenehmen Beamten ernannt, und Jahn in ihre Mitte versetzt, dann wird ein höhnendes Jubelgeschrei sich eben gegen mich erheben; ich, wird man rufen, habe sie verdächtigen wollen, so wenig sei meine schlechte Absicht gelungen, daß jetzt eben die Turnplätze die verdiente Schätzung erlangt haben. Jahn aber, wenn die Beamten gut gewählt sind, wenn das Netz des Formalismus über ihn geworfen ist, wird erst sich in seiner neuen Stellung glücklich fühlen, und zuletzt zahm werden." Der Staatskanzler lächelte. Auch bin ich überzeugt, daß, wenn etwas Aehnliches mit Vorsicht und Besonnenheit ausgeführt worden wäre, das Unglück eines Mißverständnisses, welches die beste Jugend wie außerhalb des Staatsvereins stellte, nicht entstanden wäre.

Ich verließ den Fürsten, und mußte noch einige Tage in Berlin, wo mich Alles von der Seite ansah, immer der innern quälenden Unruhe preisgegeben, zubringen. Ich schrieb an den Staatskanzler und stellte ihm vor, daß ich jetzt keinerlei Art Gunstbezeigung annehmen dürfe, eine jede solche, die mich sonst, nicht allein des Vortheils wegen, erfreuen würde, könnte

jetzt nur einen Schatten auf meine öffentliche Stellung werfen.

Ich hatte einen kleinen leichten Wagen, ein Mantelsack lag zu meinen Füßen; der General-Postdirector v. Segebart hatte die Güte, mir eine Empfehlung an alle Postämter zu geben; diese ließen mir unaufgefordert drei, auch vier Pferde vor den leichten Wagen spannen. Es war in den ersten Tagen des Januar; keine Chaussee verband Berlin mit Breslau, die Wege waren grundlos, und dennoch erreichte ich in 32 bis 33 Stunden meine Heimat. Es war mitten in der Nacht; die Familie erwartete mich, ich wollte meine Frau aufsuchen. — Da trat, noch auf dem Flur, die Raumer, meine Schwägerin, mir entgegen, ich sah, wie sie einen tiefen Kummer zu überwältigen bemüht war. „Du kannst, sagte sie mit bebenden Lippen, Deine Frau jetzt nicht sehen. Wir haben Deine bestimmte Ankunft ihr verheimlichen müssen, wie Dir ihre Krankheit. Sie ist von einem Nervenfieber ergriffen, das sehr gefährlich war. Bartels fürchtete noch gestern das Schlimmste."

So war der Kelch dieser schauderhaftesten Zeit meines Lebens gefüllt. Schon seit einigen Jahren fingen

meine Haare an grau zu werden, jetzt erbleichten sie plötzlich in wenigen Tagen. Den Tag darauf sah ich meine Frau, sonst die gesündeste aller Frauen, wie sie eben dem Tode entronnen war. Es war wohl eine sehr ernsthafte Epoche meines Lebens.

Allmälig erholte sich meine Frau, und auch ich fing an, meine Stellung besonnener und ruhiger zu übersehen. Mein Einfluß auf die Jugend früher, ich darf es wohl sagen, so mächtig, war doch nicht ganz verschwunden; dem Uebermuthe der Turnplätze gegenüber traten diejenigen, die sich mir anschlossen, wie es der Jugend recht ist und geziemt, trotzig auf. Den Tag nach meiner Ankunft wurde mir ein Vivat gebracht, und warum soll ich es leugnen, diese Aeußerung war mir lieb, sie tröstete, sie erquickte, sie rührte mich.

Ich war in einen Zustand gerathen, der sich nun einmal nicht mehr abweisen ließ; so unerwartet, ja unmöglich er mir bis dahin schien, so war er doch nun einmal da, und die Nothwendigkeit hat über einen jeden Menschen eine große Gewalt. Ich mußte mich in diesem Zustande zurechtfinden, ich mußte mir

die Frage vorlegen, ob er wirklich ein bleibender wäre, ob er, wie ich in der Verzweiflung des unerwarteten Ereignisses glaubte, ein solcher wäre, der durch den Kampf gegen die ewigen Gesetze der unveränderlich gebietenden Geschichte hervorgerufen war, so daß ich durch ihr Fortschreiten von jetzt an keine Unterstützung, keine Hülfe irgend einer Art zu hoffen hatte? Die Geschichte schreitet fort nach göttlichen Rathschlüssen, wir werden durch sie bestätigt, durch einen Glauben, der in der Form der Vergangenheit uns trägt, durch eine Liebe, die als Gegenwart uns in ihrem Sinne in Bewegung setzt, durch eine Hoffnung, die als Zukunft uns tröstlich entgegenkömmt, und uns zuversichtlich verspricht, daß sie die heilige Geschichte selber sei. Alles aber, was in uns ein Nichtiges ist, soll vertilgt werden; insofern wir von diesem gefangen sind, geht die Geschichte über uns weg, wie die erbarmungslose Natur, die in ihrem unwandelbaren Gange sich um unsere Wünsche und Hoffnungen nicht bekümmert. Sie aber — die Geschichte selber — sagte ich mir, hat mein ganzes Leben geleitet, sie hatte mir selbst die Natur in eine sorgfältig pflegende Mutter verwandelt, die mich trug, sie war meine Amme gewesen in meiner

Kindheit, meine Lehrerin in meiner Jugend, sie leitete des Mannes That: sollte sie jetzt plötzlich aufhören meine Tröſterin zu sein?

Schon als die vereinigten Turner persönlich über mich herfielen, in der mitternächtlichen Stunde der höchsten Verzweiflung, als ich geneigt war, das Heiligste in mir zu verleugnen, hörte ich mahnend, strafend den Hahn krähen, der die noch ferne Morgenröthe verkündete und mir weissagte, daß ich berufen sei, dasjenige zu vertreten und zu vertheidigen, was ich jetzt aufzugeben schien. Der härteste Widerspruch, der sich im Innersten meines Daseins regte, sollte gelöst werden, und inmitten der Wuth, die sich über mich ergoß, und mich zu vernichten schien, hörte ich den tröstlichen Laut einer siegreichen Zukunft; leise zwar, ja kaum vernehmbar, aber die ewige Liebe, die sich der Verirrung opferte, wandte mir mahnend ihr Gesicht zu, und der Thränenstrom, der sich ergoß, ward durch sie, und nicht durch die Wüthenden, die mich umgaben, hervorgerufen.

Das ward mir nun völlig klar, als das furchtbare Geschrei, welches sich damals um mich erhub, öffentlich fortgesetzt wurde. Eine Zeitschrift, die lange

geruht hatte, ward wieder erneuert, es war „der Freimüthige.“ Ob sie eine ununterbrochene Fortsetzung der von Merckel und Kotzebue herausgegebenen war, oder nicht, weiß ich nicht; aber da sie den nämlichen Titel führte, mußte ich, als das erste Blatt mir zu Gesicht kam, unwillkürlich lachen. Dasselbe Blatt, welches im Anfange des Jahrhunderts ein Gegenstand meines jugendlichen Muthwillens war, sollte sich also doch nach achtzehn Jahren, wenigstens vorübergehend, auf eine empfindliche Weise rächen. Denn die erste Nummer war doch eigentlich die zweite. Die erste, die mich in der That tief erschütterte, ward nicht gedruckt, sondern in der Fülle der leidenschaftlichsten Aufregung, die mich überwältigte, gesprochen, und das erste gedruckte Blatt war offenbar nur die Fortsetzung des Gesprächs. Ein gewisser Simonsky hatte als Redacteur den Freimüthigen erneuert. Das Blatt fing mit einem Aufsatze an, „die Runensteine“ überschrieben, die bestimmt waren mich zu steinigen. Die Schrift enthielt wahrscheinlich eine Anspielung auf meine skandinavische Herkunft, als wollte man die Gräber meiner Vorfahren aufwühlen, und die Denkmäler benutzen, um mich mit diesen sittlich zu tödten

Auch schien es die Absicht, die alten Runen der benutzten Steine auszulöschen, um neue Inschriften an ihre Stelle zu setzen. Ich habe zufällig irgendwo gelesen, daß Herr Gutzkow gegen mich einen Aufsatz verfertigt hat, der selbst in unsern Tagen das Maaß eines jeden persönlichen Angriffs überschreiten soll. Ich zweifle indessen sehr daran, daß dieser Angriff leidenschaftlicher gewesen sein kann, als der der Turner. Diese schienen in der That so verblendet, daß sie den Sand der Hasenhaide, mit welchem sie mich, und gelegentlich das Publikum, bewarfen, für tödtende Steine, und diese sogar für Runensteine ansahen. Der Aufsatz ist merkwürdig durch den bewundernswürdig großen Reichthum der Schimpfworte. Unter diesen sind einige, die meine Aufmerksamkeit erregten, weil sie mir völlig unbekannt wie unverständlich waren. Vielleicht sind sie wirklich für die linguistische Untersuchung der germanischen Sprache von Interesse. Wer der Verfasser dieses Aufsatzes war, und in wiefern ich dem Gerüchte trauen darf, das damals mehrere nannte, weiß ich nicht. Daß Jahn unter diesen war, versteht sich wohl von selbst, aber auch einige wissenschaftlich verdienstvolle Männer wurden genannt.

Dieser Angriff nahm mehrere Blätter ein. Daß man damit eine erneuerte Zeitschrift anfing, hatte ohne Zweifel einen doppelten Grund; von Seiten des Verlegers und des Redacteurs: der erste glaubte voraussetzen zu dürfen, daß die Popularität des Angriffs dem Blatte neue Leser verschaffen würde; meine uneigennützigen Gegner aber, daß ein solcher Vernichtungsprozeß, eine solche Steinigung, die nicht aufhören würde, bis ich wirklich todt wäre, mit welcher eben daher eine neue Zeit anfing, die Aufmerksamkeit der Leser erregen würde, die schon durch einen solchen, ohne alle Einleitung anfangenden Kampf bewogen werden müßten, mich völlig aufzugeben. Ich konnte mich geschmeichelt fühlen, wenn ich erwog, daß es die Freimüthigkeit selber, der Freimüthige par excellence war, der gegen mich sich von neuem rüsten mußte. Den Eindruck, den dieser Angriff auf mich hatte, hatten die Turner wohl nicht erwartet, er beruhigte mich völlig. Ich mußte über mich selbst lachen, wenn ich bedachte, daß ich den so lächerlich gerüsteten Feind wirklich ein Mal für die Geschichte selber ansah; je wüthender er erschien, desto ruhiger, zuversichtlicher ward ich. Einem Don Quixote ähnlich, hatte ich die Staubwolke der Hasenhaide für

das Zeichen eines herannahenden mächtigen Heeres angesehen, und sah schon die alten germanischen Helden gegen mich anrücken: bei der Annäherung aber verwandelten sie sich in eine blökende Schafheerde, die ruhig vorüberschritt. Die Runensteine nahmen die vier bis fünf ersten Blätter des Freimüthigen ein, und es war schon zu verwundern, daß der dünne Inhalt sich soweit ausdehnen ließ. Der Angriff ist vergessen, wie der Gutzkowsche in noch kürzerer Zeit. Ich habe den Aufsatz nicht durchgelesen, der Geist, in welchem er geschrieben war, (wenn man berechtigt ist, einen solchen hohen Ausdruck zu gebrauchen, indem von einem Aufsatz der Art die Rede ist,) ließ mich nichts erwarten, worauf ich zu achten hätte. Dinge der Art wirklich durchzulesen, fehlte es mir an Geduld; durchgeblättert habe ich ihn. Dennoch hielt ich es für nothwendig, nicht gegen den Angriff durch die Runensteine, wohl aber der falschen Richtung der Zeit gegenüber, dasjenige, was ich die gute Sache nannte, durch eine kurze, ruhige, und soviel wie möglich populäre Zusammenstellung von kurzen, innerlich zusammenhangenden Sätzen darzuthun. Diese kleine Schrift: „Die gute Sache. Eine Aufforderung, zu sagen, was sie sei, an

Alle, die es zu wissen meinen, veranlaßt durch des Verfassers letzte Begegnisse in Berlin" ist erschienen in Leipzig bei Brockhaus im März 1819. Ich schrieb eine Erzählung als Einleitung, und die Schrift mag darthun, wie schnell ich mich auf die alte Weise zurecht gefunden hatte. Es ergötzt mich, wenn ich den Schluß dieser Schrift nachlese. Er enthält in der That den Beweis meiner mich immer noch beherrschenden Jugend. Ich war thöricht genug, zu hoffen, daß nun wirklich ein Kampf stattfinden würde, der auf die Sache einging. Ich nannte ihn einen fröhlichen, und man erlaube mir die letzten Zeilen dieser Schrift herzusetzen:

„Da meine Studien mir nicht erlauben, die Zeit zu zersplittern, da es sich auch mit meiner Stellung als Lehrer schlecht vertragen würde, wenn ich mich in die Mitte der Schimpfenden und Verleumdenden versetzte, und einem jeden leichten Angriffe mit gleichen Waffen begegnen wollte, so habe ich folgenden Beschluß gefaßt. Bis zum Ende des Sommers werde ich gar keinen Angriff, auch keine Widerlegung beantworten, bis dahin, hoffe ich, mit dem zweiten Theile der Caricaturen, und einiger anderen literarischen Arbeiten fertig zu sein, und ich ersuche einen Jeden, der

sich entschließt, mich anzugreifen, daß er diesen Termin gütigst benutzen möge. Meinem Verleger habe ich aufgetragen, Alles, was gegen mich erscheint, sorgfältig zu sammeln, und mir vierteljährlich mitzutheilen. Ich werde auf Alles achten, wo ich mich besiegt fühle, es redlich bekennen; was ich abzuwehren vermag, nach Kräften abwehren, ja wenn unter einer Masse von Anfällen, Verdrehungen und Verleumdungen sich irgend etwas einem Grunde Aehnliches verbergen sollte, dieses, als stünde es in dem besonnensten und gründlichsten Aufsatze, ruhig herausheben.

Ich habe gelehrt, daß die unbedingte Preßfreiheit nie der Wahrheit, dem Rechte schädlich werden könnte; ich will nicht hoffen, daß irgend eine Censur irgend eine Zeile, gegen mich gerichtet, streichen werde. Ich habe es nicht um sie verdient.

So das, was ich die gute Sache nenne, dem drohenden Sturme anvertrauend, will ich erfahren, ob, was ich vertheidige, von Gott ist, oder nicht; entsprungen aus eitler Einbildung, oder von höherer Bedeutung; zum Voraus die Freunde begrüßend, die um den nämlichen Preis Kampf und Anfälle allerlei Art nicht scheuen."

Kotzebue, dessen Ruf seit seiner Verbindung mit Merkel, seit der Herausgabe des Freimüthigen, seit der Angriffe der Schlegel so tief gesunken war, suchte seinen Einfluß in der Literatur unter andern Verhältnissen wieder zu heben. Er erschien in Deutschland mit dem kaiserlich russischen Auftrage, Berichte über den Zustand der deutschen Literatur auszuarbeiten. Er trat in der Stellung eines russischen Staatsraths, bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, hervor. Der Auftrag gab ihm Veranlassung, ein literarisches Wochenblatt drucken zu lassen, in welchem er sich Urtheile über die verschiedenen Zweige der Literatur erlaubte, und es war natürlich, daß man aus diesen Blättern auf die Natur der eingeschickten Berichte an den Kaiser Schlüsse zog. Da in dieser Zeit meine Schrift „die gegenwärtige Zeit“ vielseitig besprochen wurde, so war es eine der ersten Schriften über welche Kotzebue an den Kaiser berichtete, und auch in seinem literarischen Blatte sich öffentlich äußerte. Ich galt nach seiner Ansicht für einen Ultraliberalen, und da Kotzebues Urtheile eine lebhafte und heftige Opposition erweckten, da nun diese eine bedenkliche politische Tendenz zu ahnen anfing, suchte

man auch meine Schrift gegen Kotzebues Angriffe zu vertheidigen.

Nicht allein der politische Tagesschriftsteller Wieland, sondern auch der berühmte Geschichtsforscher Luden in Jena machten das Publikum auf die Seichtigkeit, auf die gegen mich Verdacht erregenden Verdrehungen Kotzebue's aufmerksam, und es war natürlich, daß ich dadurch eine Art von Popularität erhielt, die ich weder suchte, noch beabsichtigte; aber eben diese ward mir später gefährlich. Schon auf dem bekannten Wartburger Feste ward die Schrift erwähnt. Wir können doch nicht leugnen, daß dieses Fest einen fanatischen Charakter hatte, und jetzt nach so langer Zeit darf man es wohl unbefangen betrachten. Es war die erste Demonstration der deutschen Jugend. Das, ich möchte sagen, Rührende in dieser Aeußerung war der tiefe Ernst, mit welchem sie hervortrat. Die Gegner fanden es fast blasphemisch, daß sie eine religiöse Wendung nahm, daß der Genuß des heiligen Abendmahls, der hier herrschenden Gesinnung die Weihe ertheilen sollte: aber dieses religiöse Gepräge trug sie ja vom Anfange an; mochte sie auch von Einigen, im Verborgenen das Ganze Leitenden, benützt werden,

wie ja die Religion, wo sie der Aufregung zugänglich ist, von jeher auch in den großartigsten politischen Unternehmungen benutzt wird (und daß man die Wartburg wählte, war ohne Zweifel das Erzeugniß einer solchen Erregung), so war es der Jugend doch gewiß Ernst. Ich betrachtete das ganze Ereigniß nicht so wohl politisch, als gewissermaßen pädagogisch. Es gibt keine fanatische Ausschweifung irgend einer Art, die für die freie und erfolgreiche Entwickelung der Wissenschaft und Kunst gefährlicher ist, als die religiös-politische. Eben der politische Enthusiasmus der heranwachsenden Jugend führt nothwendig zur geistig tödtenden Bornirtheit. Mag bei einer solchen Jugend aus einer religiöser Gewissenhaftigkeit der Fleiß nicht verdrängt, ja selbst gesteigert werden, im Hintergrunde liegt dennoch eine unklare, und leider auch beschränkende Welt, in welcher alle Gegenstände verkümmern. Politik ist nicht das Lebensprinzip, welches aller geistigen Entwickelung eine Reihe eigenthümlicher, und dennoch auf die tiefe Einheit hinweisender Formen zu geben vermag. Wissenschaft und Kunst gedeihen nur, wo die Persönlichkeit ganz mit voller Liebe sich in ihren Gegenstand versenkt. Jede politische Gährung,

wenn sie sich in die Tiefe des Gemüths der Jünglinge hineinfrißt, wenn sie ein fanatisches Gepräge trägt, zerstört schon deswegen die frische Knospe zukünftiger Blüthen, weil sie von einer düstern Unzufriedenheit ausgeht, die von allen Seiten genährt wird. Hier sah man die erste Aeußerung einer nationalen Richtung, die leider seitdem nicht verschwunden ist. Wie traurig ist unsere Jugend seitdem geworden! Vergleiche man doch die heitere, wenn auch unreife Zeit, mit welcher das Jahrhundert anfing, mit der altklugen der späteren Jahre. Eine Fülle der geistigen Productivität drängte sich aus allen Gemüthern hervor. Die Kritiker späterer Zeit haben ein Herbarium angelegt von den verkümmerten Pflanzen jener fruchtbaren Periode, haben sich verloren in ein einseitiges Studium der Pflanzen-Pathologie, welches freilich selbst um desto kümmerlicher erscheinen mußte, weil ihnen der Blick auf die Totalität der fruchtbaren Zeit versagt war, so daß d i e Wissenschaft, welche die heitere Welt der Entwickelung auffaßte, ein Schimpfwort ward; das Heiligthum dieser Anschauung war nun verschwunden; eine zerstörende Politik, die das Bestehende geringschätzte, ja vernichten wollte, jagte einem unklaren

Ideale nach, welches der Wissenschaft wie der Kunst völlig fremd war. Wo der Sinn für geistige Beschäftigung sich nicht verdrängen ließ, mußte man das vereinzelte todte Material mühsam zusammensuchen. Der Tempel, der anfing, sich aufzubauen, in welchem sich die beste Jugend versammelte, um durch einen heitern Gottesdienst die heranwachsende schöne Zeit zukünftiger Jahrhunderte zu begrüßen, lag zertrümmert da; die Macht, aus welcher der Bau entstand, war verschwunden; und wenn man ein Fragment mit mikroskopischer Genauigkeit beschrieb, glaubte man den Sinn der großartigen Productivität bannen zu können. Ja, die Zeit, die ich frisch und fröhlich in heiterer Jugend erlebt hatte, war eine unreife, aber sie deutete hoffnungsvoll auf eine zukünftige Reife. Eben die üppigste Vegetation rief die häufigsten Auswüchse hervor, aber sie fand, weil sie ein mächtig Lebendiges ist, ihr richtiges Maaß. Jetzt stand demjenigen, was dem geistlosen Fleiße zugewiesen ward, das absolut Maaßlose gegenüber, und ich sah mit einer Art von Schauder die Zeit der geistlosen Virtuosität, die Barbarei vereinzelter Bestrebungen, wie sie später hervortrat, sich drohend nahen. Daher sprach sich selbst das

Vaterland, bei der Wartburger Versammlung, als ein von jeder Vergangenheit abgesondertes, abstractes Deutschland aus; Keiner hatte in diesem gelebt, alle Begriffe des heitern Lebendigen, Heimatlichen waren verschwunden; alle Erinnerungen aus einer fröhlichen Kindheit verstummten. Man sollte kein Baier, kein Würtemberger, kein Sachse, kein Preuße mehr sein, und wären alle Keime des heitern heimatlichen Lebens zu vertilgen gewesen, ein Geschichtsforscher wäre überflüssig geworden; denn wie könnte dieser hervorwachsen aus einer Abstraction, welche seinen ganzen Sinn in Anspruch nahm?

In meiner Schrift war nun eben die Absicht klar, den Sinn für das Eigenthümliche zu nähren und zu pflegen; von dem allgemeinen Deutschthum hatte ich gesprochen; ich sah wohl, wie es herannahte, aber ich wollte nicht der sein, welcher es heranlockte. Eben weil diese Schrift durch Kotzebue's Angriff auch unter dem heranwachsenden fanatischen Haufen einen Eingang gefunden hatte, war von ihr auf dem Wartburgfeste die Rede. Sie ward, wie sich von selbst versteht, bekämpft, aber doch mit einer gewissen Mäßigkeit, die das Fest sonst nicht auszeichnete. Man glaubte, mich

noch gewinnen zu können: doch war ich eben dadurch in eine schiefe Stellung gerathen, und ich erkannte das Bedenkliche, welches in ihr lag, vollkommen.

Man hatte die Wartburger Demonstrationen leider höhern Orts schief aufgefaßt. Der Deutsche ist nun einmal ein ungeschickter Politiker. Die Turnschulen waren freilich mit derjenigen Bewegung, die sich auf der Wartburg aussprach, in Verbindung, aber man würde sich irren, wenn man glaubte, daß alle Freunde der Turnschulen die dort verkündigte Gesinnung theilten. Die besseren bewegten sich in einem natürlich beschränkteren Kreise; sie fühlten die Nothwendigkeit, eine Stätte zu finden für eine frischere, mit der lebendigen Natur verbundene kindlichere Gesinnung, die durch die modernen Erziehungsresultate aus den Familien, und durch die erstarrte Lehre aus den Schulen verschwunden war. Unter meinen Collegen waren es eben solche, die entweder früher als Gymnasiallehrer das Unlebendige der Schulen kennen gelernt hatten, oder solche, deren ganzer Sinn noch in einer lebendigen Schulzeit lebte. Sie wußten in der That, was sie wollten, ja, wäre es möglich gewesen, ihre wohlmeinenden Versuche von der allgemeinen Bewegung

zu isoliren, ihre Thätigkeit würde eine durchaus heilsame gewesen sein. Ich aber lebte unter Studenten und für diese. So war es freilich unmöglich, die politische Bedeutung zu verkennen. Die Maaßregeln, die von Oben her getroffen wurden, waren dazu geeignet, der thörichten Demonstration der Jugend eine größere Bedeutung zu geben.

Die lautesten Turner gaben zu, daß das, was sie erreichen wollten, in einer fernen Zukunft läge; sie wollten so früh wie möglich die Kinder gewinnen. Die Gegenwart, meinten sie, tauge nicht für ihre erhabenen Zwecke. Wenn sie nur die Kinder festhielten, und unbemerkbar und im Stillen die Schullehrer gewonnen hätten, dann wäre doch noch die Ausbildung eines politischen Sinnes möglich. Aber jetzt posaunten sie mit einer wunderbaren Naivetät die Absicht aus: alle bestehende staatsrechtliche Verhältnisse in Deutschland umzustürzen, und das alleinige Deutschland, geleitet von dem alleinigen deutschen Gott, auf immer zu begründen. Das Heer, welches diesen Zustand herbeiführen sollte, bestand aus Kindern, und man glaubte naiver Weise, die Herrscher würden diese Kinder heranwachsen lassen, ja,

eine Unternehmung billigen, die alle staatsrechtliche Verhältnisse in Deutschland in Frage stellte. Ein so naives und unverstelltes Auftreten hätte nun, wie mir schien, eine gewisse Duldung verdient; was mit bloßem Zank anfing, würde, wenn das Gerede zu Ende ginge, von selbst verstummen, wie man keinen Betrunkenen durch verständige Gründe zu gewinnen sucht, auch nur selten genöthigt ist, eine gefährliche Opposition gegen ihn hervortreten zu lassen. Man läßt ihn den Rausch ausschlafen: — in vino veritas — der Verständige erfährt, wenn er den Berauschten anhört, Manches, was diesen später dem Besonnenen preisgiebt. Was wirklich, wenn auch nur vorübergehend, eine verwirrte geschichtliche Bedeutnng hat, muß anerkannt werden von denen, die es beherrschen wollen, und hier lag im Hintergrunde Etwas, was anerkannt zu werden verdiente, und aus welchem alle Excesse ihre Macht erhielten. Der zukünftige Kampf fing auf der Schule an, auf diesen Kampfplatz hätten sich die Behörden stellen sollen; hätten sie da gelten lassen, was Geltung verdiente, dann hätten sie das organisirende Maaß für eine mehr zu verdrängende Richtung des Volks gewonnen.

Nun läßt sich zwar nicht leugnen, daß mit dieser Unternehmung der Turnplätze, die nicht hier allein ihren ersten Anfang nahm, vielmehr historisch betrachtet, schon als eine Consequenz der Pädagogik, die mit Rousseau in Frankreich, und mit Basedow in Deutschland anfing, betrachtet werden mußte, sich auch Menschen verbanden, die eine gewisse stille Gährung, wie sie sich hier und da im Volke äußerte, zu benutzen die Absicht hatten, und eine wirkliche Revolution in Deutschland hervorzurufen dachten; eine Gährung, die eben so wie die neuere Pädagogik vor der Revolution in Frankreich anfing, und nach Deutschland fortgepflanzt ward. Zwar würden die Deutschen sich lebhaft gegen diese Verwandtschaft mit den Franzosen sträuben, aber eine geschichtliche Auffassung der europäischen Verhältnisse wird sie dennoch festhalten. Wir können von dieser strafbaren Absicht einiger Männer nach Verlauf von einem fast halben Jahrhundert jetzt unbefangen sprechen, aber eben so entschieden ist es, daß sie, selbst dann, wenn hier und da ein gewisses Unbehagen laut ward, im Volke gar keinen bedeutenden Anklang fand. Der Preuße, der Sachse, der Würtemberger und Baier hatte keine Neigung, seine

Geschichte zu vertilgen, und sich in einen allgemeinen Deutschen verwandeln zu lassen. Wenn es auch entschieden ist, daß eine jede geordnete Regierung das Recht, ja die Verpflichtung hat, sich zu erhalten, und gegen ein Bestreben, welches nur bei Wenigen eine hochverrätherische Tendenz zeigte, mit Kraft hervorzutreten, um so mehr, da die verbrecherische Absicht über die klare That hinausreichte, und auch da, wo der Entschluß kein strafbares Gepräge trug, durch die unmerkbarsten Uebergänge hineindrang, so hätte die rechtmäßige Verfolgung des Staats doch nicht weiter reichen sollen, als die bewiesene That. Jetzt fing man aber an, ein Netz über ganz Deutschland zu werfen; es war für Raubvögel bestimmt, aber man behandelte die eingefangenen Sperlinge ihres Geschnatters wegen, als wären sie eben auch Raubvögel. Daß die Jugend, und eben je unreifer sie ist, wenn sie von geheim Verbündeten zu Hülfe gerufen wird, leicht in Bewegung kommt, läßt sich nicht leugnen; jugendliche Verbindungen entstehen dann, die, oberflächlich betrachtet, gefährlich erscheinen, ohne es zu sein; denn zwischen dem unreifen Entschluß und der überlegten, verständigen Ausführung liegt ein unendlicher Abgrund.

Der junge Mann, der ohne Bedenken in eine Verbindung eingeht, ja Eide schwört, denkt zwar nicht, sie zu brechen, indem er sie leistet, aber er kennt ihren Inhalt nicht. Dieser schwebt ihm nur dunkel vor. Ich darf behaupten, daß die Tendenzprozesse, die jetzt gegen den größten Theil der bewegten Jugend statt fanden, eben deswegen ihren Zweck nicht erreichten, weil sie sich ins Unbestimmte ausdehnten, und eben die unbefangensten, mit scheinbarer Schuld Beladenen angriffen, während die wahrhaft Schuldbewußten einer jeden Untersuchung sich zu entziehen verstanden. Diese benutzten die aufgeregte Masse mehr, um hinter ihr sich zu verbergen, als um sie in wirkliche gefährliche Thätigkeit zu setzen. Je besonnener, und eben daher gefährlicher die wahren Hochverräther waren, desto klarer sahen sie ein, wie unbedeutend die Aufregung der Jugend und das vollkommen Unverständige der wenigen Attentate waren, wie z. B. die beabsichtigte Ueberrumpelung der Festung Petersberg bei Erfurt, die aber, wenn sie hätte ausgeführt werden können, für sie am gefährlichsten gewesen wäre. Durch die Tendenzprozesse aber erhielt die ganze Aufregung erst ihren bedenklichen Charakter. Ein mit

großen Gefahren verbundener innerer Krieg gegen die herrschende Staatsgewalt hat jederzeit in einer bestimmten Epoche der Jugend etwas Lockendes; je größer die äußere Macht ist, gegen die man aufzutreten sich entschließt, desto mehr befestigt sich die Opposition als innere Gesinnung. Die Jugend wird von dem Standpunkte der äußeren, besonnenen Ueberlegung, welche die bestimmte That ergreift, diese in ihren äußeren Verhältnissen erkennt, Mittel und Zweck zu beurtheilen weiß, in eine freie, phantastische Welt hineingetrieben, in welcher in der Gegenwart kein Widerstand sich zeigt, und die von den äußeren Verhältnissen wenig berührt wird. In dieser treten selbst die Gefahren in den Hintergrund; der Reiz, ein Märtyrer zu werden, der Kitzel, eben da, wo die Gefahr am größten ist, mit ohnmächtigem Trotze hervorzutreten, zeigt sich dann am entschiedensten. Die weichsten Gemüther werden am entschiedensten gelenkt, und die besten Geisteskräfte von der geordneten und ordnenden Thätigkeit abgelenkt, zerstreuen sich ins Unendliche.

Diese unangenehme Richtung traf mich nun in meinen Bemühungen, die Jugend für eine beschränktere, nach innen gerichtete, geordnete Thätigkeit zu

gewinnen, am schwersten. Ich hatte mich nicht durch die geringe Anzahl, auf welche mein Einfluß beschränkt war, abschrecken lassen; denn diejenigen, die Macht erhalten in der Geschichte, sind immer nur Wenige, ja die höchste Gewalt, die eine neue Zeit schuf, drängte sich von jeher in eine Persönlichkeit zusammen, und nur durch den einen Luther konnte die Reformation sich gestalten und entwickeln, obgleich die zerstreuten Elemente allenthalben herumlagen. Aber das war mir furchtbar, daß die polizeiliche Gewalt, welche die jugendlich unreife Gesinnung belauerte, und eben die Tüchtigeren am stärksten lockte, eine immer größere Theilnahme für die Verfolgten und eine allgemeine Mißbilligung der polizeilichen Maaßregel, die auch mich traf, erregte. Unmöglich konnte mein nicht zu vertilgendes Ehrgefühl gleichgültig bleiben, wenn die Menge eine Verbrüderung da vorauszusetzen anfing, wo ich sie am aller entschiedensten abzuweisen suchte. Daß die Turner mich ohne Unterschied zu den Gegnern zählten, war zu natürlich, und ich mußte erscheinen als ein Mensch, der Maaßregeln unterstützte, die ich eben so entschieden mißbilligte, wie meine Gegner. Ich fand mich verpflichtet, meine Unzufriedenheit

unbefangen, öffentlich auszusprechen. Es war, irre ich nicht, am Ende des Jahres 1819, als ich mich entschloß, eine Schrift: „Ueber Deutschlands protestantische Universitäten“ auszuarbeiten. Was mich unmittelbar dazu veranlaßte, war ein an mich gerichtetes, ausführliches Schreiben des Regierungspräsidenten von Lüttwitz. Ich war eben in die Verlegenheit versetzt, mich mit ihm in eine beschwerliche Correspondenz einlassen zu müssen, schob die Antwort, wie nur zu oft, von einem Tage zum andern auf, als ich nicht ohne Ueberraschung sein Schreiben gedruckt in die Hände bekam. Herr v. Lüttwitz war mit meiner Mißbilligung der gegen die studirende Jugend getroffenen Maßregeln wohl bekannt, und trat nun als ein unbedingter Vertheidiger derselben hervor. Mir war diese Veranlassung, das Sendschreiben öffentlich beantworten zu müssen, sehr angenehm, denn ich hatte jetzt Gelegenheit, was ich tadeln zu müssen glaubte, in eine Vertheidigung gegen eine Privatperson verwandeln zu können. So entstand die kleine Schrift. Wie die Sachen vorlagen, fand ich es bedenklich, sie der Breslauer Censur zu unterwerfen, und sandte das Manuscript unmittelbar an das Obercensur-Collegium nach Berlin. Ich war nicht willkürlich und

durch eigenen Entschluß, vielmehr durch den Staatskanzler wider meinen Willen in eine eigene politische Stellung gerathen, und glaubte daher ein Recht zu haben, mich unbefangen und freimüthig zu äußern. In meinem Schreiben an den Staatskanzler setzte ich dieses auseinander, und glaubte erwarten zu dürfen, daß in meinem Manuscript nichts gestrichen werde. In der That erhielt ich es auch mit der Erlaubniß, es unverändert drucken zu lassen, zurück. Es ist noch neulich ausgesprochen, daß man fast alles in Preußen mit Freimüthigkeit öffentlich beurtheilen kann, ohne durch die Censur gehindert zu werden; daß diese nicht den Inhalt einer Schrift, wohl aber eine ungeeignete Form zu unterdrücken suche, und mehr gegen das Ungeschick des Schriftstellers, als gegen seine Absicht auftreten solle. Ob die Censur sich wirklich immer innerhalb dieser verständigen Schranken hielt, wage ich nicht zu behaupten; meine Schrift aber, die in der That so freimüthig war, wie irgend eine in dieser Zeit, scheint doch zu beweisen, daß die Censur eine mit besonnener Ruhe abgefaßte Schrift wohl zu dulden wußte; auch hier ist der Unterschied zwischen Aufregung und Anregung wohl fest zu halten. Die letzte

fordert uns zu eigener ruhiger Ueberlegung auf, und keine Censur setzt sich der Verantwortung aus, wenn sie diese nicht zu hemmen, sondern zu fördern sucht: die Aufregung aber zu verhindern, ist sie freilich verpflichtet. Merkwürdig war in dieser Rücksicht die Aeußerung der Vertheidiger der Turner. Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß ich sie etwa durch meine Schrift gewonnen hätte. Auch sah ich dies voraus, meine Absicht wurde durch ein Ehrgefühl hervorgerufen, welches mich zwang, das scheinbar Verdächtige meiner Stellung auf jede Weise zu vernichten. Die Vertheidiger der Turnplätze aber äußerten sich sehr unzufrieden mit der Duldung, die ich bei dem Obercensur-Collegium erfuhr. „Er darf, sagten sie, drucken lassen, was ihm beliebt; wenn Einer von uns Etwas der Art zu sagen wagte, wie ganz anders würde man ihn behandelt haben."

Man darf dennoch nicht glauben, daß ich den heftig Angreifenden gegenüber so ganz isolirt dastand, wie im Anfange. Eine in guter Laune geschriebene Flugschrift forderte ironisch zu einem gemeinschaftlichen Angriff gegen mich auf. Unter den Vertheidigern fand sich ein seltsamer Mann, Pauli, der in seinen Schriften

kenntnißreich und originell erschien. Ich habe einige Briefe mit ihm gewechselt, lernte ihn aber nicht persönlich kennen. Er trat mit vielem Muthe, mit vieler Entschlossenheit hervor, und ein sehr starker Band enthielt manche in der That treffende und bedeutende Aeußerungen. Es war eine Art Vertheidigung der in den Caricaturen geäußerten Ansichten mit beständiger Beziehung auf die laut gewordenen Gesinnungen der Turner. Die Schrift selbst würde nur wenige Bogen betragen, aber dem Herrn Pauli fielen eine Menge Gegenstände ein, die er in Noten erläutern zu müssen glaubte, und diese verschlangen oft den Text selbst. Eine Zeile des Textes ward von diesen Noten so umgeben, daß jener zuweilen einige Seiten hindurch ganz abgebrochen wurde; selten sah man mehr als zwei oder drei Zeilen Text, und man konnte recht eigentlich das Buch einen kurzen Text zu langen Noten nennen. Die ganze Schrift selbst wand sich wie ein dünner Faden durch diese Anmerkungen hindurch.

Die einzelnen Schriften, die so von beiden Seiten erschienen, bildeten in der That einige Zeit hindurch einen Hauptzweig der Literatur; wurde doch sogar im

Journal des Débats verkündigt, daß in Preußen zwischen den Ultralegitimen und den Ultraliberalen sich eine dritte gemäßigte Partei, eine Art juste milieu gebildet habe, als deren Anführer ich genannt wurde. Unter allen Ansichten von meiner schriftstellerischen Thätigkeit in dieser Zeit war wohl keine schiefer als diese; keiner war unfähiger ein Parteihaupt zu sein als ich. Alle meine Schriften waren von jeher völlig rücksichtslos gedacht und entworfen, ganz einer innern Aufgabe gewidmet, die ich in ihrer Consequenz in allen Richtungen zu verfolgen suchte. Der Angriff auf die Turner, der den Schluß des ersten Theils der Caricaturen bildete, stand ganz als ein einzelner Theil der ausführlichen Schrift da, und der zweite Theil enthält keine Stelle, die eine unmittelbare Beziehung zu den heftigen Streitigkeiten, die eben damals stattfanden, hätte. Während ich diesen Theil ausarbeitete, dachte ich kaum an die Angriffe, die allenthalben laut wurden. Ich vertheidigte mich gar nicht unmittelbar, wenn man nicht die beiden Schriften: „Die gute Sache", und die „Ueber die Bedeutung der protestantischen Universitäten" als Vertheidigungsschriften betrachten will. Ueberhaupt gibt

es kaum einen Schriftsteller, der seine Schriften auf eine rücksichtslosere Weise sich selbst überließ, als ich. Von allen äußeren Verbindungen, selbst wo sie sich darboten, hielt ich mich entfernt, und je heftiger ich angegriffen wurde, desto mehr zog ich mich von dem äußern Kampfplatze zurück, desto innerlicher und einsamer verfolgte ich meine Aufgabe, als wäre der Kampf gar nicht da; dieser fand vielmehr ganz in meinem Innersten statt, und was da den Sieg errang, betrachtete ich selbst für die Geschichte als das Siegende, welches sich von jetzt an durch die eigene innere Kraft behaupten mußte. Das Unterliegen in der vorübergehenden öffentlichen Meinung war mir völlig gleichgiltig und werthlos. Ein Parteihaupt lebt ganz in der Gegenwart, ist von lauter Rücksichten umgeben: ich lebte nur für, dachte nur an die Zukunft, und überließ es getrost der Geschichte, alle Hindernisse zu überwinden, und dem, was mir das Heiligste war, den Weg zu bahnen durch alle drohende Verwickelungen des Tages hindurch. Keine Partei kann einen solchen Anführer brauchen.

Indessen entwickelte sich die traurige Zeit immer mehr. Die Tendenzprozesse erhielten einen immer

größern Umfang. Eine Central-Commission bildete sich, und was bekannt wurde, war sehr geeignet, die allgemeine Theilnahme für die Verfolgten immer wärmer zu erregen, je schuldiger man sie darzustellen suchte. Eine merkwürdige Demonstration trat hervor durch die Bildung von Gesellschaften, die aus den ruhigsten und besonnensten Männern bestanden, die oft bedeutende Aemter im Staate bekleideten, und sich alljährlich versammelten, um das Andenken der glücklich verlebten Universitätsjahre zu feiern. Man fing an, diese schöne Zeit der freien Selbstbildung als eine bedeutende Ruine zu betrachten, man fürchtete selbst das Dasein der Universitäten, man dachte sich, daß diese als eine universitas literarum ganz verschwinden, daß sie in nebeneinander stehende Lyceen zerfallen, daß vielleicht sogar von der Regierung genehmigte Lehrbücher ein starres, armselig beschränktes Wissen, geistlos und ohne Zukunft, festhalten würden. Schon sah man die Hörsäle und die Vorträge der Professoren von geheimer Polizei belauert. Diese Zeit, der man mit Schrecken entgegensah, glaubte man immer näher. Die Furcht der besten und bedeutendsten Männer theilte sich der Jugend mit,

und verwandelte sich in einen starren Widerwillen, so daß immer größere Massen der jungen Männer sich entschieden feindselig dem Staate gegenüber stellten, und ein immer bedenklicherer Kampf, der durch keine äußere Gewalt zu bändigen war, zwischen dem Staate und seiner gesammten Jugend hervorzubrechen drohte. Daß dieser durchaus eine fanatische Richtung nehmen mußte, war natürlich.

Man weiß, wie selbst im Jahre 1818 die grauenhaft fanatische Ermordung Kotzebue's durch den unglücklichen Sand die herrschende Stimmung nicht zu überwältigen vermochte; daß hier, wo man das Symptom einer gefährlichen Krankheit sich äußern sah, die Urtheile noch schwankend waren, und weder auf der einen, noch auf der andern Seite, weder unter den Freunden, noch unter den Gegnern der irre geleiteten Jugend warnend oder belehrend erschienen.

Meine Stellung war nun eine äußerlich ungünstige und innerlich widerwärtige. Unter allen Männern, die sich dem Universitätsleben gewidmet hatten, gehörte wohl keiner diesem wärmer und innerlicher zu, als ich. Ich blieb selbst damals in meinem herannahenden Alter, als Lehrer dennoch Student; ein

Philister ward ich nie. Die fortdauernde freie Selbstbildung nahm mein ganzes Leben ein. Ich hätte, was ich jugendlich erlebte, vergebens niedergeschrieben, wenn dieses nicht einem jeden Leser klar geworden wäre. Und nun sollte ich als verbündet mit den Feinden des freien Universitätslebens erscheinen. Es quälte mich sehr. Turner, die in meiner Nähe lebten, zogen sich von mir zurück, oder äußerten sich doch eben so, wie in jener tumultuarischen Versammlung bei Reimer. Ich ward als der gefährlichste Feind dargestellt. So weit der Einfluß der Turnplätze reichte, ward ich verdammt und verflucht, und eine jede versuchte Annäherung an meine Person als eine unsittliche und verdammliche Unthat bezeichnet. Ich erhielt wohl sogar Nachrichten von Proscriptionslisten, in welchen ich obenan stehen sollte. Freunde glaubten mein Leben bedroht, ich aber war überzeugt, daß diese Freunde meine Stellung ganz falsch beurtheilten. Daß die leidenschaftlichsten Aeußerungen, die kein Maaß kannten, da, wo junge Turner ihre Erbitterung steigerten, stattgefunden haben konnten, sah ich wohl ein: daß aber irgend ein fester Entschluß gefaßt war, glaubte ich keineswegs; ich hielt mich vielmehr für überzeugt,

daß, während alle Hauptangriffe der Turner gegen mich gerichtet waren, dennoch eine Stimme zu meinem Vortheil in der Mitte der Turner laut ward; ich vermuthete sogar, daß Persönlichkeiten, die einen gewaltigen sittlichen Einfluß auf die Turner ausübten, die rein und mit faltenloser Integrität in ihrer Mitte lebten, und denen, weil sie selbst rein waren, Alles rein blieb, mich zwar bekämpfen zu müssen glaubten, aber mir dennoch innerlich zugehörten. Und wie ich auf der Universität nicht selten Gelegenheit hatte, die Freunde der Turnplätze unter den Studirenden höher zu schätzen, als ihre Feinde, und als diejenigen, die sich mir äußerlich anschlossen, ohne irgend Etwas innerlich mit mir gemein zu haben: so war ich auch überzeugt, daß ich unter den Turnern Freunde besaß, die, wenn die Verhältnisse es fordern sollten, vertrauensvoll meinen Beistand erwarteten.

Ich arbeitete in dieser Zeit auf meine gewöhnliche Weise. Ich vollendete die „Caricaturen" und eben so das Handbuch der Oryktognosie. Aber es war doch, äußerlich genommen, eine betrübte Zeit; die äußere Trennung von den besten Freunden quälte mich unaufhörlich. Habe ich doch selbst bei einem

vorübergehenden Streite keine Ruhe, bis er geschlichtet ist, und hier hatte sich eine undurchdringliche Scheidewand zwischen mich und meine liebsten Freunde gestellt, die mir um so schmerzlicher erschien, weil die innigste und tiefste Verbindung doch nicht zerrissen werden konnte.

Hier muß ich nun den Einen nennen, unter Allen mir der Liebste. Es war Karl von Raumer. Wie freundlich hatten äußere Verhältnisse, Verwandtschaft und gegenseitige Zuneigung sich vereinigt, um uns in der nämlichen Stadt, in einem verwandten Amte, ja in dem nämlichen Hause zusammen zu führen. Und nun, obgleich durch die lichte Richtung unseres innern Daseins auf immer verbunden, warfen wir uns gegenseitig unsere dunklen Schatten zu. Die beiden Schwestern litten durch die Trennung der Männer. Jeder wußte, wie sehr dieser Schmerz den Andern verzehrte. Ich habe nicht das Recht, v. Raumers Stellung zu den Turnplätzen hier darzustellen; er lebt ja, und nur ihm gebührt es, wenn er will, diese Zeit und wie er sie auffaßte, öffentlich zu entwickeln. Nur so viel weiß ich, und muß es aussprechen: was er von den Turnplätzen erwartete, war nichts Einzelnes,

Willkürliches; auch seine Hoffnungen und Erwartungen waren durch eine Einheit zusammenhängender und sich wechselseitig unterstützender Betrachtungen begründet. Ich spreche mich mit Leichtigkeit über Alles aus, was mich innerlich bewegt, und dennoch gelingt es mir selten, dasjenige, was Alles trägt, in klaren Worten laut werden zu lassen. Aber in Raumers Gemüth ruht eine Tiefe, die mehr durch die stille, reine That, als durch das verkündigende Wort sich zu äußern vermag. Habe ich doch die jetzt mich noch erfreuende Hoffnung, daß sein treffliches, allgemein geschätztes Werk: „die Geschichte der Pädagogik" in der Fortsetzung Aufschlüsse geben wird, die mir auch jetzt in meinem hohen Alter, und nachdem die Mißverständnisse einer traurigen Zeit längst verschwunden sind, theuer und werth sein werden.

K. von Raumer hatte die Mineraliensammlung der Universität, wie man mit Recht sagen kann, erschaffen und in eine bewunderungswürdige Ordnung gebracht. Eine vollständige geognostische Sammlung schlesischer Gebirgsarten bildete einen nothwendigen Commentar zu seiner wichtigen Schrift über das Riesengebirge. Seine geognostischen Untersuchungen hatte

er seinem Sinne nach abgeschlossen; er wünschte einen neuen Kreis seiner Thätigkeit. Nach Halle lockten ihn frühere Erinnerungen, die Aussicht, auch da eine größere Mineraliensammlung, die während der traurigen Zeit nicht entstehen konnte, zusammenzubringen und nach seiner musterhaften Art zu ordnen, dann aber auch die Hoffnung, in Gibichenstein die alte Reichardtsche Wohnung beziehen zu können. Aber ich darf mir es nicht verbergen, daß ein Hauptgrund seines Wunsches, Breslau zu verlassen, das peinliche Verhältniß, in welchem er mit mir lebte, gewesen ist, und es trug nicht wenig dazu bei, meine ganze Lage, wie meine Stimmung zu trüben. Er ging nach Halle, und wir standen nun in unserm Hause einsam da. Die Art und Weise, mit welcher die Turner sich um ihn versammelten, versetzte ihn auch hier in eine bedenkliche Lage; ja später, nachdem er Halle verlassen hatte, wo er jede Aussicht, irgend eine Erweiterung der Mineraliensammlung zu erhalten, nach langem Warten völlig aufgeben zu müssen glaubte, sollte sogar eine Untersuchung in Berlin gegen ihn eingeleitet werden: aber man mußte gleich von vorne herein erkennen, daß er keinen Antheil hatte an den hier und da hervortretenden

Verirrungen der Turner, daß er vielmehr auf ihre Gesinnung einen durchaus heilsamen, religiös sittlichen, ordnenden Einfluß ausübte, der ohne allen Zweifel selbst für den Staat wohlthätiger wirkte, und zwar von innen heraus, als die polizeiliche Untersuchung.

Mir ward nun die Direction der Mineralien-Sammlung übertragen, die ich nicht ohne eine schmerzliche Empfindung übernahm. Die kleine Zulage verbesserte meine finanzielle Stellung.

Im Jahre 1821 ward ich zum Rector gewählt. Diese Wahl war eine wahre Demonstration. Wachsler galt für einen Anhänger der Turnplätze. Turner oder nicht Turner, das war die Frage, und es zeigte sich, daß beide Parteien einander völlig das Gleichgewicht hielten. Nach der statutenmäßigen Anordnung der Wahl wird sie, wenn nicht bei einer zweimaligen Wiederholung entschieden, zum dritten Male wiederholt, und eine Stimme gab mir die erforderliche absolute Majorität. Ich glaube dieses Rectorat hier erwähnen zu müssen, weil es mich zu den Turnern in eine ganz eigene Lage versetzte. Die gegen diese eingeleitete Untersuchung hatte eben die bedenklichste Wendung genommen, und die Breslauer Universität er-

schien besonders verdächtig. Der Senat erhielt den Befehl, eine strenge und genaue Untersuchung gegen die geheime Studenten-Verbindung, Arminia genannt, einzuleiten. Daß der Regierungs-Bevollmächtigte, damals Geheimer Regierungsrath Neumann, der eben diese Function übernommen hatte, weil der Oberpräsident v. Merckel sich zurückzog, eine Hauptrolle spielte, versteht sich von selbst.

Ich glaube doch, hier eine Anekdote nicht übergehen zu dürfen, die sich auf Neumanns kurz vorhergehende Lage bezieht, und die seltsam genug ist. Neumann war früher bei der Einrichtung der Universität Königlicher Commissarius. Als hier Alles geordnet war, ging diese Stelle ein. Man hatte aber in Reichenbach eine von der Breslauer abgetrennte Regierung gestiftet. Nach einigen Jahren fand man diese überflüssig und beschwerlich, und beschloß sie wieder aufzuheben. In dem Conferenzsaale der Behörde saßen die Mitglieder in ihren Geschäften vertieft; auf dem vorliegenden Platze der stillen Stadt entdeckten sie ein ungewöhnliches Zusammenströmen von Menschen. Dieses erregte die Aufmerksamkeit der hier versammelten Herren. Der Präsident, Herr v. Lüttwitz, rief einen

Boten herein und trug ihm auf, sich nach der Ursache dieser Bewegung zu erkundigen. Der Bote kam ganz erschrocken zurück.

Ein Bürger in Reichenbach hatte eine Bittschrift, welche mit der Anwesenheit der Regierung im Zusammenhange stand, bei dem Staatskanzler eingereicht. Dieser ließ den Bürger wissen, daß die Bitte ihre Bedeutung verloren habe, weil eben der Beschluß gefaßt war, die Reichenbacher Regierung aufzuheben. Das Antwortschreiben des Staatskanzlers war unmittelbar an den Bürger gerichtet. Der Beschluß, die Regierung aufzuheben, aber ward zuerst dem Ober-Präsidium in Breslau mitgetheilt, dieses sollte die Regierung in Reichenbach damit bekannt machen. Der Bürger las das Schreiben, welches alle Einwohner schmerzlich berührte, öffentlich vor. Die traurige Neuigkeit verbreitete sich pfeilschnell durch die ganze Stadt, und erschrocken strömten alle Bürger hinzu, um ihren bevorstehenden Verlust aus der authentischen Quelle zu vernehmen. Der Bote ward abermals abgesandt, der Bürger mit seinem Briefe citirt, und während die Mitglieder hier zu dem wichtigen Regierungsgeschäfte versammelt waren, erfuhren sie zuerst auf eine so un-

gewöhnliche Weise, daß sie eigentlich aufgehört hatten zu regieren.

Neumann war bei dieser Regierung Director, und nach der Aufhebung ward er Regierungs-Bevollmächtigter der Universität in Breslau. Er war ein durchaus redlicher und wohlgesinnter Mann, aber man hielt ihn wohl für zu gutmüthig, und mir traute man nicht. Ich konnte mich nicht darüber beklagen, da meine öffentliche Aeußerung nach dem Berliner Begebniß nicht dazu geeignet war, mir das Vertrauen einer inquisitorischen Behörde zu erwerben.

In der That hatte ich mich überzeugt, daß auf der Universität eben die besten Studirenden Anhänger der Turnplätze waren. Die Arminia war zwar eine verbotene, und deswegen auf jede Weise und von Rechts wegen hart zu tadelnde und streng zu bestrafende Verbindung, aber sie war, obgleich dadurch in Widerspruch mit sich selbst versetzt, dennoch dem alten in Verwesung begriffenen Studenten-Burschenleben gegenüber eine sittlich reinigende, und auf einen größeren Ernst des Lebens gerichtete. Ich hatte zwar die unbestimmte, halb politisch-grenzenlose, halb religiös-beschränkte Ansicht, von welcher sie be-

herrscht wurde, heftig bekämpft: aber oft und sehr ernsthaft hatte ich mir die Frage gestellt, ob man sich nicht lieber dem sittlichen Momente, welches doch auch in der Verbindung ruhte, hätte anschließen sollen, als die Verirrung nähren, indem man sie bekämpfte, das Vertrauen der Verbündeten sich erwerben, anstatt sie immer mehr in ihrem Mißtrauen zu bestärken. Ich konnte den meisten Mitgliedern der Arminia meine Achtung nicht versagen, wenn ich sie mit den Uebrigen verglich. Diejenigen, die mir nicht bloß äußerlich, sondern innerlich zugehörten, zogen sich von allen Verbindungen zurück, bildeten aber eine Minorität, die gar nicht in Betrachtung kommen konnte. Die der Arminia gegenüber tretenden Gesellschaften suchten das alte schlechte Frankfurter Studentenwesen fortzusetzen, und wenn sie sich auch, wenigstens theilweis, mir anschlossen, so blieben sie mir doch innerlich durchaus fremd. Von meinem ersten Leben auf deutschen Universitäten her waren mir alle geheimen Studentenverbindungen widerwärtig und verhaßt.

Diese meine Gesinnung konnte in Berlin nicht unbekannt sein; daher geschah das Ungewöhnliche, daß ein zweiter, mit dem Gange der Inquisition sehr

vertrauter, Inquisitor nach Breslau geschickt wurde. Es war der Berliner Universitätsrichter, jetzt Geheimer Oberlandesgerichtsrath Krause.

Gleich im Anfange trat ein eigenes und besonderes Verhältniß hervor. H., ein Breslauer Student, dessen Vater da lebte, zeichnete sich durch bedeutende Geistesgaben aus. Er war ein eifriges Mitglied der Arminia, und hatte als solches Störungen veranlaßt, die bedeutend genug waren, um ihm die Relegation zuzuziehen. Er ging nach Berlin, und wie er hier mit Krause bekannt wurde, weiß ich nicht. Kurz, er kam mit ihm nach Breslau zurück. Nun erfuhr ich, da ich in dieser Zeit voll Sorge auf alle Bewegungen der Studirenden, besonders auf die Mitglieder der Arminia lauschte, stets befürchtend, daß eine schädliche Aufregung ihre ohnehin bedenkliche Stellung gefährlicher machen würde, daß H. sich unter seinen früher Mitverbundenen herumtrieb, ja ihr Vertrauen besaß. So unbefangen, so naiv und unschuldig ist die Jugend, daß ein Jüngling, der in einer so bedenklichen Begleitung in ihre Mitte zurückkehrte, keinen Verdacht erregte. Ich aber dachte mir, wie gefährlich dieser vertrauliche Umgang war; wie leicht, ja fast unvermeidlich konnte

er nicht allein persönliche Aeußerungen, sondern selbst unbesonnene Bewegungen veranlassen. Es blieb mir nur ein Mittel übrig. Er war als Relegirter nach Breslau zurückgekehrt, und als solcher den Universitätsgesetzen verfallen. Auf Neumann konnte ich rechnen. Dieser fand sich natürlich durch Krause's Anwesenheit beleidigt. Der Polizeipräsident war Neumanns Schwager, an diesen wandte ich mich. Ich hatte die Gesetze nicht bloß für mich, ich handelte durchaus meiner Pflicht gemäß. Ich drang auf seine Entfernung. Da diese, weil sein Vater in Breslau lebte, nicht stattfinden konnte, auf seine Festnehmung. Er blieb längere Zeit, und bis seine Anwesenheit unschädlich war, ein Gefangener der Polizei, und entfernte sich, als er losgelassen wurde, auf immer von Breslau. Ich habe mich später überzeugt, daß ich ihm ohne allen Zweifel Unrecht that. Er benutzte, irre ich nicht, das Vertrauen, welches ihn in meinen Augen verdächtig machte, mehr, um die Arminier zu warnen, als aufzuregen; er hat sich später als Schriftsteller ausgezeichnet, und so hart mein Verdacht ihn traf, hat er mir nachmals Zeichen des Vertrauens gegeben. Ich konnte, wie die Verhältnisse waren, nicht anders han=

deln, aber ich glaube dem Manne, der jetzt eine allgemeine Achtung besitzt, diese Erklärung schuldig zu sein.

Die Untersuchungen fingen nun an. Insofern sie die Arminia betrafen, bin ich zwar überzeugt, daß eine Verzweigung der Untersuchungen stattfand, die dem Universitätsrichter nicht unbekannt war; der Theil nämlich, der sich über alle Universitäten gleichmäßig erstreckte, und also von der Central-Commission ausging. Uns lagen lediglich die Beweise vor, die durch eine Untersuchung der hiesigen Universität erlangt werden konnten. Ich muß dieses schon daraus schließen, daß eine harte, ja mehrjährige Gefängnißstrafe einige der damals in Breslau studirenden jungen Männer traf. Die Untersuchung, die ich als Rector mit dem Breslauer Universitätsrichter zu führen hatte, fiel mir fast allein zu. Dieser, der bei der Stiftung der Universität angestellt wurde, war ein katholischer Jurist und mit dem Studentenleben wenig bekannt; die ganze Inquisition fiel daher mir allein anheim. Die Papiere der Arminia, ihre Statuten, und die Namen ihrer Mitglieder kamen in unsere Hände. Die als Führer der Verbindung genannt waren, gehörten in der That zu den besseren Studenten, und betrugen sich während der

Untersuchung völlig ehrenhaft. Sie können sich, sagten diese, auf unsere Aussagen völlig verlassen, in so fern sie uns betreffen, aber Angeber werden wir nicht, und Verhältnisse, die Andere compromittiren, entdecken wir nicht. Es war mir angenehm, junge Männer kennen zu lernen, die ein sittliches Verhalten, den Universitätsgerichten gegenüber, als Grundsatz festhielten. Es war mir leider nur zu bekannt, welches Verderben sich in dieser Rücksicht auf den Universitäten in die meisten Verbindungen eingeschlichen hatte. Eine Menge Briefe der Studirenden waren mit Beschlag belegt, und mir zum Durchlesen mitgetheilt; in diesen fand ich nun freilich seltsame Aeußerungen, und oft Spuren eines politischen Fanatismus, der nicht selten wunderlich genug hervortrat, meistens aber mit jenem unwahren Pathos ausgedrückt, der uns beweist, daß in solchen Aeußerungen keine eigene Ueberzeugung, keine zur wirklichen Gesinnung gewordene Ansicht, vielmehr eine nur geliehene, von außen her entstandene, angeflogene sich ausspricht. So widerwärtig nun auch diese Briefe mir meistens waren, so sehr ich diesen wachsenden Fanatismus bedauerte und bekennen mußte, daß er besonders für die ruhige und tüchtige wissen-

schaftliche Ausbildung höchst gefährlich sein würde, so wenig unerwartet kam er mir. War es doch, was ich als Folge der Turnplätze erkannt und bekämpft hatte; aber wie gefährlich nun auch manche solcher Aeußerungen in der Feder dieser jungen Leute klangen, so konnte ich doch unmöglich in diesen Briefen als Richter irgend eine wirklich verbrecherische That entdecken. Gedanken sind zollfrei, sagt das bekannte Sprichwort, aber unbefangene, in dem Momente einer vorübergehenden Aufregung den vertrauten jugendlichen Freunden mitgetheilte Aeußerungen sind den Selbstgesprächen ähnlich, und die Jugend für solche Aeußerungen gerichtlich verantwortlich zu machen, schien mir durchaus unerlaubt. Ich war kein Inquisitor von Profession, und gestehe, daß ich, indem ich auf eine solche Weise das geheime, stille Gespräch vertrauter Freunde belauschte, von einem widerwärtigen Gefühle durchdrungen wurde, als hätte ich einen vertrauten Brief entsiegelt, um mich mit seinem Inhalt bekannt zu machen. Nachdem ich diese Briefe durchlesen und mich überzeugt hatte, daß freilich eine bedenkliche Gesinnung sich unter den besseren Studenten zu verbreiten anfing, die wir, die Lehrer, von innen heraus auf

das eifrigste zu bekämpfen verpflichtet waren, daß aber keine hochverrätherische That vorlag, die wir denunciren, und dann auch den höchsten Gerichten zur Bestrafung übergeben mußten, hielt ich es für nothwendig, einen Bericht unmittelbar an den Staatskanzler, der mir wohlwollte und sein Vertrauen schenkte, einzureichen. In diesem Berichte legte ich meine ganze Absicht dar. „Wenn ich," schrieb ich unter Anderem, „die politische Aufregung, die in ganz Deutschland herrscht, betrachte, so setzen mich vielmehr die schwachen Spuren, die sich davon auf unserer Universität zeigen, in Erstaunen; überhaupt ist jene in Schlesien, wo man sich gern provinziell abzuschließen versucht, niemals bedeutend gewesen. Wenn man eine Freiheit sucht, so müßte es eine schlesische sein; man scheint hier noch nicht vergessen zu haben, daß die Schlesier vom Reiche ausgeschlossen waren, und von einer allgemein deutschen nationalen Einheit hat man nur einen sehr unklaren Begriff. Vergleiche ich, was mir von einer politischen Aufregung unter den hiesigen Studirenden bekannt geworden ist, mit dem, was ich selbst in jugendlichen Tagen während der französischen Revolution erlebt habe, so ist, was ich hier eben

nicht auf dem gradesten Wege erfuhr, völlig unbedeutend. Einige Papiere aus jener Zeit habe ich als ein Zeugniß meiner damaligen Stimmung aufgehoben, und obgleich ich nie ein Jakobiner war, würde man dennoch bei einer polizeilichen Untersuchung Aeußerungen einer vorübergehenden Aufregung finden, die viel tadelnswerther lauten, als was ich in den Briefschaften der jungen Leute gelesen habe."

Ob dieser Bericht irgend einen Eindruck gemacht hat, weiß ich nicht; ich habe Grund es zu bezweifeln. Hatte man doch zu entschieden einen Weg eingeschlagen, den man von jetzt an zu verfolgen genöthigt war. Gewiß, es lauerten Unternehmungen, nicht bloß Ansichten, in Deutschland, die mit Entschiedenheit unterdrückt und bestraft werden mußten; ob es aber deswegen nothwendig war, die beste Jugend auf allen deutschen Universitäten als eine angesteckte zu behandeln, das ist die Frage; so viel ist gewiß, eben diese maaßlose Ausdehnung der Untersuchungen gab den besonnenen Leitern Gelegenheit, sich zu verbergen oder zurückzuziehen, und ich möchte fast behaupten, daß man die Häupter gar nicht kennen gelernt hat, daß man bloß die Symptome, nicht die Quelle der Krank-

heit traf; daß eben daher diese aus ihren verborgensten Tiefen, immer von neuen, von andern Symptomen begleitet, hervorquoll.

Nachdem ich nun eine bestimmte Ansicht von der Lage der Sache auf der Breslauer Universität gewonnen hatte, reifte ein Entschluß, der mir unter allen der geeignetste schien. Ich beschloß, alle jene, mir auf eine nicht ganz erlaubte Weise bekannt gewordenen unverständigen Aeußerungen gerichtlich völlig zu ignoriren; sie sollten durch Lehre und inneren Einfluß auf die Studirenden verschwinden; — in sofern war ihre Entdeckung mir allerdings wichtig — aber nicht durch gerichtliche Bestrafung, die, wo man eine keimende Gesinnung bekämpfen will, nur gefährlichen Trotz erzeugt, überwunden werden. Wir hatten den strengen Auftrag erhalten, die Arminia, als eine verbotene geheime Verbindung, gerichtlich zu verfolgen: aber wie konnten wir mit gutem Gewissen die Verfolgung nur auf diese Verbindung beschränken, da es uns wohl bekannt war, daß andere, eben so strafbare, neben jener zur Verantwortung gezogene, sich gebildet hatten, und ihr Wesen trieben? Ich beschloß daher, daß die Untersuchung mit gleicher Strenge über alle

geheime Verbindungen der Universität sich ausdehnen sollte. Es war mir schon seltsam genug, daß der Auftrag der höhern Behörde nicht von vorn herein, diese, wie mir schien, nothwendige Ausdehnung enthielt. Mein schon schwieriges und mühseliges Geschäft ward freilich dadurch viel beschwerlicher, und ich mußte alle andere daneben ruhen lassen. Die Untersuchung, die sich nun über alle geheime Gesellschaften erstreckte, fing also an; keiner konnte sie verhindern, denn sie war völlig gesetzmäßig. Da die zwei übrigen Verbindungen sich völlig sicher glaubten, so konnte die geheime vorbereitende Untersuchung uns mit den Häuptern bald bekannt machen, und die Statuten dieser Verbindungen mit dem Verzeichniß ihrer Mitglieder kamen durch eine nicht geahnete Ueberraschung in unsere Hände. Aber wie widerwärtig trat jetzt die fortschreitende Untersuchung hervor. Ich mußte mich durch ein unheimliches Gewebe von Lügen und Widersprüchen hindurcharbeiten. Glücklicherweise traf diese Untersuchung die Verbindungen so plötzlich, daß die Widersprüche ihrer Angaben immer entschiedener hervortraten; und die Menge der Ueberwiesenen und Straffälligen wuchs täglich. Nun steht aber auf der

Theilnahme an verbotenen Verbindungen unvermeidlich die Relegation mit allen ihren bürgerlichen Folgen. Wird diese consequent durchgesetzt, so ist die ganze bürgerlichen Zukunft des jungen Mannes zerstückelt. Ich wage nicht, die Zahl der Ueberwiesenen hier mit Bestimmtheit zu nennen, aber so bedeutend war sie, daß es mir doch bedenklich schien, dem Senat die Relegation einer solchen Menge von Studirenden vorzuschlagen; es schwebte mir vor, wie so viele Familien in der ganzen Provinz in Schrecken dadurch versetzt würden. Dennoch beschloß ich, obgleich von einer innern Angst ergriffen, das strenge Recht walten zu lassen. Es schien mir, nachdem die Untersuchung vollendet war, unvermeidlich. Der Vorschlag, als er dem Senate mitgetheilt wurde, erzeugte eine heftige Bewegung. Die Senatoren erschraken, und viele glaubten eine solche Verantwortung nicht auf sich nehmen zu können. Wir alle sahen es ein, und ich, der ich mich so lange mit dieser Sache beschäftigt hatte, wohl am klarsten, daß eine bedenkliche Krise der Universität bevorstand, wenn ein so ungewöhnliches, so hartes Urtheil öffentlich bekannt gemacht, die Provinz in Schrecken setzen würde.

Als diese Strafe, die allerdings hart schien, ausgesprochen war, eilte ich nach Berlin, um mich mit dem Minister über die Ausführung des bedenklichen Urtheils zu besprechen. Ich stellte ihm vor, daß das Resultat der Untersuchung die gesetzliche Strafe von unserer Seite nothwendig mache, daß aber unter so extraordinären Verhältnissen, die das Vertrauen zu der Universität in der Provinz zu zerstören drohten, eine Milderung durch die höchste Behörde wohl stattfinden dürfte. Der Minister beschloß nun zwar, daß die Relegation unbedingt ausgeführt werden sollte, aber nur so, daß die härteste Folge derselben, nämlich die Entfernung von der Universität, also die Unterbrechung der Studien, vorläufig unterblieb. Diese konnte also bei einem jeden Vergehen stattfinden, und eine Garantie liefern für die Aufhebung der geheimen Gesellschaften. Dieser Beschluß nun schien mir so günstig wie möglich, und ich eilte zurück. Indessen waren doch einige durch die Untersuchung so gravirt, daß wir genöthigt waren, die unbedingte Relegation über diese auszusprechen, und die ganze Masse schwebte in der Ungewißheit ihres Schicksals, weil die öffentliche Bekanntmachung immer mehr verzögert wurde. Diese

Maaßregel ward eben kurz vor dem Schlusse meines Rectorats ergriffen, und ich überließ, wie ich gestehen muß, meinem Nachfolger, dem Professor Middeldorpf, die Universität in einer sehr bedenklichen Lage. Was gewonnen wurde, war die Gleichstellung der Arminia mit den übrigen verbotenen Gesellschaften. Dadurch ward nun der besondere Grund einer, gegen jene Gesellschaft gerichteten Untersuchung, der doch nur ein politischer sein konnte, aufgehoben. Aber ich hatte doch noch viel zu leiden. Die Eltern der Studirenden, welche Mitglieder der übrigen Gesellschaften waren, machten mir heftige Vorwürfe, weil ich, ohne dazu eine äußere Veranlassung zu haben, ihre Kinder unglücklich gemacht hätte. Ich erhielt nicht allein Briefe in diesem Sinne aus allen Gegenden von Schlesien, sondern auch persönliche Besuche, die mir höchst unangenehm waren. Ich selbst hatte die Beschlußnahme des Ministers herbeigerufen, weil ich in der That hoffte, auf diese Weise die mir durchaus verhaßten geheimen Gesellschaften mit der Wurzel auszurotten; aber dann, das sahe ich wohl ein, mußte eine eben so strenge Untersuchung nicht allein auf allen preußischen, sondern auf allen deutschen Universitäten stattfinden. Dieses

war aber nicht der Fall, meine Hoffnung ward nicht erfüllt, und am wenigsten nahm man auf meinen Vorschlag Rücksicht, solche Studentenverbindungen, denen man eine gewisse Freiheit gönnte, die selbst ihre Vorsteher wählen könnten, die aber unter der Aufsicht der Universitätsbehörden stehen müßten, zu begünstigen. Ich machte darauf aufmerksam, daß Verbindungen der Art einen geschichtlichen Grund hätten, der freilich, je strenger die Herrschaft der höhern Behörden sich ausbildete, desto mehr an Bedeutung verlöre, so daß zuletzt diese Verbindungen sich nur durch eine gesetzwidrige Opposition zu erhalten vermöchten. Dadurch ward das, die sittliche Gesinnung zerstörende Geheimniß fast nothwendig. „Wie kann man glauben, sagte ich, ja wie unnatürlich ist die Forderung, daß mehrere hundert junge Leute blos neben einander leben sollen, ohne inniger durch Erinnerungen aus der Heimat, durch gleiche Beschäftigung, ja bloß durch gleiche Neigung, Belustigung u. s. w. an einander geknüpft zu sein. Es kommt freilich darauf an, daß es den Lehrern gelingt, das Vertrauen der Studirenden zu gewinnen, um so nicht bloß durch Statuten und Verbote, sondern von innen heraus die bessere Gesinnung anzuregen. Dazu aber



wird eine freiere Stellung der Lehrer, eine Verbrüderung derselben, die zugleich eine freiere innere mit den Studirenden hervorrufen wird, erfordert. Jetzt sind die Professoren unter einander getrennt, und in ihrer Vereinzelung, von den höheren Behörden beherrscht; dadurch sind sie aber auch den Studirenden fremd geworden, und da in der Masse das Natürlichste eine nie zu verdrängende Macht erhält, so äußert sich dieses auf eine gesetzwidrige Weise, weil es sich nicht von den Gesetzen gefördert sieht. Freilich kann ein zwingendes gesetzmäßiges Verhältniß nie verschwinden: wird es aber nicht von einer vorwaltenden innern Gesinnung unterstützt, dann stärkt es nur die Opposition, hemmt sie nie. Es findet hier wirklich statt, was der Staatskanzler gegen mich, als von den Zünften die Rede war, äußerte: das innerlich verbindende, organisirende Princip ist ein durchaus äußerliches geworden, und hat sich in Polizei verwandelt. Aber eben diese Betrachtung überzeugte mich, daß man Recht hatte, meiner Vorstellung nicht Folge zu leisten. Das Zerfallen der Verhältnisse ist nichts Willkürliches, es ist vielmehr ein Geschichtliches. Das frühere organisirende Princip verschwand durch die eigene Schuld,

und die babylonische Gefangenschaft soll fortdauern, bis die Fülle der Zeit die Reinigung und Erneuerung hervorruft. Doch soll die Hoffnung lebendig bleiben, und unsere Handlungen leiten, sie soll in allen Gliedern der Trennung stille und anregend auf das Belebende hinweisen, welches von allen Punkten nicht durch menschliche Einrichtung, sondern unter göttlicher Leitung die ruhig schwellende Knospe der allseitig organisirenden Einheit hervorrufen wird. Eine jede unzeitige Einrichtung treibt zu einer Flucht, auf welcher man ergriffen, zu einem Widerstreben, welches nie unterdrückt wird." — Was ich in engerer amtlicher Umgebung erlebte, das erblickte ich nun auch in den größeren Verhältnissen des ganzen Staates. Diese vielversprechende Zukunft erkannte ich in der Persönlichkeit des Thronfolgers..

Ich hatte zwar mehrere erfreuliche Aeußerungen der Gnade und des hohen Wohlwollens erfahren, aber so lange der Kampf der Turner gegen mich in aller Heftigkeit stattfand, hielt ich es für meine Pflicht, mich von dem Kronprinzen zurückzuhalten. Jetzt hatte sich Alles geändert, es war mir gelungen, meine Gegner zu überzeugen, daß meine Angriffe nicht persönlich

seien, ja daß ich, so hart ich auch die Turner bekämpfte, doch auch das Schätzenswerthe ihrer Jugend anzuerkennen wußte. Ich habe mehrere mich tief ergreifende Beweise des schönsten jugendlichen Vertrauens dieser meiner heftigsten Gegner erfahren; und so war von meiner Seite wenigstens der Kampf zu Ende.

Jetzt glaubte ich nun auch, meinem Königlichen Gönner näher treten zu dürfen, und wenn ich in der Folge dasjenige freudig verkündige, was ich ihm jetzt schon in einem höhern Alter nicht bloß äußerlich, sondern innerlich zu verdanken habe, so wird es mit derselben Unbefangenheit geschehen, die in allen Darstellungen der früheren Epochen meines Lebens vorherrscht. Er ist jetzt mein König und Herr. Auch in meiner äußeren Stellung hat er mir Zeichen der Gnade und des Wohlwollens gegeben. Wenn ich nun aber wage, dasjenige darzustellen, was er mir in der großen Entfernung, in welcher ein bürgerlicher, unbedeutender Universitäts-Lehrer von einem hohen zukünftigen Herrscher steht, gewesen, so darf man dieses nicht als durch unmittelbare Mittheilung entstanden, betrachten, als wollte ich es wagen, dem Vertrauen, welches ich erworben habe, einen Umfang zu geben, von welchem

meine beschränkte Lage mich von selbst ausschließt. Wie er mich innerlich belebt hat, ist ihm völlig unbekannt. Ich darf es aber, indem ich die Verpflichtung auf mich nahm, was ich erlebte, bekannt zu machen, weder ihm noch dem Publikum verheimlichen. Es war von dem Augenblicke an, wo ich ihm näher trat, die reichste Epoche meines reichen Lebens.

Bevor ich nun diese Zeit, während welcher die Turnstreitigkeiten mich zu sehr beschäftigten, schließe, muß ich doch noch ein etwas früheres Ereigniß, welches durch diese veranlaßt wurde, erwähnen. In der Schrift über die Bedeutung der Universitäten hatte ich die Schuld der entstandenen Verirrungen zum Theil auf die Einrichtung der Gymnasien geschoben. Ich tadelte Manches, und dieser Tadel hatte die Aufmerksamkeit des Ministeriums auf sich gezogen. Ich erhielt ein Schreiben, in welchem von meiner Behörde die Frage an mich gerichtet ward: ob ich die Einrichtungen, die ich tadelte, auf preußischen Gymnasien entdeckt hätte, und in diesem Falle wurde ich aufgefordert, meinen Tadel ausführlicher zu begründen. Ich hatte nämlich in der Schrift die preußischen Gymnasien nicht ausdrücklich genannt. Es vergingen einige Monate, ohne daß von

meiner Seite eine Antwort einlief, und ich erhielt eine strenge Mahnung, sie sogleich einzuschicken. Ich antwortete, daß mich eine so wichtige Sache fortdauernd beschäftige, bat mir aber die Erlaubniß aus, die nahe bevorstehenden Ferien zu benutzen, um dann meine ganze Aufmerksamkeit diesem Gegenstande widmen zu können. Auf welche Weise nun meine Gegner, gleich nachdem ich dieses Schreiben enthalten, den Inhalt desselben erfahren, ist mir unbekannt geblieben. Sie triumphirten und glaubten mich in eine große Verlegenheit versetzt. Ich wandte die Ferien dazu an, eine ziemlich ausführliche Abhandlung auszuarbeiten; ich glaubte mich um so unbefangener und freier äußern zu können, da ich dazu aufgefordert war. Auf diesen Aufsatz erhielt ich keine Antwort, und die Sache war geschlossen. Einer meiner Freunde im Ministerium aber, der seit vielen Jahren todt ist, ein gelehrter Philolog, und ein sehr gewissenhafter, aber zugleich äußerst melancholischer Mann, glaubte sich doch an mich wenden zu müssen. „Es ist leichter, sagte er in seinem Briefe, zu tadeln, als positiv zu verbessern; Sie sollten doch, äußerte er, was angemessener wäre, sich lieber mit sich selbst beschäftigen.“ Der ganze Brief

trug das Gepräge der trüben und bittern Laune, die ihn beherrschte; er warf mir vor, daß ich in den Caricaturen nicht allein dem Katholizismus das Wort geredet, sondern auch seine Einführung als die einzig wahre Consequenz einer fest begründeten geschichtlichen Ausbildung gefordert hätte. „Mir sind, schrieb er, die Sophismen nicht unbekannt, durch welche man eine solche Forderung zu begründen sucht, aber je mehr man auf diese hier und da zu achten scheint, desto mehr sollte ein gewissenhafter Protestant sich scheuen, an diesem finstern Treiben Theil zu nehmen." Ich antwortete meinem Freunde und versicherte ihn, daß ich mit Leib und Seele Protestant wäre, sollte ich aber in irgend einem Augenblicke bei der Ausarbeitung meiner Schrift von Gott und allen guten Geistern so verlassen gewesen sein, daß ich geschrieben hätte, wie mir jetzt vorgeworfen wurde, dann wollte ich seiner Forderung willig Genüge leisten; ich würde unbedenklich öffentlich hervortreten, meine Aeußerung feierlich zurücknehmen und streng richten. Obgleich ich mich nun vergebens auf eine Stelle besinne, die eine solche Anklage begründen konnte, so hatte dieser Tadel mich doch beunruhigt. Er antwortete sogleich und be=

zeichnete mir die Stelle, die allerdings, wenn man nicht auf den Zusammenhang achtete, eine harte Anklage zu begründen im Stande war. Die Caricaturen bilden ein Gespräch im weitesten Sinne. Von einem richtigen Gedanken ausgehend wird der Darstellende so sehr von diesem hingerissen, daß er die vereinzelten Consequenzen bis zur höchsten Einseitigkeit verfolgt. So entsteht die Caricatur. So hatte die bekannte Restaurationslehre von Haller damals in einigen Kreisen einen großen, ja selbst, wie mir schien, gefährlichen Beifall gefunden. Die Absicht des Verfassers ist bekanntlich, das Staatsrecht aus dem Privatrecht abzuleiten, und die Entwickelung der Völker und der Staaten als einen fortdaurenden privatrechtlichen Prozeß zu betrachten. Ich faßte die Aufgabe so, daß ich mir einen sehr reichen, allseitig gebildeten Mann dachte, der in allen Richtungen des Lebens bildend thätig wäre. Er gewann das Vertrauen vieler Gelehrten, Künstler, Handwerker, Ackerbauer, die in seinen Dienst traten, und, wie sich von selbst versteht, in seinem Sinne handeln mußten, ihm dienstlich unterworfen waren. Seine großen Pläne gelangen so entschieden, daß er in dem Staate, in welchem er lebte, allent-

halben auf Hemmungen stieß, und daher mit allen seinen verschiedenen Dienern nach Nordamerika ging, wo er nach seinen Gedanken immer mehr das bloße Privatverhältniß für eine Staatsform gewann. So bildeten sich, um die Existenz eines allmälig heranwachsenden Staats zu sichern, ganz seinem Sinne nach, verschiedene Stände. Beamte, religiöse, sowie administrative und richterliche, entstanden, alle verpflichtet, seine Gedanken auszuführen, denn sie waren seine Diener. Selbst ein bevorzugter Adel, ja ein Kriegsheer ward nothwendig; er allein war das Oberhaupt des werdenden Staates; und wenn nun dieser Staat von dem Congresse der vereinigten Staaten als ein solcher anerkannt wurde, völlig selbständig und souverain dastand, dann drängte sich die bedenkliche Frage auf, ob er seine einseitige privatrechtliche Form, aus welcher er entstanden war, und die immer noch ein höheres Recht, einen höheren Richter über sich anerkannte, welche die Untergebenen beschützten, beibehalten dürfte. Nachdem diese Caricatur dargestellt war, schloß ich mich nun enger Hallers Schrift an. Der vierte Theil war noch nicht erschienen; in diesem hatte der Verfasser beschlossen, die Entstehung und Fortbil-

dung eines kirchlichen Staats, wie er theils selbständig auftrat, theils eine anerkannte Gewalt über andere Staaten erhielt, darzustellen. Haller war bekanntlich Protestant, keiner ahnete damals seinen Uebertritt, und eben die eifrigsten und frömmsten Protestanten waren seine Anhänger. Ich ließ aber Haller selbst aus seinem Standpunkte sprechen, construirte so seinen wirklichen Staat, und behauptete nun, daß dieser nothwendig bei der gegebenen Form ein katholischer werden mußte und der Verfasser ein Katholik. Der vierte Theil erschien, der Verfasser trat zur katholischen Kirche über, meine Caricatur hatte ihre einseitige Spitze erhalten, und Haller selbst stellte sie dar. Ich halte diese Darstellung nicht für das Unbedeutendste von dem, was ich geschrieben habe, und diese positive Entwickelung für die entschiedenste Kritik.

Irgend ein Gegner hatte nun diese Stelle dem vielbeschäftigten, gewissenhaften Manne vorgelegt, sie klang, wie sich von selbst versteht, völlig katholisch, und hatte die Anklage veranlaßt. Ich konnte ihn nur bitten, den Zusammenhang mit dem Nachfolgenden zu betrachten. Mein redlicher Freund erkannte seinen Irrthum und nahm die Anklage auf die feierlichste Weise zurück.

Noch muß ich hier von einer Verwickelung reden, die doch auch politischer Art war, und von einer Gährung in einem benachbarten Staate ausging. Der Großfürst Constantin sandte eine militärische Wache nach Breslau. Er forderte durch den General-Gouverneur, Grafen v. Zieten, die Auslieferung eines polnischen Studenten Kalinowsky. Der Gouverneur wandte sich an die Regierung, beide an den Geheimerath Neumann, und alle drei an mich, als Rector der Universität. Ich erfuhr, daß er unter militärischer Escorte nach Warschau gebracht werden sollte, um dort als Zeuge bei einer gerichtlichen Untersuchung aufzutreten. Das schien mir seltsam. Der Gouverneur, der damalige Vicepräsident Richter, der interimistisch die Functionen des Ober-Präsidiums versah, der Geheime-Rath Neumann und ich, traten zusammen um zu berathen, was in dieser Sache zu thun sei, weil ich genau von den Verhältnissen unterrichtet sein mußte, wenn ich mich entschließen sollte, den Studenten auszuliefern. „Es muß doch wohl, behauptete ich, ein Cartel zwischen uns und den russischen Polen stattfinden, nur ein solches kann unsern Entschluß bestimmen, bis etwa die höchste Behörde durch eine

Verfügung eine andere Bestimmung faßt.“ Nach einigem Suchen fand man das Cartel in den Amtsblättern, und dieses bestimmte freilich die wechselseitige Auslieferung der Entwichenen und der Verbrecher. Kalinowsky war aber mit gesetzmäßiger Erlaubniß nach Breslau gekommen, um da zu studiren. Er war weder ein Entwichener, noch ein Verbrecher; er stand als akademischer Bürger unter dem Schutze der Universität, und diese war nicht verpflichtet, einen jungen Mann unter militärischer Bedeckung abführen zu lassen, weil er in einer Untersuchung als Zeuge dienen sollte. Ich hielt es daher für meine Pflicht, gegen seine Auslieferung entschieden zu protestiren. Nach langem Hin- und Herreden ward nun beschlossen, schleunigst einen Bericht nach Berlin abgehen zu lassen; während der Zeit aber, den Kalinowsky hier festzuhalten und zu bewachen.

Während die Deliberationen stattfanden, hatte die Polizei es nothwendig gefunden, Kalinowsky zu arretiren; ich glaubte aber, ihn der Polizei abfordern zu müssen. Der Polizei-Präsident gab auch hierin nach; er ward ins Carcer gebracht, und dem Pedell, der dicht neben dem Carcer wohnte, zur Bewachung übergeben

Der junge Mann hatte sich auf der Universität ruhig und tadellos verhalten. Dennoch war der ganze Vorgang von einer solchen Art, daß wir für sein Schicksal besorgt waren. Die genaue Bewachung ausgenommen, ward er sowohl vom Geheime-Rath Neumann, als von mir mit großer Milde behandelt. Wir sandten ihm Wein und feinere Speisen, denn er schien nicht sonderlich mit Gelde versehen. So saß er einige Tage, und wir erwarteten mit Sorge die Antwort des Staatskanzlers, die, wie wir glaubten, nicht günstig ausfallen würde.

Da erschien eines Morgens der Pedell ganz erschrocken bei mir. „Kalinowsky ist entflohen, sagte er, und zwar durch ein Kamin, der mit einem Schornstein in Verbindung stand; von dem Dache hat er sich mit einem Strick herabgelassen, der noch unten liegt." Ich eilte nach dem Carcer, und ließ sogleich dem Geheimen Rath Neumann und dem Polizei-Präsidenten Streit dieses unangenehme Ereigniß melden. Sie erschienen, und wir untersuchten mit der größten Genauigkeit das Gefängniß. Ich gestehe, daß, wenn ich die ganze Sache erwog, mir die Art der Entweichung sehr verdächtig vorkam. Ich glaubte eine Veranstaltung zu erkennen,

und die wahre, viel leichtern Art der Entweichung zu entdecken; ich hielt mich überzeugt, daß er ganz bequem aus der Thüre gegangen war, und ein starker Verdacht fiel auf den Pedell. Aber die ganze Sache war doch äußerst unangenehm. Die höchsten Behörden der Stadt, wie der Universität, waren mit einem strengen Herrn in Collision gerathen. In der Schublade eines Tisches im Carcer fanden wir einen Brief, in diesem behauptete Kalinowsky seine Unschuld, glaubte aber dennoch einer großen Gefahr durch seine Flucht entronnen zu sein. Zugleich drückte er auf das lebhafteste seinen Dank aus für die theilnehmende und freundliche Art, wie er namentlich von dem Regierungsbevollmächtigten und von dem Rector behandelt worden. Geheime-Rath Neumann war schon gleich bei der ersten Nachricht sehr bestürzt, und dieser Brief brachte ihn zur Verzweiflung. „Wir können ja wohl," meinte er, „das Schreiben vernichten." „Keineswegs," antwortete der Präsident Streit, „es gehört zu den Akten;" auch ich versicherte, daß mir darum zu thun wäre, daß mein ganzes Verfahren in dieser Sache ganz offen vorliege; ich wünschte, daß nichts verborgen bliebe. Streit war Neumanns Schwager, und

ob dieser Brief wirklich bei den Akten geblieben ist, weiß ich freilich nicht. Neumann bereuete die unbefangene Menschlichkeit, die ihn ergriffen hatte; beide Herren wälzten alle Verantwortlichkeit auf mich. Später geschah dies eben so entschieden von dem General-Gouverneur, Grafen v. Zieten, und dem Vice-Präsidenten; ich scheute mich nicht, sie auf mich zu nehmen. Ich forderte die Herren auf, zu erklären, daß die Zurückhaltung des Kalinowsky sowohl, als seine Festhaltung im Carcer, trotz aller Protestation der übrigen Behörden, durch meine Opposition veranlaßt wäre. Sie waren doch in ihren Berichten genöthigt, wenn auch nur zu ihrer Entschuldigung, zu gestehen, daß gesetzliche Gründe, die für mich sprachen, sie zum Nachgeben gezwungen hätten. Die Berichte, die wohl ein jeder für sich, von seiner ganz verschiedenen Amtsstellung aus, eingereicht hat, blieben mir natürlich fremd. Auch ich eilte, eine eigne einfache Erzählung und die Gründe meines Verfahrens unmittelbar bei dem Staatskanzler einzureichen. Gegen den Pedell ward eine criminelle Untersuchung eingeleitet, seine Schuld war nicht zu beweisen, und er ward frei gesprochen. Die Gensdarmen bemühten sich

vergebens, den Entflohenen zu entdecken. Ziemlich viele Polen studirten damals in Breslau, und mein Verhältniß zu diesen war ein ganz eigenthümliches. Als Kalinowsky festgesetzt wurde, ließ ich sie alle vorladen, hielt eine kleine Anrede an sie, in welcher ich ihnen die Lage der Sache auseinander zu setzen suchte und sie aufforderte, sich von einer jeden Verbindung mit dem Gefangenen fern zu halten. Sie mußten mir ein feierliches Versprechen leisten; indem sie mir die Hand reichten, das Ehrenwort verpfänden, und sie thaten dies sogleich und unbefangen. Nun ist es aber klar, daß sie dennoch in Verbindung getreten waren mit dem Gefangenen, und derselbe Weg, den sie zu seinem Gefängniß fanden, stand nach meiner Ueberzeugung dem Kalinowsky zur Flucht offen. Ich ließ sie wieder kommen, sie hörten meine harte Rede, suchten sich durchaus nicht zu entschuldigen, ich glaubte sogar zu entdecken, daß ich ihre Zuneigung erworben hatte, doch wagten sie nicht, diese laut werden zu lassen.

Ich erwartete nun mehr mit neugieriger Spannung als mit Furcht die Antwort des Staatskanzlers. Diese enthielt keinen eigentlichen Tadel, doch meinte

er, daß ich dem Menschen aus Mangel an Erfahrung ein zu großes Vertrauen geschenkt habe.

Wie ich später erfahren habe, hat der Großfürst sich wirklich in Berlin heftig beklagt; auch hat die Universität wohl einigen Verlust erlitten, denn später wurde es der polnischen Jugend sehr erschwert, die Universität zu besuchen. Zugleich hatte ich mich überzeugt, daß eine stille Gährung fortdauernd unter den Polen herrschte. In den schlesischen Bädern, besonders in solchen, die weniger besucht werden, fand man sie häufig, und es war unmöglich, sich einige Tage dort aufzuhalten, ohne zu bemerken, daß sie in äußerst thätiger Verbindung unter einander und mit ihrem Vaterlande standen. Die Correspondenz ward nach allen Gegenden hin fleißig unterhalten; Briefe, die ankamen, veranlaßten lebhafte Zusammenkünfte, und eben die geheimnißvolle Weise, mit welcher sie sich abschlossen, mußte den größten Verdacht erregen. Von Kalinowsky's Schicksal nach seiner Entweichung erfuhr ich nach mehreren Jahren durch einige Polen Folgendes: Er war in der That nicht so unschuldig, wie von Warschau aus angezeigt wurde; er war ein von Polen aus unterstütztes, vermittelndes Glied der

ausländischen Unternehmungen, und so stark compromittirt, daß eine Untersuchug ohne allen Zweifel ihn nach Sibirien gebracht, ja ihm vielleicht das Leben gekostet hätte. Während die Polizei ihn auf allen Landstraßen suchte, war er, was man allerdings das Klügste nennen muß, ruhig in Breslau geblieben; dann, als die Verfolgung aufgehört hatte, reiste er nach Frankreich. Die letzten Nachrichten, die man damals von ihm erhalten hatte, kamen aus Marseille. Von seinem ferneren Schicksale habe ich nichts erfahren.

Ich beschließe hiermit die Epoche meines Lebens, in der ich mich vorzüglich schriftstellerisch durch die Lehre und politisch durch die That beschäftigte. Wie ich von jetzt an mich mehr der Wissenschaft und der religiösen Thätigkeit zuwandte, soll Gegenstand einer spätern Darstellung werden. Die Politik hatte mich seit wenigstens 16 Jahren ununterbrochen in Bewegung gesetzt, und obgleich meine Thätigkeit niemals ihre wissenschaftliche Richtung verlor, ward ich doch mehr, als ich wünschte, nach außen beschäftigt. Von jetzt an beschloß ich nun, mich ganz der Wissenschaft und den speculativ-religiösen Untersuchungen zu widmen. Alle Streitigkeiten nach außen widerstanden mir, meine li-

terarische Stellung stellte mir keine Hindernisse entgegen; ich hatte alle persönliche Angriffe stillschweigend über mich ergehen lassen; mein Rectorat gab mir, wenngleich auf eine nicht angenehme Weise, Gelegenheit, meine eigentliche Gesinnung kund zu thun. Die in bedenkliche Untersuchungen verflochtenen Studirenden hatten offen die Absicht, durch öffentliche Demonstrationen ihre Zuneigung kund zu geben. Es gelang mir jedesmal, es zu verhindern. Offenbar würde eine solche ihnen schädlich gewesen sein, und mir nicht gestattet haben, mit der redlichen Unbefangenheit ihre Sache zu behandeln, die mich, ich darf es sagen, fortdauernd leitete. Das für mich erfreulichste aber war dieses, daß die leidenschaftliche Opposition gegen meine Lehre allmälig verschwand, daß selbst meine Anhänger ruhiger wurden; daß aber die besseren Köpfe, die bedeutenderen sogar, sich mir anschlossen. Zwar war die Zahl derer, die mir ganz zugehörten, niemals groß; selbst solche, die sich später besonders als Naturforscher auszeichneten, hörten mich zwar, aber trennten sich von mir in ihren Ansichten, nachdem sie für die selbständige Untersuchung gewonnen waren. Ich nenne unter diesen Hemprich, der mit

Ehrenberg die Untersuchungsreise nach Egypten und Nubien anstellte und dort starb, und unsern berühmten Professor Dove. Ich war auch mit diesem Resultat als Lehrer sehr zufrieden. Einige meiner eifrigsten Zuhörer der physikalischen Vorträge stifteten unter sich einen naturforschenden Verein. Ich schloß mich zwar an sie an, ließ sie aber durchaus gewähren. Gegenstände für naturwissenschaftliche Vorträge wählten sie selbst, und beurtheilten sich streng unter einander. Ich wurde lebhaft an die frühere ähnliche Verbindung meiner Jugend in Kopenhagen erinnert, und ich hatte es nicht vergessen, wie der ganze Reiz solcher jugendlichen Vereine auf ihrer Selbständigkeit beruht. Sie ermunterten sich wechselseitig, und der Grund einer wissenschaftlichen Beschäftigung für das ganze Leben ward gelegt. Wie auch Alter, fortgesetzte Studien, und die großen Fortschritte der Wissenschaft ihre damaligen jugendlichen Ansichten verändert haben mögen, werden sie doch gewiß Alle jener Zeit der frühern wissenschaftlichen Begeisterung mit Freuden gedenken. In der kurzen Zeit ihrer Blüte war sie ganz, was sie sein sollte, und was ich so eifrig wünschte. Ihre beste Thätig=

keit fand in dem Jahre 1822 statt, und die Mitglieder werden mir hoffentlich zugestehen, daß ich die entschiedene empirische Richtung, die sie nahmen, niemals durch speculative Ansichten zu stören versuchte. Unter denjenigen, die sich später als Physiker und Mathematiker auszeichneten, nenne ich nur den früher schon erwähnten Professor Dove, dessen Verdienste um die Ausbildung der heutigen Physik allgemein anerkannt sind; Scholz, der als ordentlicher Professor der Mathematik und Astronomie in Breslau nur zu früh starb; Brettner, der mehr die pädagogische Richtung nahm, dessen Handbuch der Physik für Gymnasien viele Auflagen erlebte, und in eine große Zahl der höhern Schulen nicht allein in Preußen, sondern in ganz Deutschland eingeführt worden ist; dann auch den sehr verdienten Lehrer an dem katholischen Gymnasium in Breslau, jetzigen Director der dasigen Kunst- und Bauschule, Gebauer.

Mein Handbuch der Oryktognosie war nun beendigt; die durch die jetzt stille gewordenen Streitigkeiten entstandenen geselligen Trennungen verschwanden allmälig. Von jetzt an erhielt ich erst einen tiefern Einfluß auf die Universität, und mein Verhältniß zu der

Jugend und zu mehreren ausgezeichneten Studirenden, die sich nicht für die Naturwissenschaft ausschließlich bestimmten, werde ich später in Verbindung mit der Richtung, die meine eigenen philosophischen und religiösen Studien nahmen, zu entwickeln Gelegenheit finden.

Scandinavische Reise.

Eine tiefe Sehnsucht nach meinem Vaterlande, welches ich seit 17 Jahren nicht gesehen hatte, ergriff mich. Dreißig Jahre waren verschwunden, seit ich die norwegischen Gebirge sah, und wie wenig ich vermochte, ihre Structur wissenschaftlich aufzufassen, habe ich nicht verheimlicht. Seit der Zeit waren die Gebirge in mehreren Richtungen genau von den Meistern der Wissenschaft untersucht. Esmark, Hausmann, v. Buch, Naumann hatten die Structur der norwegischen Gebirge bekannt gemacht. Der Norweger Keilhau hatte sein herrliches Talent scharfer Beobachtung durch seine geognostische Beschreibung der Gegend um Christiania dargethan, und die Revolution, die nach Werners Tode in der Geognosie stattfand, war damals vorzüglich durch die wichtige Entdeckung

in den norwegischen Gebirgen veranlaßt; auch konnte ich hoffen, durch eine Reise nach Norwegen werthvolle Fossilien, an welchen die Universitäts-Sammlung sehr arm war, für diese zu gewinnen.

Ich ließ Frau und Tochter in Berlin, und reiste mit meinem Neffen, der mir von meinem sterbenden Bruder zur Erziehung anvertraut war, und seit seinem siebenten Jahre in meinem Hause lebte, weiter. Das erste Dampfschiff von Stralsund nach Ystadt in Schweden war eben eingerichtet, und wenige Tage nach meiner Ankunft in Stralsund kam mein Schwager, Geheimer Postrath Pistor, dort an, um die Maschine genau zu untersuchen, und eine Probefahrt auzustellen. Die Maschine ward gut befunden, und sollte ihre erste Fahrt unmittelbar nach Ystadt antreten; Pistor aber ließ sich bei Arcona aussetzen, ich begleitete ihn, und beschloß, die Zurückkunft des Dampfboots und die zweite Fahrt abzuwarten, um indessen mit meinem Schwager Stubbenkammer zu besuchen. Ich kannte diesen Ort schon aus der Zeit, da ich mich mit der Untersuchung über die Verbreitung der scandinavischen Kreideformation und ihrer Structur beschäftigte. Hier nun fand ich zwar, daß meine früher angestellten Be-

obachtungen keinesweges hinreichend waren, und daß besonders die verschiedenen Lagerungen, die nicht so ganz übersehen werden durften, wie es früher geschah, eine größere Aufmerksamkeit verdienten, konnte aber keine so Zeit raubende Untersuchung anstellen. Indessen erlebte ich hier ein merkwürdiges Schauspiel, nämlich eine optische Erscheinung, die mich, so viel ich auch davon gelesen hatte, doch in Erstaunen setzte. Möen mit seinen Kreidefelsen, das Gegenstück von Stubbenkammer, ist in einer Entfernung von 8 bis 9 Meilen, von Arcona aus, selbst bei klarem Wetter, kaum zu erkennen. Den ganzen Tag hindurch auf der Reise durch die kahlen Gegenden um Arcona, und von da nach Stubbenkammer, sahen wir die einzelnen Baumgruppen, die hier und da auf den Feldern vertheilt sind, durch eine Luftspiegelung gehoben, und die scheinbare Wasserfläche (mirage der Franzosen) dehnte sich nach allen Richtungen aus; aber auf eine überraschende Weise zeigte sich die Luftspiegelung, als wir von der Höhe der Stubbenkammer nach dem Ufer herunterstiegen. Hier sahen wir Möens Klint in die Höhe gehoben, und uns so nahe gerückt, daß ich glaubte, den Königsstuhl, jenen grotesken Fels, und einige mir

bekannte Schluchten erkennen zu können, ja selbst die Waldungen unterschied ich. Der Felsenabhang war von der sinkenden Sonne beleuchtet. So haben die Einwohner in Dieppe einige Mal mit Erstaunen die gegenüberliegende, sonst unsichtbare englische Küste sich erheben, und näher rücken sehen, daß sie Waldungen, Felder, Hügel und Dörfer unterscheiden konnten.

Von Möen nach Stralsund zurückgekehrt, trennte ich mich von meinem Schwager, und bestieg am frühen Morgen das Dampfschiff. Es war das erste Schiff dieser Art, mit dem ich reiste. Ich kann nicht sagen, daß es einen angenehmen Eindruck auf mich machte; der sichere Gang des Schiffes, der sich gegen den Wind behauptete, schien mir alle Poesie der Seereise zu vernichten, und die lärmende Maschine neben den schwellenden Segeln etwas durchaus Dürres, Prosaisches. Als ich das Schiff bestieg, hatte ich doch eine eigene Furcht, die ich nicht ganz zu unterdrücken vermochte. Ich hatte achtzehn Jahre lang in der Mitte des Festlandes gelebt, und glaubte mich dem Meere so entwöhnt, daß ich wohl befürchten konnte, zum ersten Male von der Seekrankheit befallen zu werden. Als ich auf dem Wege nach Stralsund nach

so langer Zeit zuerst die größeren Schiffe, Briggs und Kauffahrteischiffe entdeckte, trat mir die Erinnerung meiner Kindheit gewaltsam entgegen; ich konnte mich der Thränen nicht erwehren. Als wir von Stettin nach Stralsund fuhren, sahen wir, der mich begleitende Knabe und ich, rechts durch das Gebüsch sumpfige Lachen, die, wie es schien, von der nicht sehr entfernten Ostsee hinein gedrungen waren. Ich glaubte den Meeresgeruch zu erkennen (was doch entschieden eine Täuschung war), und die Sehnsucht nach dem Meere stieg immer höher. Als ich das erste Mal das Dampfschiff betrat, war es fast windstille, ein schwacher Luftstrom traf das Schiff von der Seite, die Maschine war so gleichförmig, daß wir in der Cajüte völlig wie in der Stube saßen. Die zarteste Frau würde keine unangenehme Empfindung gespürt haben. Jetzt aber erhob sich in der frühen Morgenstunde ein heftiger Sturm; er war uns völlig entgegen, ich fühlte mich aber eben dadurch auf dem Schiffe heimisch, und war über eine mögliche Seekrankheit ganz beruhigt. Der Capitain war ein tüchtiger Seemann, mit Segeln hätte er, ohne allen Zweifel, so weit es möglich gewesen wäre, dem heftigen Sturme Trotz geboten, aber die

Leitung eines Dampfbootes war ihm fremd, neu und bedenklich. Er hatte mich wenige Tage vorher in der Gesellschaft eines Beamten seiner höchsten Postbehörde gesehen, und wandte sich an mich. Er schien nämlich geneigt, die Zeit abzuwarten, bis der heftige Sturm etwas abgenommen habe. Ich stellte ihm vor, daß sein Schiff ein Postschiff, und unter seinen Passagieren ein Gesandter wäre, daß er also wenigstens einen Versuch machen müßte, die bestimmte Stunde zu halten. Er wagte es, und es gelang ihm. Der Wind legte sich gegen Mittag, gegen Abend war das Meer völlig ruhig, aber während des Sturmes war die Bewegung des Schiffs stoßweise, nach allen Seiten gerichtet; nicht allein die Passagiere (unter diesen der spanische Gesandte in Schweden), sondern auch die Seeleute waren seekrank, nur der Schiffscapitain und ich nicht. Als wir uns der schwedischen Küste näherten, erholten sich alle bei dem ruhig gewordenen Wetter. Die Sonne schien hell und warm, eine große Menge Schiffe konnten bei dem herrschenden Nordwinde in entgegengesetzter Richtung fortsegeln. Segel, durch den obgleich unbedeutenden Wind unterstützt, erschienen, vom Sunde herkommend, in immer

größerer Menge; andere, aus Osten kommend, hatten zwar einen nicht so günstigen Wind, schritten aber doch ohne Störung vorwärts. Ich fühlte mich in meine Kindheit nach Helsingoer versetzt, und zugleich trat mir die Zukunft der Geschichte, der großartig wachsende Handel, nach einem neunjährigen Frieden mit seinen raschen Fortschritten entgegen.

Wir landeten, und jetzt betrat ich zum ersten Male den schwedischen Boden, um dieses Land auch in seinem Innern kennen zu lernen. Nur die Kopenhagen gegenüber liegende Küste, die Städte Helsingborg, Malmöe und die Universitätsstadt Lund waren mir aus einem frühern Besuche bekannt. Hier sollte ich mich für die weitere Reise vorbereiten, und zwar mit Rücksicht auf die eigenthümliche Einrichtung des Postwesens in Schweden und Norwegen. Die Bauern in der Nähe der Landstraße sind verpflichtet, die Reisenden fortzuschaffen, sie liefern dazu zweirädrige Karren; der Wagenkasten ruht ohne Federn auf den hohen Rädern; der hölzerne Sitz hängt in eisernen Ketten an dem Wagenkorbe, und ein Fahren auf einem solchen Wagen ist keinesweges bequem. Die Fremden pflegen sich wohl ein sogenanntes Cariol anzuschaffen, ebenfalls

zweirädrig; doch so, daß der Wagenkasten anständiger ist, der Sitz in Federn hängt. Aber man kennt in Ystadt die Verlegenheit der Reisenden sehr wohl. Die Summe, die man von mir forderte, war sehr groß; ich bedachte auch, daß bei der weiten Reise in den einsamen gebirgigen Gegenden der Wagen beschädigt werden könnte, in welchem Falle ich völlig rathlos gewesen wäre. Ich schaffte mir daher nur einen in Federn hangenden, mit Rücken- und Seitenlehne versehenen, gepolsterten Sitz an, den ich mit Stricken an den gewöhnlichen Bauerkarren befestigte, und in einer solchen, keinesweges glänzenden Equipage durchreiste ich einen großen Theil von Schweden und Norwegen. Die Beförderung ist höchst billig; man schickt seine Sachen auf einem Postkarren den Abend voraus, der Bauer liefert sie auf der nächsten Station ab, und bestellt zu gleicher Zeit Wagen und Pferde für den Reisenden. So gehen die Sachen immer voraus, bis dahin, wo der Reisende seine Nachtruhe zu halten denkt; immer aus einer Hand in die andere, und man befördert auf solche Weise selbst die größten Kostbarkeiten. Den Tag darauf reist man selbst ganz ohne Gepäck, und findet auf den Stationen Alles

bereit, muß aber freilich eine erhöhte Summe zahlen, wenn man mehr als eine Stunde über die bestimmte Zeit auf sich warten läßt. Die Reisekosten für eine schwedische Meile (= 1¼ geographische) sind verhältnißmäßig sehr gering, und die Trinkgelder, verglichen selbst mit den gesetzlichen in Deutschland, können als ein Minimum betrachtet werden. Die Reisestationen sind zugleich Gasthöfe, und ich hatte mir von einem Freunde ein Verzeichniß der besten geben lassen. Vor dem Getränke war mir bange. Wein ist dort selten, und höchst wahrscheinlich schlecht; das wechselnde Bier gar nicht zu trinken. Diese Furcht verschwand auf eine für mich sehr überraschende Weise. Ein bedeutender Handelsherr in Gothenburg hatte eine Porterbrauerei angelegt, die mit den englischen wetteiferte. Er schickte bedeutende Ladungen selbst nach London, wo er den Porter zu gleichen Preisen mit den Einheimischen zu liefern vermochte. Durch eine königliche Verfügung waren alle Gastwirthe verpflichtet, Porter zu halten. Die Absicht war zwar wohl, die große Unternehmung in Gothenburg zu unterstützen, aber sie kam doch auch den Reisenden, und nun vor Allen mir zu statten. In Schweden zirkulirte damals nur

Kupfermünze; neben dieser, Zettel von unglaublich geringem, aber doch größerem Werthe, als man sie ohne bedeutenden Verlust für die kleinsten Ausgaben brauchen konnte. Auf der ersten Station gab ich den Bauern ein Trinkgeld, welches ohngefähr die Hälfte betrug von dem, was ein Postillon in Deutschland zu fordern berechtigt ist, denn ich hatte gehört, daß eine solche Summe hier vollkommen hinreichend sei. So klein diese nun war, so betrug sie doch eine Menge Kupfermünze. Der Gastwirth war Zeuge, und ehe ich das Trinkgeld geben konnte, forderte er es mir ab, nahm etwa die Hälfte davon, und gab sie dem Bauer, und mir das Uebrige zurück. „Sie haben zwar, sagte er zu mir, das Recht, mit Ihrem Gelde zu machen, was Sie wollen; Sie können es wegwerfen, wenn es Ihnen gefällt: aber Sie dürfen nicht zum Nachtheil der übrigen Reisenden uns die Bauern verderben." Eine andere Entdeckung, die ich machte, verdient hier erwähnt zu werden. Gleich im Anfange der Reise hatte ich die Hutschachtel vergessen, ich wußte nicht, auf welcher Station, und gab sie preis. Mein Breslauer College, der Geheime Medicinalrath Otto nahm einige Wochen

später denselben Weg und brachte sie mit zurück. Es ist allerdings leicht, den Eigenthümer zu entdecken, denn durch eine polizeiliche Verfügung ist ein jeder Reisende verpflichtet, seinen Namen in ein dort liegendes Buch einzutragen. Später, auf einer Reise von Loka-Brunn nach Hedemora, hatte ich eine sehr starke Tagereise, und vermißte nach Zurücklegung derselben ein kleines Packet, welches für mich freilich einen bedeutenden Werth hatte. Wo auf dem langen Wege dieses Packet zurückgeblieben war, konnte ich nicht wissen. Es enthielt, außer einigen Büchern, einen Dollond von bedeutendem Werthe. Ich war in der Zeit in eine andere Provinz von Schweden gekommen, und zeigte den Verlust der höchsten Behörde, dem Landshöfding, an, der in Hedemora wohnte, an den ich empfohlen war, und der mich mit ausgezeichneter schwedischer Gastfreundschaft aufnahm. Ich mußte diese Sachen lange entbehren, erhielt sie aber während des Winters in Berlin aus der Mitte von Schweden wieder, und hatte bei dem Empfange nur den Transport von Stettin zu zahlen.

Ein Reisender, der, wie ich, seine Reise beschleunigt, lernt freilich die Einwohner gar nicht kennen,

und die wenigen, die ihm näher treten, gehören nicht zu dem liebenswürdigsten Theile derselben. Doch muß ich bemerken, daß die Bauern, die mich beförderten, als ich aus Skåne in Småland eintrat, sich durch Nüchternheit, Heiterkeit und naive Offenherzigkeit vor Allen auszeichneten. Es ist die ärmste Provinz, die ich zwischen Ystad und Stockholm durchreiste. Ich kam nach Jönköping, einer der bedeutenderen schwedischen Provinzialstädte. Sie hat eine reizende Lage an einem der mächtigsten Landseen in Europa, der nur von dem größern Wenern, um Vieles, übertroffen wird. Der See ist 15 schwedische (etwa 26—27 geograph.) Meilen lang, freilich unverhältnißmäßig schmal. Ein kleiner Landstrich trennt gegen Süden diesen mächtigen See von einem andern, und die Hauptstraße von Jönköping mit ziemlich ansehnlichen Häusern ist eben auf diesem Landstriche gebaut. Nun machte es auf mich einen unvergeßlichen Eindruck, wenn ich durch die Straßen ging, und in die Nebengassen, die sehr kurz und rechtwinklich einander gegenüberliegend die Hauptstraße durchschnitten, hineinblickte. Auf beiden Seiten sah ich dann nichts als Wasser. Ich verweilte einige Tage in Jönköping, um von hier aus

den mächtigen eisenreichen Taberg zu besuchen. Es war ein Sonntag, und hier entdeckte ich nun zuerst die schauderhafte Trunksucht der geringern Klasse der Einwohner. Ich hatte zwar manchen betrunkenen Kutscher gesehen, aber, was ich hier sah, übertraf Alles. Ich kam ziemlich früh. Die Bergleute waren in dem Gasthofe versammelt, und jetzt schon am frühen Sonntag Vormittag alle betrunken. Ich erblickte unter ihnen keinen einzigen Nüchternen; der ganze Haufen stürzte auf mich ein; sie zankten mit einander, und es war mir unmöglich zu entdecken, was sie eigentlich wollten. Ich wandte mich an die Wirthin, und erfuhr nun, daß der Streit dadurch entstanden, wer unter diesen betrunkenen Männern mich auf den Berg begleiten sollte. Ich wollte natürlich keinen von ihnen mitnehmen, aber es schien doch bedenklich, sie sämmtlich abzuweisen. Ich wandte mich abermals an die Wirthin, und ohne meine Absicht merken zu lassen, ließ ich mich an einen Beamten weisen, der mich nun selbst begleitete. Der merkwürdige Berg beschäftigte mich den ganzen Tag.

In Jönköping lernte ich einige angenehme Familien kennen, besonders fielen mir die Frauen auf, die

schlank, oft schön, von ansehnlicher Gestalt, wenn sie, in ihren blauen Mantel eingehüllt, über die stillen Straßen schritten, in der That etwas Imponirendes zeigten.

Der Eindruck, den Jönköping auf mich machte, ist mir unvergeßlich geblieben; die hohen waldbedeckten Gebirge, die in einem großen Kreise die Stadt umgaben, die mächtigen Wasserflächen und die ganz eigenthümliche Lage der Stadt geben dieser Gegend einen bedeutenden Reiz.

Ich reiste durch Ostgothland über Linköping und Norköping nach Stockholm. Gothland ist eines der fruchtbarsten Getreideländer in Schweden. Ich sah auf der ganzen Reise kaum einen nüchternen Menschen. Alle Bauern, die mich beförderten, waren schon am frühen Morgen noch vom gestrigen Rausche betäubt. Ich war schon gewohnt, selbst zu fahren; der Bauer lief neben dem Wagen her, was in Schweden und Norwegen fast immer der Fall ist. Er kam später bei der nächsten Station an, ich sah ihn nicht wieder. Sein Trinkgeld erhielt er im Voraus, und es ist wohl kein Zweifel, daß er es vertrank. Zwar kann man aus diesen armen Menschen, die einen großen

Theil ihrer Zeit auf den Landstraßen und in den Gasthöfen zubringen, keinen Schluß auf die übrigen Einwohner machen; aber doch auf die dort herrschende Trunksucht, wenn man die Anschläge der Behörden in den Gasthöfen liest. Da findet man nicht allein Strafen für wiederholten Rausch, und die Drohung, daß der Trunk nicht als Entschuldigung dienen dürfe, vielmehr die Strafe bei begangenen Verbrechen erhöhen würde, sondern man findet auch die Strafe angegeben, die einen Prediger treffen soll, wenn er durch Trunkenheit in der Kirche seiner Gemeinde Aergerniß gäbe, oder berauscht die Kanzel bestiege. Es ist so entsetzlich, daß es unglaublich scheint, und ich würde nicht gewagt haben, es anzuführen, was ich doch selbst in mehreren Gasthöfen las, wenn es nicht in Schuberts schätzbarer Reise durch Scandinavien gedruckt stände. Er durchreiste Schweden ein paar Jahre früher. Die Trunksucht soll aber in neuerer Zeit sehr abgenommen haben.

In Norköping, einer der bedeutenden Städte Schwedens, wo der Motalafluß sich schäumend über Felsen mitten durch die Stadt stürzt, wohnte einst als Apotheker der berühmte Chemiker Scheele, der den Um-

schwung in der Chemie, den Lavoisier bewirkt hat, vorbereitete, einer der tiefsinnigsten Naturforscher seiner Zeit.

Als Gustav III. sich in Paris aufhielt, hörte er allenthalben diesen berühmten Mann nennen, kannte ihn aber durchaus nicht. Er war dadurch in keine geringe Verlegenheit versetzt. Ging es doch der Kaiserin Katharina von Rußland in Petersburg ebenso, als der französische Gesandte den Naturforscher Pallas als einen der ausgezeichnetsten Männer nannte; am Hofe war Pallas völlig unbekannt. Die Fürstin Dolgorucki erhielt den Auftrag, sich bei der Akademie zu erkundigen, wer dieser Mann sei und in welcher Lage er lebe; und als er aufgefunden, wurde er an den Hof gerufen; seine glänzende Carrière in Rußland fing an, und er erhielt einen bedeutenden Einfluß auf die Kaiserin. So glücklich war der Apotheker Scheele nicht. Der König schrieb zwar eilig nach Stockholm und forderte seine Minister auf, dem verdienten Scheele ein Adelsdiplom auszufertigen. Seine Stellung in Schweden war aber höchst wahrscheinlich den französischen Naturforschern unbekannt, wie dem Könige und seiner Umgebung, der daher in seinem Schreiben nur den Namen nennen konnte. Die Minister waren in gro-

ßer Verlegenheit. Sie erkundigten sich allenthalben bei ihrer Umgebung, nur nicht bei der Akademie, und erfuhren daher nichts. Vielleicht nahmen sie auch nur die Gelegenheit wahr, um dem Günstlinge irgend eines Großen den Adel zu ertheilen. Man hörte nun einen Scheele, der nach Finnland hinauf sich als einen tüchtigen Oekonomen auszeichnete, nennen. Ihm sandte man das Adelsdiplom; der Chemiker starb ungeadelt.

Wie sehr ich durch Stockholms Lage überrascht wurde, wird einem Jeden begreiflich sein, der sich des Augenblickes erinnert, als er diese durch ihre Lage großartige Stadt zum ersten Male sah. Ich ward in Stockholm auf eine für mich höchst interessante Weise empfangen, und dadurch an eine frühere, für mich sehr angenehme Zeit erinnert.

Als ich im Jahre 1817 von der Reise durch das südliche Deutschland, zurückkehrte, traf ich in Dresden den in seinem Vaterlande sehr geschätzten schwedischen Dichter Atterbom. Er ist bei uns nicht zu dem hohen Rufe gelangt, der dem Bischof Tegner zu Theil ward; aber er ist tiefsinniger als dieser, seine Phantasie außerordentlich reich; sein, auch ins Deutsche übersetztes ausführliches Gedicht: „Lycksalighetens Ö" (die Glück-

seligkeits-Insel) ist vielleicht hier und da zu breit, aber der Verfasser ist ein wahrer Dichter. Er zeichnete sich in seinen jüngeren Jahren unter denjenigen aus, die sich mit Enthusiasmus an die schöne deutsche Zeit im Anfange des Jahrhunderts anschlossen. Diese erhielten den Namen Phosphoristen, und fanden sowohl in den alten Dogmatikern der Universität Upsala, wie in den französisch Gebildeten der Stockholmer Akademie die heftigsten Gegner. Als der General Graf v. d. Gröben in den letzten Jahren des französischen Drucks über Petersburg nach Stockholm kam, fand er Gelegenheit, eine innige Freundschaft mit Atterbom zu schließen; später reiste dieser mit königlicher Unterstützung nach Italien, wo er in genauer Verbindung mit Thorwaldsen und dem Dichter Rückert lebte; auf seiner Rückreise nach Schweden machte ich seine Bekanntschaft in Dresden, und verlebte dort mit meinem Collegen Tölken einige, ihnen wie mir gewiß unvergeßliche Tage. Atterbom kam später nach Breslau, um seinem Freunde, dem Grafen v. d. Gröben, einen Besuch abzustatten, und theilte seinen Aufenthalt zwischen dem Grafen und mir. Der erstere hielt sich den Sommer über in der Nähe der Stadt auf. Hier verweilte

Atterbom einige Monate, und mir erschien er recht eigentlich als ein erfrischender dichterischer Geist, der mich tief in die glückliche Zeit der früheren Jugend versetzte. In München hat er Schellings Vorträge gehört, und sich ihm auch persönlich angeschlossen. Als ich ihm nun acht Jahre später meine Absicht, Stockholm und Upsala zu besuchen, bekannt machte, trug er einem seiner ausgezeichneten Freunde in der Residenz auf, mich zu empfangen. Es war der in Schwedens neuester Geschichte so bedeutend gewordene Staatsmann Herr v. Hartmannsdorf. Dieser scharfsinnige und streng nach seiner Ueberzeugung handelnde Mann erzeigte mir eine Güte, die noch immer dankbar in meinem Andenken fortlebt. Er hatte sich von seinen vielen wichtigen und mannigfaltigen Geschäften für die Tage meines Aufenthaltes losgemacht, und durch ihn wurde ich schnell in die bedeutendsten Kreise eingeführt. Was aber besonders meine Bekanntschaft auf eine höchst überraschende Weise erweiterte, war folgender Umstand:

„Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen.“ Es ist der eigentliche schönste Frühlingsanfang in Stockholm, und das Fest fiel in diesem Jahre glücklicher

Weise etwas spät. Der Mechaniker Owen hatte einige Dampfschiffe vollendet, die nun in diesem Sommer zu Lustfahrten auf Mälarne benutzt wurden. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Stockholm fand eine solche Fahrt nach Drotningholm am frühen Morgen statt. Diese Belustigung war Mode; Männer und Frauen aus Stockholms besten Gesellschaften fanden sich auf dem Dampfschiffe ein, 150 Passagiere hatten sich hier vereinigt, und ich segelte in einer so wünschenswerthen Umgebung heiter und erwartungsvoll zwischen den „tausend" Felseninseln von Mälarne dem Schlosse zu. Man wird bei einer solchen Gelegenheit, wo die Förmlichkeit der Visiten verdrängt ist, und die Heiterkeit der Stimmung schnell unbefangene Gespräche herbeiführt, bald mit einander bekannt. Ich ward schon jetzt mit mehr Einladungen überhäuft, als ich für die kurze Zeit meines Aufenthalts annehmen konnte, und mußte viele ausschlagen, weil ich schon andere, mir wichtigere erhalten hatte. Hier trat mir nun ein für mich auffallendes Verhältniß des geselligen Umgangs entgegen. Die Dänen haben ein Wort für die wechselseitige Ansprache, welches ganz dem „Sinn" der Deutschen entspricht und brauchen

es eben so. Die Schweden haben das Wort „Ihr“ (Ni) das „vous“ der Franzosen, aber dieses hat durch den Gebrauch eine geringere Bedeutung erhalten, so daß man es nur gegen untergeordnete Personen anwenden kann. Daraus entsteht eine große Unbequemlichkeit; man ist nämlich genöthigt im Gespräch unaufhörlich den Titel der Person wieder zu nennen, wenn man sie anspricht, und da nun hier eine Menge der ansehnlichsten Männer Schwedens auf dem Dampfboote vereinigt waren, so klang diese beständige Wiederholung der Titel während der mannigfaltigen und lebhaften Gespräche höchst seltsam, und je unbefangener und lustiger sie wurden, desto unangenehmer. Um nun dieser Unbequemlichkeit zu entgehen, sind die Männer von ungefähr gleicher Stellung genöthigt, sich Du zu nennen, wenn sie in irgend ein vertrauliches Verhältniß zu einander treten, und ich habe in keinem Lande in den gebildeteren Klassen der Gesellschaft so viel Duzbrüder gefunden, als in Schweden. Der Contrast zwischen dem vertraulichen Du und der beständigen steifen Wiederholung der Titel hat etwas ungemein Auffallendes. Ueberhaupt hat die seit mehr als 200 Jahren dauernde politische Verbin-

dung Schwedens mit Frankreich einen großen Einfluß auf die Form der Geselligkeit gehabt. Die Schweden zeichnen sich, wenigstens in Stockholm, durch ein den übrigen Scandinaviern fremdes ceremoniöses Wesen aus; aber dieses erhält doch eine etwas steifere, und durch die nordische Stimmung düstere Färbung; man kann sich in dieser Rücksicht keinen größeren Contrast denken, als zwischen dem derben freimüthigen Norweger und dem feinen höflichen Schweden. Man schreibt gewöhnlich solchen Verhältnissen einen geringern Einfluß zu, als sie in der That ausüben. Der Norweger, wenn er nach Stockholm kommt, findet sich durch das ceremonielle Wesen, welches ihm, der in seinem Lande seit vielen Jahrhunderten kein Hofleben kannte, und wo ja auch mehr als in irgend einem Lande Europa's eine nicht aus Principien geforderte, sondern natürliche Gleichheit herrscht, gequält, ja geängstigt. Mancher tüchtige Norweger erscheint in den schwedischen höheren Kreisen ungeschickt, und der Schwede benutzt wohl auch die Gelegenheit, ihn dann sein Uebergewicht fühlen zu lassen. Aber dadurch bildet sich immer entschiedener ein bitterer Trotz von Sei-

ten des Norwegers aus, der den nationalen Haß mehr nährt, als mancher glauben mag.

In der Gesellschaft, in welcher ich den Tag der Lustreise nach Drotningholm zubrachte, nahm sich die durch die Lust der Fahrt unwillkürlich hervordringende nordische Treuherzigkeit neben dem starren ceremoniösen Wesen wunderbar aus.

Unter den vielen Männern und Frauen, deren Bekanntschaft zu machen ich Gelegenheit fand, bemerkte ich einen schlanken ansehnlichen Mann in geistlicher Tracht von imponirender Haltung. Er schien mit Allen bekannt, und wurde mit großer Aufmerksamkeit und Achtung behandelt. Ich ward ihm durch den Herrn v. Hartmannsdorf vorgestellt. Es war der in der neuesten schwedischen Geschichte wohl bekannte Schwerin, dessen Carriere, wie sie nur in Schweden möglich war, eine sehr auffallende gewesen ist. Er ist in Preußen geboren, und ward, irre ich nicht, im Cadettenhause erzogen, kam in schwedische Dienste als junger Garde-Offizier. Hier wuchsen seine Schulden so, daß er sich in seiner Verzweiflung unmittelbar an den König Gustav III. wandte. Dieser konnte zwar keine bedeutende Summe zur Tilgung seiner

Schulden verwenden, rieth ihm aber, ein paar Jahre Theologie zu studiren, er wolle ihm dann eine jener bedeutenden geistlichen Sinecuren ertheilen, die ihm für sein ganzes Leben eine ansehnliche Versorgung verschaffen würden. Er nahm es an, und ward Domprobst in Sala. Hier erschien er nur an hohen Festtagen, und der durchaus weltlich gesinnte Mann betrat dann die Kanzel.

Der harte und lange, selbst zweifelhafte Kampf bei der Einführung der Reformation in Schweden sicherte der Geistlichkeit ein bedeutendes Vermögen. Es ging hier fast wie in England. Die bischöfliche Einrichtung der Kirche ward strenger als anderswo aufrecht erhalten. Ist doch der Erzbischof von Upsala noch immer der summus episcopus. Arme Bürgerssöhne waren mit kleinem Gehalte zufrieden, daher wurden die großen Summen, die der Kirche blieben, als die Reformation alle Kämpfe überwunden hatte, benutzt, um berühmte Gelehrte zu besolden. So entstanden die ansehnlichsten Professorengehalte aus solchen reich dotirten Predigerstellen. Der Professor hielt einen Vicar, während er sich

selbst ausschließlich mit einer Wissenschaft beschäftigte, die fern von allen theologischen Studien lag. Nur an den Festtagen, und ich glaube kaum an allen, erschienen diese Pfarrer, wie sie doch eigentlich heißen müssen, in den Kirchen, sonst blieben sie den Gemeinden völlig fremd. Viele ließen sich wohl ihre Predigten von Anderen ausarbeiten; von Einigen erzählt man allerlei Anekdoten. Swanberg, ein ausgezeichneter Mathematiker und Professor in Upsala, soll einmal das Vaterunser vergessen haben; was mir freilich nicht ganz, aber doch zum Theil (ich ließ einige Bitten aus) in meiner Jugend begegnet ist. Die Prediger einer Provinz wählen aus ihrer Mitte den Bischof, und zuweilen trifft die Wahl einen solchen Universitätsgelehrten, der sich bis dahin gar nicht mit der Theologie beschäftigt hat, und von dem Augenblick an, wo er die Wahl annimmt, ganz Theologe sein und sein Leben in seinem Bischofssprengel zubringen muß. So ward der Dichter Tegner nach dem einsamen Städtchen Wexiö verwiesen, wo ihm das Unglück begegnete, von einer tiefen verwirrenden Melancholie befallen zu werden. Agardh, der berühmte Pflanzenphysiolog und systematische Bearbeiter der Algen, nahm

den Ruf als Bischof in Wermeland an, und residirt in Karlstadt an den nordwestlichen Ufern von Wenern. Dieser ist einer der geistreichsten Männer Schwedens, aber er sah es auch ein, daß er neue Verpflichtungen auf sich genommen hatte, die sich mit seinen bisherigen Studien nicht vertrugen. Er überließ seinem Sohne die Fortsetzung seiner Schriften über die Algen, und trieb von jetzt an das Studium der Theologie mit großem Eifer. Er übersetzte einige Theile der Bibel aus der Ursprache; und ist mit der speculativen Richtung der deutschen Theologie wohl bekannt. In Karlsbad lernte er Schelling genau kennen und beide sich wechselseitig achten und lieben. In Schweden wurden vor wenigen Jahren die Ansichten von Strauß populär bearbeitet und unter das Volk verbreitet. Auf eine höchst verständige und gelungene Weise ist nun Agardh aufgetreten, um dem gefährlichen Einflusse dieser Ansichten zu begegnen. Er gehörte in den letzten Jahren zu den ausgezeichnetsten Theologen Schwedens, und hat sich ganz seinem wichtigen Amte hingegeben. Ich freute mich vor Kurzem die persönliche Bekanntschaft dieses trefflichen Mannes zu machen. Geijer in Upsala ward ebenso zum Bischof gewählt, schlug aber die

Wahl aus und blieb seinen geschichtlichen Studien treu.

Auf eine solche Weise wurde nun auch Schwerin Domprobst, aber seine Muße benutzte er, um sich als Staatsmann auszubilden. Eine Schrift: „Grund-Linier till Staternes Historia." Upsala 1811. schenkte er mir. Er spielte in der früheren gemäßigten Opposition eine sehr einflußreiche Rolle, und ich konnte mich glücklich schätzen, zwei so bedeutenden Männern wie Schwerin und Hartmannsdorf so nahe treten zu dürfen.

Als wir nach Drotningholm kamen, gerieth ich mit ihm in ein lebhaftes Gespräch, während wir den großen Park, der das Schloß umgab, durchschritten. Dieser fiel mir durch den reichen und mächtigen Baumwuchs, wie überhaupt durch die üppige Vegetation auf, die mich vergessen ließ, daß ich in Schweden war. Hier nun nahm die mir immer interessanter werdende Unterhaltung mit Schwerin mich ganz in Anspruch. Was mich aber besonders überraschte, war, daß er durchaus zu umgehen suchte, deutsch zu sprechen. Er hatte in der That die Fertigkeit, sich in seiner Muttersprache auszudrücken ver-

loren, aber über die politischen, besonders administrativen Zustände der Staaten war er sehr wohl unterrichtet. Er suchte mit vielem Eifer durch mich Nachrichten über verschiedene Institute in Schlesien zu erhalten, aber was ich ihm Neues mittheilen konnte, war nur wenig, und meistens war er genauer unterrichtet als ich. Er schloß sich später mehr an die Regierung an, behielt bis zu seinem Tode einen bedeutenden politischen Einfluß im Lande, und starb als Bankdirector.

Ein kleines Ereigniß trug sich hier zu, welches doch ein national interessantes Gepräge trägt. Eine alte Frau hatte mitten im Garten unter den Bäumen einen kleinen Tisch sauber gedeckt, und bot den Vorüberschreitenden Milch für wenige Kupfermünzen an. Mein Neffe ließ sich ein Glas reichen, auch Schwerin. In Schweden ist es Gebrauch, die Ritterorden, die oft etwas sehr Auffallendes haben, immer zur Schau zu tragen; auch ich trug mein eisernes Kreuz und bemerkte, daß es sehr imponirte. Es hat in der That in seiner Einfachheit außerhalb Preußen, wo es selten ist, etwas Ernstes und Würdiges. Schwerin trug mehrere Orden. Als wir bezahlten, ließ uns die

Frau, doch keineswegs auf eine unbescheidene Weise, merken, daß wir als so ansehnliche Personen wohl eine etwas größere Summe geben könnten. Ich war überrascht, weil diese Forderung mir mit der sonstigen Würde und Zuversicht ihres Betragens, die mich für sie einnahmen, im Widerspruch zu stehen schien. Schwerin bemerkte, daß sie eine Medaille trug, einen Orden so gut wie wir. „Wie, fragte er, hast du diese erhalten?" Die gute Frau ward nun redselig und erzählte uns, wie eine Gesellschaft, welche bürgerliche Verdienste belohne, ihr diese Medaille ertheilt habe, weil sie, nachdem sie Mann und Kinder verloren, obgleich sie sich nur mühsam ernährte, arme Kinder zu sich genommen, erzogen, in der Religion unterrichtet und dann untergebracht habe. Die Unterstützungen, die ihr hier und da zuflössen, wären äußerst gering. Sie ließ ihre Milch stehen und folgte uns. Da kam ein etwa sieben- bis achtjähriges Mädchen, wenngleich arm, doch reinlich gekleidet, und ward uns als ein solches Kind vorgestellt, welches jetzt von ihr erzogen wurde. Ich erschrak, denn es war vorauszusehen, daß die geschwätzige Frau ihre Verdienste um die Kinder jetzt erst recht breit auseinandersetzen würde. Es

geschah, wie ich erwartete. Das Kind mußte sich hinstellen, und es fand eine Prüfung der seltsamsten Art statt. Mit den gewöhnlichen Fragen waren Mährchen verbunden, die eben so naiv von der Frau dem Kinde vorgelegt, wie von diesem beantwortet wurden. Gewöhnlich enthielten sie Erscheinungen von Engeln, die auf das Gebet armer Leute erschienen waren und sie aus der bittersten Noth errettet hatten. Nun war der politische Probst, besonders einem Fremden gegenüber, in keiner geringen Verlegenheit; er durfte doch nicht aus seiner Rolle fallen und war genöthigt, sich in eine breite Zurechtweisung einzulassen. Ich fand ihn verdrießlich, die Frau verlegen, und mich, der ich auf eine solche Scene mit einem solchen Manne gar nicht gefaßt war, gestört. Endlich nahm das Gespräch ein Ende, ein Geschenk beruhigte die Frau und wir gingen weiter.

Der Graf fand es doch nothwendig, über dieses wunderbare Intermezzo sich zu äußern; und noch schneller, als ich ihm irgend eine Frage vorlegen konnte, fing er an über die Schwierigkeit, den religiösen Aberglauben unter dem Volke auszutreiben, ausführlich zu sprechen. Ich wagte die Behauptung, daß es

nicht allein schwierig, sondern auch, in so fern es gelänge, sehr bedenklich wäre; denn was mit dem Aberglauben verschwände, würde nur zu leicht das Tiefste der Religion gefährden, und die Stützen religiöser Sittlichkeit mit fortnehmen. Dieser Meinung war nun mein Begleiter keineswegs, und da er nicht Lust hatte, das Gespräch weiter fortzusetzen, brach er kurz ab und schlug mir vor, einen ganz in der Nähe wohnenden pensionirten Opernsänger, der in seinen jüngern Jahren ein großes Aufsehen gemacht hatte, zu besuchen.

Die schwedische Oper war unter Gustav III. berühmt, und hatte besonders die Kopenhagener ganz zurückgedrängt und überflügelt. So wie eine bedeutende Stimme hier hervortrat, verschwand sie schnell, um auf der Stockholmer Bühne sich weiter auszubilden und die Einwohner der Stadt zu entzücken. So erinnere ich mich aus meiner frühen Jugend, wie in Kopenhagen alle Welt von der schönen und talentvollen Carolina Walter sprach, die freilich schon seit vielen Jahren verschwunden, und irre ich nicht, damals schon todt war. Sie war es vorzüglich, die als Alles beherrschende Prima-Donna der Stockholmer Oper zu ihrer Zeit einen europäischen Ruf sich verschaffte; mir

aber war sie interessant, weil sie die Mutter meines Schulfreundes, des früher erwähnten Schauspielers Lindgren, war.

Es trat uns ein kleiner, höchst freundlicher Greis entgegen, der uns mit einer Art vornehmem Anstande empfing. Er war ein Liebling Gustavs III. gewesen, erinnerte sich der Zeit seiner Jugend, und schien sich an diesen Erinnerungen zu erquicken. Er war ein Deutscher, und der schwedische König hatte ihn von der Berliner Oper unter Friedrich II. hierher zu ziehen gewußt. Da ich mich als einen Schwiegersohn des Capellmeisters Reichardt zu erkennen gab, gerieth er in wahres Entzücken, seine ganze fröhliche Jugendgeschichte lebte wieder auf. Reichardt wurde auf eine, ich kann sagen, für mich rührende Weise gepriesen; er hatte sich des jungen Sängers wohlwollend angenommen, und wer Reichardt kannte, wird dies glauben. Auf eine so unerwartete Weise, fern von der Heimat in die Mitte meiner Familie versetzt zu werden, war mir höchst angenehm. Es schien fast, als wenn der alte Mann, so glänzend seine Stellung in Schweden auch geworden, es dennoch bedauerte, sein Vaterland verlassen zu haben. So ver=

ging die Zeit sehr heiter und für mich nicht ohne Bedeutung.

Man wollte die schöne Pfingstzeit nicht unbenutzt vorübergehen lassen; wenige Tage später fand eine Fahrt nach dem Schlosse Gripsholm statt. Es ward ein anderes von Owen erbautes Dampfboot gewählt; die Zahl der Passagiere war groß, und die Entfernung von der Hauptstadt bedeutend; man mußte sich für eine Nacht einrichten. Die mitreisenden Herren und Damen (man behauptete gegen dreihundert) sollten in der kleinen, höchst unansehnlichen Stadt Platz finden, und während wir schnell davon eilten, schwebten uns schon die bevorstehenden Abenteuer der Nacht vor. Mälarne blieb sich auch jenseits Drotningholm, so viel ich mich erinnere, einigermaßen gleich. Während der Reise, fast vom Anfange an, ward die wechselseitige Berührung lebhafter, das Bewußtsein, daß wir zwei Tage zusammenbleiben sollten, übte seinen Einfluß aus. Das Dampfboot war kleiner als das frühere, die Zahl der Reisenden verdoppelt, und die größere Nähe schien fast unvermeidlich eine größere Vertraulichkeit hervorzurufen. Auf der Hinfahrt war die Gesellschaft zwar etwas verwirrt, zersplittert, aber man

hatte sich doch einigermaßen zurecht gefunden, als man Gripsholm erreichte. Hier war nun die plötzliche Zerstreuung recht merkwürdig. Damals, in der Jugendzeit der europäischen Dampfschifffahrt, waren solche Scenen noch neu, jetzt sind sie freilich alltäglich geworden. So wie wir landeten zerstreute sich die ganze drängende Gesellschaft in alle Gegenden der Stadt; ein Jeder lief dem Anderen, wenn er ihm zufällig begegnete, eilig vorbei, ein Jeder dachte nur an sich selbst, denn er mußte für Nahrung und Wohnung sorgen. So verging etwa eine Stunde, als die Gesellschaft sich wieder zusammenfand. Für mich hatte Herr v. Hartmannsdorf freundlich gesorgt. Aber jetzt stand mir nun eine Beschäftigung bevor, die mir sehr peinlich war und vor der ich zurückschauderte. Ich sollte mit der Menge von einigen hundert Menschen alle Gemächer des Schlosses durcheilen, in jedem Gemach eine verwirrende Menge von Gegenständen betrachten. Von der Betrachtung abstrahirte ich zwar ganz; ich ließ mich gleichgültig durch alle Gemächer fortschleppen, hier wie in Drotningholm, auch ist mir von allen den Merkwürdigkeiten keine erinnerlich geblieben, und doch sollte ich eben hier auf eine Weise erschüttert

werden, die meine nicht geringe Erwartung übertraf. Das Schloß hat ein alterthümliches finsteres Ansehen. Vier Eckthürme geben ihm ein festungsartiges Gepräge. Diese waren von bedeutendem Umfange und zwei derselben haben eine große geschichtliche Bedeutung, denn in diesem Schlosse tritt uns die verhängnißvolle, nächtliche, tragische Geschichte Schwedens auf eine drohende Weise entgegen. Die ganze traurige Geschichte des Wasa-Geschlechts und der folgenden Dynastie drängt sich uns hier auf. Wenn Gustav Wasa, der Stammvater seines Geschlechts, als ein vertriebener Prinz einer unterdrückten Familie, aus der Fremde, in welche er verbannt war, ohne irgend eine andere Stütze, als seine eigene persönliche Kraft, in seinem gedrückten Vaterlande erscheint, es errettet, eine königliche Dynastie begründet, und nach einer langen, preiswürdigen Regierung stirbt, so erblicken wir durch ihn im fernen Norden einen jener lichten Punkte der Geschichte, in welchen der selten erscheinende und eben so schnell verschwindende Tag uns entgegenglänzt. Aber kaum hatte er die Augen geschlossen, als die unglückliche Zeit seiner hinterlassenen Kinder begann. Wenige Epochen zeigen eine solche finstere Mischung

von religiösen und politischen Verirrungen, von wechselseitiger Verfolgung der Brüder unter einander, von Verrath, Mord und Greuelthaten aller Art, bis der jüngste und listigste unter den Brüdern das Land und den stolzen Adel in sein Netz zog; das traurige Schauspiel allseitiger Verwirrung schloß, als der Vater Gustav Adolphs siegte. Man erstaunt, wenn man sieht, wie ein fast siebzig Jahre lang zerrüttetes Volk auf einmal so mächtig hervortritt, und auf die glänzendste Weise eine große europäische That beginnt; man könnte Gustav Wasa den schwedischen Gustav Adolph, diesen aber den europäischen Gustav Wasa nennen. Auch darin ließe sich die Vergleichung noch behaupten, daß an Beider Thaten ein geheimer Wurm nagte, daß der glänzende und begeisternde Anfang eine so furchtbare und zerstörende Zeit aus sich gebar. Um den Glanz, mit welchem Gustav Adolph in Deutschland auftrat, zu begreifen, muß man die mächtigen und wahrhaft großartigen Charaktere, die sich aus der Mitte des schwedischen Adels in der Zeit der allseitigen Verwirrung herausgebildet hatten, kennen. Es war ohne allen Zweifel Gustav Adolphs größte That, diese star-

ken, trotzigen, widerstrebenden Gemüther für sich zu gewinnen.*)

In dem Schlosse Gripsholm zeigten zwei Eckthürme zwei verhängnißvolle Epochen der schwedischen Geschichte. In dem einen sah man das Gefängniß, in welchem Erik XIV. Jahre lang eingeschlossen war. In der Mitte des runden Thurms war ein kleiner Raum, in welchem der König gefangen gehalten wurde, spärlich erhellt, denn das Licht fiel durch dreifache Fenster. Ein größerer Kreis umgab dieses Gefängniß und in diesem wurden die Wächter für die Zeit seiner Bewachung eingesperrt. Sie waren verpflichtet, beständig das kleine runde Gefängniß zu umgehen. In diesem sah man eingetretene Fußspuren

*) Ich mache auf eine der ausgezeichnetsten geschichtlichen Darstellungen der neuern Zeit aufmerksam, die ich nicht ohne eine innige Theilnahme durchgelesen habe. Es ist Fryxell's „Karakteristik af tiden och de utmärkta handlande Personerna i Sverige från år 1592 till 1600.“ Ob sie einen deutschen Uebersetzer gefunden hat, weiß ich nicht; auf jeden Fall verdient sie allgemein bekannt zu werden. Sie hat den großen Preis der Akademie gewonnen.

des unglücklichen Königs, der hier in Wuth und Schmerz, wie ein wildes Thier in einem Käfig, eingeschlossen, zwei Jahre lang herumlief. Wenn man sich dieses wilde Herumlaufen des Königs in dem Gefängniß, während die Wache, selbst eingeschlossen, dasselbe umkreisete, lebhaft vorstellt, dann hat man ein grauenhaftes Bild seines Unglücks; denn was ihn rastlos herumtrieb, war die innere Verwirrung seines vergangenen Lebens, und die Angst, mit welcher er einer gefahrvollen Zukunft entgegen sah. Er ward wahnsinnig und später durch eine Art förmliches Erkenntniß vergiftet. Die näheren Umstände seiner Ermordung haben wir durch den berühmten schwedischen Geschichtsforscher Geijer kennen gelernt.

In dem zweiten Thurme ward man an eine spätere, nicht weniger unglückliche Epoche der schwedischen Geschichte erinnert. Da hatte Gustav III., als er aus Frankreich zurückkam, sein französisches Hoftheater errichten lassen. Das Schicksal dieses Königs ist bekannt.

In diesem traurigen Schlosse verlebte endlich Gustav IV., der später vertrieben ward, seine trübselige Jugend.

Mir ist von jeher der wunderliche Gegensatz zwischen Dänemark und Schweden nach der Aufhebung der Kalmarischen Union merkwürdig gewesen. Hier eine fortdauernde Kette von leidenschaftlichen Familienstreitigkeiten; dort zwar eine bedenkliche Lage, aber die ruhige Folge der Könige blieb gesichert durch die Reihe mehrerer Jahrhunderte hindurch.

Solche bedenkliche Betrachtungen, obgleich sie sich unwillkürlich aufdrängen mußten, konnten dennoch nicht lange Stand halten in dem Gedränge so vieler Menschen, die sämmtlich entschlossen waren, die Freuden der Gegenwart ganz zu genießen. Das große veranstaltete gemeinschaftliche Mahl verband einen bedeutenden Theil der Reisenden noch enger. Die Reise hatte mich in ein so vertrautes Verhältniß zu einer Menge Menschen gebracht, als hätte ich mehrere Jahre in Stockholm verlebt, und besonders die Rückreise brachte uns einander noch näher. Das Gespräch war lebhaft und unbefangen, die Fröhlichkeit und jede Lust eine gemeinschaftliche, und unter uns trat ein junger Mann hervor, der an den berühmten schwedischen Dichter Bellmann erinnerte. Dieser merkwürdige Mann war während seines Lebens auf eine seltsame

Weise der Mittelpunkt der Geselligkeit in Stockholm. Seine Gedichte können, getrennt von der geselligen Lust, aus welcher sie entsprangen, voll grenzenlosen Uebermuths, und dennoch mit einem fast drohend trüben Hintergrunde, kaum verstanden werden. Auf mich machten die Gesänge, mit leicht tändelnden Witzen, mit fortdauernden Anspielungen auf jene vergangene Zeit des Dichters, einen seltsamen Eindruck. Zwar riß mich der Uebermuth hin, wie er die ganze Gesellschaft aufregte und in lebhafte Bewegung setzte. Es war die zusammengedrängte Lust eines vergangenen geschichtlichen Lebens, aber zugleich der wenigen Tage, die wir auf der Reise zugebracht hatten. Doch klangen mir die Wehklagen einer trüben Zeit aus dieser Lust heraus, wie das trübe Gripsholm im Hintergrunde unserer Reise lag. Es war Gustavs III. französisches Theater und Eriks XIV. Gefängniß, die einander ganz nahe gerückt wurden.

Ich brachte fast zwei Wochen in Stockholm zu, und lernte mehrere bedeutende Männer kennen; unter diesen den berühmten Berzelius, der schon den Grund gelegt hatte zu der großen chemischen Schule, die sich seitdem in Europa und besonders in Deutschland so

bedeutend ausgebreitet hat. Eben so ward mir sein seltsamer und einseitiger Gegner Schwarz bekannt. Auch in die schwedische Literatur, im engern nationalen Sinne, lebte ich mich hier ein. Hammerskjöld, der Oberbibliothekar, hatte eben eine Schrift über die Entwickelung des philosophischen Studiums in Schweden herausgegeben. Er gehörte zu meinem genauern Umgange. Unter den höchst interressanten Männern, die ich kennen lernte, war auch Beskow, der als Dichter die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und eine Sammlung alter schwedischer Gesänge mit ihren Compositionen herausgegeben hatte. Er lebte, reich wie er war, auf eine glänzende Weise. Sein Haus versammelte die interessantesten Familien Stockholms, und die geselligen Stunden, die ich da zubrachte, sind mir in angenehmer Erinnerung geblieben. Besonders fiel mir die Anmuth der schwedischen Frauen auf und die klangvolle Zartheit ihrer Stimmen. Die volle und helle Aussprache der Vokale theilt, unter den scandinavischen Sprachen, der schwedischen Mundart einen großen Reiz mit, und wenn die anmuthigen schwedischen Frauen die einfachen, aber tief ergreifenden National-Gesänge nach den alten Melodien sangen, war

ich völlig hingerissen. Es tönte eine Gewalt des tiefsten Schmerzes aus diesen heraus, die in großer Einfachheit das verhüllteste Geheimniß der Musik, wie es sich selbst in den heitersten Klängen des Frohseins verbirgt, zu verrathen schien.

Es ist merkwürdig, wie reich Stockholm schon damals an Dampfschiffen war, als man in Deutschland kaum angefangen hatte, sie zu bauen. Auf einem dritten Dampfschiffe verließ ich Stockholm, um nach Upsala zu reisen. Wir kamen an Sigtuna, jener Gegend der ältesten scandinavischen Mährchenwelt, dicht vorbei. Hier fand ich mich wieder in der Mitte einer großen Gesellschaft von Herren und Damen; denn das Glück, welches mich, ich möchte sagen, auf allen meinen Reisen zu begleiten pflegte, trat mir auch hier entgegen. Ein Fest, wie es nur in Schweden stattfindet, sollte eben beginnen.

Eine große Anzahl Prediger, die sich auf irgend eine Weise bemerkbar machen wollen, erwerben sich den Magister-Grad; auf der Universität wird der junge Candidat geprüft, angenommen oder zurückgewiesen, aber die Promotion findet nur alle 3 Jahre statt. Da der Magister-Grad in Schweden unter den Gelehrten fast so

häufig ist, wie verhältnißmäßig der medicinische Doctorgrad in Deutschland, da die höhere Doctorpromotion, die freilich seltener ist, bei dieser Gelegenheit zugleich stattfindet, so ist die Anzahl der Promovirenden nicht gering. Auch bei den Dissertationen zeigt sich eine in Deutschland unbekannte Eigenthümlichkeit. Gelehrte Aufsätze, besonders in der lateinischen Sprache, würden kaum möglich sein, denn der Verfasser würde ganz allein und ohne irgend einen Ersatz die Kosten des Drucks zu tragen haben. Es ist bekannt, daß noch bis tief in das vorige Jahrhundert hinein, ein Professor, als Präses bei der Disputation, Verfasser der von dem Doctoranden zu vertheidigenden Streitschrift war. Dasselbe Verhältniß setzte sich lange mißbräuchlich fort, als die Verpflichtung, die Dissertationen selbst zu verfertigen und zu vertheidigen, auf den Doctoranden überging. In Schweden ruht diese Ausarbeitung ganz offenkundig auf dem präsidirenden Professor; bei einer jeden Disputation läßt dieser eine bestimmte Anzahl Bogen drucken, die einen bestimmten wissenschaftlichen Inhalt haben. Die Abhandlung bricht ab, wenn die Bogen voll sind, oft mitten in einer Periode, wie viele heftweise erscheinende Journale unserer Tage. So

rückt die Abhandlung langsam fort, die Unterbrechung ist oft sehr lang und die Vollendung erscheint nicht selten erst nach mehreren Jahren.

Bei der jetzt bevorstehenden Promotion zählte man einige siebzig Candidaten, denen die Magisterwürde ertheilt werden sollte. Nicht Männer allein, sondern auch Frauen aus der ersten Gesellschaft Stockholms pflegten dieser Feierlichkeit beizuwohnen, und daher war die Gesellschaft auf dem Dampfboot eine sehr auserlesene. Viele waren mir bekannt. Herr von Hartmannsdorf hatte die Güte, mich auch nach Upsala zu begleiten. Der damalige Lector Atterbom erwartete mich. Wir kamen des Abends spät an und traten vorläufig in einem Gasthofe ab. Als ich meinen Freund begrüßt, und einige seiner nächsten Freunde, die uns empfingen, kennen gelernt hatte, vernahm ich in der Ferne eine Bewegung. Es war eine Anzahl Studirender, die, ohne allen Zweifel durch Atterbom dazu bewogen, mich mit einem Gesange willkommen hießen. Was mir besonders bei diesem, einem Universitätslehrer nicht ungewöhnlichem Empfange auffiel, war die nordische Ruhe, die sich dabei zeigte. Man würde ihre Annäherung kaum bemerkt haben, wenn

die Fußtritte einer Anzahl Menschen sich verbergen ließen. Der Gesang war leise, langsam, und tönte fast traurig, und das Vivat keineswegs laut; aber ich erhielt später überzeugende Beweise ihrer Zuneigung. Der lärmende Jubel, der auf den deutschen Universitäten statt zu finden pflegt, schien hier völlig unbekannt zu sein.

In den ersten Tagen meines Aufenthalts in Upsala war die Verwirrung groß, die Verwandten der siebzig Doctoranden, die große Menge der Besuchenden aus Stockholm füllten die Häuser; die paar Tage gingen mit Besuchen und Gesellschaften hin, während die Vorbereitungen zu den großen Festlichkeiten Professoren, Universitäts-Beamte und Studirende in unruhige Bewegung versetzten. Der Tag kam heran, und auch ich, der ich als fremder anwesender Gelehrter eingeladen war, und an dem Feste Theil nehmen sollte, war wenigstens mit einem Theil meiner Toilette in keiner kleinen Verlegenheit. Ich war seit drei Tagen nicht rasirt und in ganz Upsala war nur ein Barbier, der als ein solcher fast gar nicht in Thätigkeit gesetzt wurde; aber dieser war zugleich Friseur, und die jungen Männer, die promovirt wer-

den, die bei der Festlichkeit irgend eine Rolle als Anführer des Zuges, als Marschälle u. s. w. spielen sollten, mußten auf alterthümliche Weise frisirt und gepudert erscheinen. Der Mann hatte wenige Stunden nach Mitternacht angefangen und wahrscheinlich mehr als hundert Menschen frisirt. Ich kam ziemlich spät, hoffte, daß er schon mit den jungen Leuten fertig wäre, aber die ganze Stube war noch von nicht Frisirten angefüllt, und ich war in der That in Gefahr, mit einem höchst unanständigen Barte, bei einer so feierlichen Gelegenheit eine sehr sonderbare Rolle zu spielen. Da, wo die Professoren versammelt waren, hatte man auf mich gewartet, der Zug war schon geordnet, das Frühstück beendigt, und ich konnte mich nur eben dem Zuge anschließen. Dieser ging nach der großen Domkirche der Stadt, die im schönsten gothischen Styl gebaut, sich höchst stattlich und imposant ausnimmt; das große Portal war eröffnet, die vollkommen gefüllte Kirche lag dahinter. Für den Zug ward nur mit Mühe der Weg gebahnt, und wir fanden unsere Plätze im Chor. Alles war besetzt, die Galerien zwischen den schlanken Säulen von Stockholmer Damen eingenommen, und die Reihe der schönen Frauen bildete einen angeneh-

men Kreis. In dem weiten mittleren Theil der Kirche drängten sich Männer und Frauen, die Festlichkeit begann. Sie dauerte von 10 Uhr Vormittags bis gegen 4 Uhr Nachmittags; wenigstens vier, wenn nicht fünf lateinische Reden über verschiedene Gegenstände wurden gehalten, keine dauerte kürzer als eine Stunde; dazwischen wurden lateinische Gesänge gesungen. Es war schon nach 2 Uhr, als, wenn ich mich recht erinnere, der Professor Gruber die Kanzel bestieg, und eine lange Predigt begann, die ich, mit dem von der täglichen Redeweise völlig abweichenden Redepathos unbekannt, durchaus nicht verstand. Ich bewunderte die Damen. In Deutschland wären gewiß mehrere ohnmächtig geworden, und wie eine solche, die in der ersten Reihe ihren Platz gefunden, aus dem Gedränge gebracht werden sollte, war mir völlig unbegreiflich. Hier fand durchaus keine Störung statt. Ich war keineswegs in der Stimmung, eine solche lange Reihe von Reden anzuhören. Ich war früh aufgestanden, mein unanständiger Bart hatte mich zur Verzweiflung und um das schöne Frühstück gebracht. Als einige Stunden vorüber waren, erwartete ich den Schluß der Feierlichkeit, aber immer trat wieder ein neuer

Redner auf. Endlich ging der Zug von der Kirche nach dem Rittersaale, wo in einem mäßig großen Raum nur Wenige Platz fanden. Hier war ein königlicher Thron errichtet, und der Graf Flemming nahm, als Repräsentant des Königs, den Platz ein, so viel ich mich erinnere, auf einem zweiten niederen Sitze desselben; Ritterorden wurden an ein Paar Professoren, ganz auf alterthümliche Weise, vertheilt. Der Graf Flemming hielt eine Anrede, entblößte ein Schwert und ertheilte den Ritterschlag. Der Historiker Professor Geijer, als Secretair des Ordens, schnallte dem Ritter die goldenen Sporen an. Die Feierlichkeit schloß mit einem Glückwunsche von Seiten des Grafen, dann von den Wenigen hier im Saal Versammelten, und endlich schritt der festliche Zug weiter fort, um das glänzende Mahl einzunehmen. Dieses ward in dem von Linné angelegten botanischen Garten, und zwar in der großen Orangerie aufgetragen. Eine Tafel war gedeckt für wenigstens 200 Gäste; hier standen in bestimmten Entfernungen verschiedene ausländische, in Töpfen gezogene Bäume, die Stämme von den Tafeln umringt; in der Mitte der große, berühmte, von Linné gepflanzte Orangenbaum, der als ein Heilig=

thum des Gartens betrachtet wird. Ich fand mit dem Grafen Flemming, dem Rector der Universität und einigen älteren Professoren meinen Platz unter seinen weit ausgebreiteten dichten Verzweigungen. Es war der ansehnlichste Orangenbaum, den ich bis dahin gesehen hatte, und es überraschte mich, im hohen Norden unter seinem Schatten zu sitzen. Die Mahlzeit war prächtig. Als die Reihe an die Gesundheiten kam, wurde der König, wie sich von selbst versteht, durch den Grafen Flemming zuerst begrüßt, und ich sah es voraus, daß auch ein Toast ausgebracht werden würde, der mich zum Reden auffordern mußte. Bei solchen Gelegenheiten bin ich gewöhnlich höchst ängstlich, die Antwort gelingt selten, und die ganze Mahlzeit ist mir verdorben. Ich habe diese Qual nur zu oft erlebt. In einer sehr gewandten Anrede, vom Professor Geijer, ward die deutsche Literatur gepriesen, die Preußischen Universitäten in ihrer Bedeutung erhoben, und mir ein Willkommen gebracht. Ich hatte über die Antwort, dem allgemeinen Inhalte nach, nachgedacht, und war ungewiß, welche Sprache ich wählen sollte, da zwar der Inhalt schon ausgedacht und bestimmt war, die Form der Rede aber ein Produkt der unmittelbaren Gegen-

wart sein mußte. Schwedisch vermochte ich nicht mit Fertigkeit zu sprechen, denn die gebildeten Scandinavier verstehen sich unter einander, indem ein Jeder seine Sprache spricht. Dänisch fand ich bedenklich, eben der Verwandtschaft beider Sprachen wegen. Ein Ausdruck kann in dieser Sprache eine erlaubte rednerische Bedeutung haben, der im Schwedischen gering klingt; ich wählte daher die deutsche Sprache und gab den Grund an. Ich saß unter dem Schatten von Linné's Orangenbaum, ich war mittelbar durch Linné gebildet, einer seiner besten Schüler war mein Lehrer gewesen, einen der tiefsten Hauptmomente meiner jugendlichen Bildung verdanke ich seinem, im ganzen Norden hochgefeierten Dasein. So hatte ich einen Gegenstand, der sich mit Leichtigkeit an die gegebene Gegenwart anknüpfen ließ. Ich war in der That von diesem ergriffen, Linné's Name schloß sich von selbst an die vielen großen Namen ausgezeichneter Naturforscher, die das kleine nordische Reich in der Geschichte europäischer Wissenschaft verherrlichen. Die Rede gelang, wie mir nur wenige gelungen sind, und das Gerücht von diesem Toast breitete sich, wie ich auf meiner Reise durch Schweden mit einiger

Genugthuung erfuhr, selbst in entferntere Provinzen aus.

Jetzt kamen nun die Tage der Ruhe, und ich konnte mich den vielen Gelehrten nähern, deren Namen mir zum Theil schon bekannt waren. Nur zwei hatte ich schon in Deutschland kennen gelernt; es war Wahlenberg, der in Europa berühmte Botaniker, und mein trefflicher Freund, und in Upsala mein gastfreier Wirth Atterbom, auf jeden Fall einer der phantasiereichsten und anmuthigsten Dichter nicht allein in Schweden. Die Lage eines schwedischen Docenten ist nicht die glänzendste; sie müssen die beste Zeit ihres Lebens in einer beschränkten Stellung als Lectoren zubringen, die sich freilich mit den extraordinaren Professoren der deutschen Universitäten vergleichen lassen, und die meisten nehmen erst im höheren Alter den Platz eines ordentlichen Professors ein. Meine beiden Freunde waren Lectoren. Ueberhaupt ist das Verhältniß zwischen Lehrern und Studirenden auf den schwedischen Universitäten ein ganz besonderes. Die Eltern schicken ihre Söhne im dreizehnten oder vierzehnten Jahre auf die Universität; diese Kinder heißen Studenten, und stehen, wenn sie vermögend sind, unter

der Leitung und Aufsicht älterer Studirender, die eben, bei der im Lande herrschenden Armuth, dadurch in den Stand gesetzt werden, sich einigermaßen sorgenfrei den Studien zu widmen. Auf eine solche Weise haben sich die meisten später ausgezeichneten Notabilitäten der schwedischen Literatur fortgeholfen; es bildet sich aber auch dadurch ein stufenweiser Uebergang von den Kindern, die Studenten genannt werden, bis zu den in Upsala hochgeachteten ordentlichen Professoren; Verhältnisse halten die Aelteren, als Führer und Leiter der Jüngeren, oft viele Jahre auf der Universität fest, besonders solche, die sich für diese ausbilden. Sie erhalten durch den Magister-Grad schon eine höhere Bedeutung, und Einige zeichneten sich in dieser Lage, ohne irgend eine Anstellung, als Schriftsteller aus.

Durch Atterbom lernte ich nun mehrere Professoren kennen. Doch ehe ich von diesen rede, muß ich einer Frau erwähnen, die sich in der That um die Universität Upsala große Verdienste erworben hat. Es war die geistig bedeutende, liebenswürdige Frau Obristin Silfverstolpe. Sie lebt als Witwe, und hat gewissermaaßen ein offenes Haus für Professoren mit ihren Familien, für Lectoren und Magister und ältere ge-

bildete Studirende. Ich glaubte mich in einen Kreis versetzt, der in Deutschland sehr selten ist. Es herrschte eine Zartheit und höchst interessante Beweglichkeit in ihren Abendzirkeln. Es wurden die mannigfaltigsten Gegenstände der Wissenschaft und des Tages mit großer Gewandtheit behandelt, und ich habe einen ähnlichen angenehmen Vereinigungspunkt durch eine geistig interessante Frau auf keiner andern Universität gefunden. Mein Verhältniß zu dieser ehrwürdigen Dame ward schnell ein vertrautes; sie war eine der ältesten Freundinnen der berühmten deutschen Dichterin, der Generalin v. Hellwig, geb. von Imhof.

Unter den Professoren, deren Bekanntschaft ich in Upsala machte, waren noch zwei unmittelbare Schüler von Linné, der eine war der als Reisender in Afrika bekannte Afzelius, der auch kurz vor meiner Ankunft das Leben seines Lehrers herausgab. Diese Schrift hat einigen Werth, es sind Bemerkungen des Linné über sich selbst mit erläuternden Beiträgen von dem Herausgeber. Der zweite war Thunberg, bekannt durch seine Reisen am Cap der guten Hoffnung und in Japan. Er erreichte ein hohes Altrr und starb wenige Jahre nach meinem Aufenthalte in Upsala, tief in den Achtzigen. Ich fand

in Thunberg einen dürren Mann, wie eine Mumie ausgetrocknet, aber mit einer großen Beweglichkeit, die sich für sein Alter höchst seltsam ausnahm. Er führte mich ein paar Stunden ununterbrochen in dem botanischen Garten herum, und lief mit einer Schnelligkeit, die mich in Erstaunen setzte, von einem Orte zum andern. Diese Bewegung schien ihn durchaus nicht zu ermüden. Mit großer Leichtigkeit hüpfte er vor mir die Treppen herauf. Alles, was er dachte und that, bewegte sich innerhalb der engen Schranken seiner Pflanzenbestimmungen, mit welchen die Botaniker doch wenig zufrieden sind, so daß in diesen noch eine große Verwirrung herrscht, und es schwer ist, auszumachen, ob Pflanzen, die neuere Reisende finden, schon Thunberg bekannt waren oder nicht. Er war überhaupt nicht sehr geistreich, erwarb sich aber durch seine Emsigkeit und sein unermüdliches Pflanzensammeln unter den vielen Reisenden, die Linné in alle Gegenden der Erde aussandte, fast den größten Ruf. Am seltsamsten erschien er mir, als er mich, in der That mehr ermüdet, als er zu sein schien, in das Cabinet seiner japanesischen Merkwürdigkeiten führte. Hier glaubte ich einen Automaten zu erblicken, der mit

großem mechanischen Geschick verfertigt war, um die allerdings bedeutende Sammlung zu erläutern. Ich hielt mich für überzeugt, daß hier das Lebensprincip des alten Mannes zu suchen wäre: wenn er die Kleidung, die Bewaffnung, die Geräthe u. s. w. der Japanesen immer auf die nämliche Weise erklärte und täglich das Nämliche genoß. Ich konnte mir durchaus nicht vorstellen, wie dieses ausgetrocknete Perpetuum mobile jemals aufhören würde, sich auf die nämliche Weise zu bewegen. Wahrscheinlich starb er — da die Besuche, je älter er ward, desto mehr abnahmen — aus Mangel an äußerer Anregung. Für meinen Freund Wahlenberg, der so lange als Lector in einer wissenschaftlich wie finanziell beschränkten Lage leben mußte, war dies eine traurige Aussicht.

Ein zweiter seltsamer Mensch lebte damals noch in Upsala; er hieß Oedmann, war Professor der Theologie, irre ich nicht, ein Orientalist, und ward seiner großen Gelehrsamkeit wegen sehr geschätzt; er war Rector einer gelehrten Schule gewesen, und hatte kurz vor seiner Berufung nach Upsala an einem Fieber gelitten. Von jetzt an beherrschte ihn die fixe Idee, daß er nur leben könne, wenn er durchaus die freie

Luft von sich entfernte und im Bette bliebe. Nach Upsala ließ er sich hinbringen in einem fest verschlossenen Wagen, ganz von Betten umgeben, auch als Professor verließ er das Bette nie. Vor diesem mußten seine Zuhörer sich versammeln, Bücher und Papiere lagen auf dem Bette und auf nahe stehenden Tischen, ihm erreichbar. Hier empfing er auch die Besuche. Ich ward durch Geijer zu ihm geführt. Er war durchaus kerngesund. Der Anblick war nicht der angenehmste; denn für die Reinlichkeit war wenig gesorgt. Der lebhafte Mann bewegte sich mit großer Lebendigkeit, richtete sich auf, warf sich wieder hin, sprach und gesticulirte heftig, die Bettdecken, die Papiere flogen um ihn her. Von seiner seltsamen Grille durfte nicht gesprochen werden. Er starb erst im hohen Alter. Ob er in seinem Fache als Schriftsteller hervortrat, weiß ich nicht, aber durch die Güte der Frau von Tarrach, der Witwe des verstorbenen Preußischen Gesandten in Stockholm, die, als eine schwedische Gräfin Rosen, eine große Anhänglichkeit für ihr Vaterland bewahrt hat, habe ich eine höchst interessante kleine Schrift dieses wunderbaren Mannes kennen gelernt. Sie enthielt eine Darstellung seines Schul-

lebens. Er ward in dem Hause eines Oheims erzogen, der, als Landprediger, ein hohes Alter erreichte. Dieser lebte auch ganz in seine Schulzeit versunken, und so reichten Oedmanns Erinnerungen fast unmittelbar bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein. Wie die gelehrten Schulen in den schwedischen Provinzen jetzt sind, ist mir unbekannt, aber wie eine Menge alterthümlicher Einrichtungen der Kirche und der Universität, so haben auch die alten Schuleinrichtungen der Reformationszeit sich reiner in Schweden als in irgend einem andern Lande erhalten, und nachdem ich durch Raumers vortreffliche Geschichte der Pädagogik den Trotzendorf und Johannes Sturm kennen gelernt habe, war mir Oedmanns kleines Werk doppelt interessant. Von der demokratischen Einrichtung der alten Schulen, wie sie nicht allein für den Unterricht, sondern auch für die Disciplin bestimmt war, ist das reinste Bild bis zur letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts übrig geblieben. Als diese Schuldisciplin abstarb, und die organische Gliederung verschwand, blieb die frühere ordnungsmäßige Gewalt der älteren Schüler, von aller Aufsicht getrennt, als eine schädliche Schüler-Aristokratie zurück, und diese fand ich in

der Roeskilder Schule noch in meiner Jugend vor. Es war mir höchst interessant, diese stetige Entwickelung bis zu meiner eigenen Jugendzeit verfolgen zu können. Die Schrift liest sich gut, und ist mit einer Leichtigkeit und Laune geschrieben, die man dem alten wunderlichen Manne nicht zutrauen sollte.

Aber hier lernte ich auch einen der merkwürdigsten Männer Schwedens kennen, nämlich den Grafen Platen. Schweden hat sich durch seine großartigen mechanischen Werke, durch welche es das rauhe Land beherrscht, unter allen europäischen Völkern ausgezeichnet. Pohlheim hat sich durch die Schleußen zu Trollhaetta verewigt. Bekanntlich sieht man dort neben einem brausenden Wasserfall die Schiffe bis zu einer bedeutenden Höhe durch kühn angebrachte Schleußen in die Höhe steigen. Dem Grafen Platen aber verdanken wir den großartig kühnen Götha-Kanal, der sich durch den Fluß an Pohlheims Schleußen anschließt, und das schwedische Gneisgebirge queer durchschneidet. Dieser Kanal war bei meinem Aufenthalte noch nicht fertig. Ich durchschnitt ihn auf meiner Reise an mehreren Stellen, hier schon von Wasser gefüllt, dort noch

trocken und in der Arbeit. Ich habe kein mechanisches Werk gesehen, welches sich an Größe und Kühnheit mit diesem messen könnte. Man geräth in Erstaunen, ein solches Unternehmen in einem armen Lande zu entdecken, welches dem reichsten und mächtigsten Volke, England selbst zur Ehre gereichen würde. Graf Platen hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die große finanzielle Anstrengung, die schon lange stattgefunden hatte, lag den Gegnern zu nahe, und in der That schien es, als würden die heftigen Oppositionen der Stände ihn zwingen, das Werk aufzugeben, als die Vollendung schon nahe war. Aber er verstand es, dennoch durchzudringen; er ließ auf mehreren Punkten zugleich arbeiten. Es schien unverständig, diese mit vielen Kosten entstandenen Kanalstücke, die ganz nutzlos dalagen, und von allen Seiten geschlossen zu einer wechselseitigen Verbindung aufforderten, unbenutzt liegen zu lassen; selbst als jede Hoffnung zu verschwinden schien, sah er ein, daß das, was ihm vielleicht nicht gelänge, in der Zukunft nothwendig ausgeführt werden müßte.

Der Gegensatz zwischen Stockholm und Upsala ist merkwürdig, und könnte fast dazu dienen, die geschichtliche Eigenthümlichkeit Schwedens in allen Richtungen zu bezeichnen. Kein Land hat das alte nordische Gepräge in Sprache wie in Gesinnung und Denkweise, in Verbindung mit einer vollkommen modernen socialen Bildung, treuer bewahrt als Schweden. Diese Verknüpfung, die in der neuern Zeit in Rußland und Polen, in allen Ländern der österreichischen Monarchie, in Italien, auf der iberischen Halbinsel stattfindet, und ein äußeres Auftragen französischer Cultur auf die ursprünglich nationale Weise genannt werden muß, ist in Schweden am ältesten; sie reicht bis zum dreißigjährigen Kriege; unter den scandinavischen Völkern ist sie hervorragend. Die Verbindung wurde veranlaßt durch die größere Verwickelung Schwedens mit den allgemeinen europäischen Angelegenheiten, besonders durch die Verflechtung mit den polnischen, sie kam zur Reife durch Gustav Adolphs Zug und durch Frankreichs unselige Unterstützung der Protestanten. Der schwedische Hof ward immer französischer; und war es unter Gustav III. vielleicht mehr noch als jetzt unter einem Könige französischer Geburt. Upsala bildete in

wissenschaftlicher Rücksicht einen Gegensatz gegen Stockholm, die Universität dort, gegen die Akademie hier, und die ganze germanisch-scandinavische Cultur gegen die französische. Unter Gustav III. war in der ästhetischen Literatur die französisch gesinnte Stockholmer Akademie die durchaus überwiegende, und erst im Anfange dieses Jahrhunderts fand auch von dieser Seite jene bedeutende Reaction statt, in welcher mein Freund Atterbom eine bedeutende Rolle spielte. Sie hat ihre Früchte getragen, und will man sie mit dem Kampfe der Romantiker gegen die sogenannten Classiker der französischen Schule der Akademie vergleichen, so zeigt die schwedische Reaction dennoch zu ihrem Vortheil eine bedeutende Verschiedenheit; denn sie war hier das ursprünglich Nationale, welches, wenn auch verdrängt, doch noch immer mit vollem Bewußtsein im Volke lebte, ja selbst in allen Zweigen der Gelehrsamkeit thätig war. Diese Richtung verkannte ihre Verwandtschaft mit der deutschen nicht, und man konnte Upsala's Universität überwiegend deutsch nennen, während die Stockholmer Akademie ultra-französisch war. Eine Folge von diesem Gegensatze war eine gewisse Isolirung der Upsalaer Gelehrsamkeit. Die Professo-

ren waren von den Verhältnissen der großen Welt ausgeschlossen, und selbst die größte geistige Beweglichkeit verlor sich in eine gewisse trübe Erstarrung; eine alterthümliche Weise, die Wissenschaften zu behandeln theilte der Universität etwas Düsteres, ich möchte sagen Melancholisches mit. In der That war in Upsala zu meiner Zeit nur ein Professor, der es vermochte, die Universität außerhalb ihres engen Kreises mit Erfolg zu repräsentiren, dieses ward in Upsala selbst allgemein anerkannt; es war Geijer, der auch deswegen das fast nothwendig gewordene Mitglied der Ständeversammlung war. Daß wenn eine gründliche Gelehrsamkeit den altnordischen gewissenhaften Ernst mit der französischen Gewandtheit paarte, der Erfolg bedeutend sein mußte, war begreiflich, und Geijer ist noch immer in seinem hohen Alter eine der ausgezeichnetsten politischen Persönlichkeiten in Schweden. Sein höchst bedeutendes geistreiches, für das Studium der nordischen Alterthumskunde eine wichtige Krise bezeichnendes Werk: „Svea Rikes Häfder" war kurz vor meiner Ankunft in Upsala erschienen, und war wohl geeignet, selbst bei einem flüchtigen Durchblättern, wie es die Zerstreuung des kurzen Aufenthaltes mir nur

erlaubte, den Reisenden in der klassischen Gegend der alten Mythenwelt einheimisch zu machen. Ich war während der Zeit, die ich in Upsala zubrachte, täglich in seinem Hause, ich gewann ihn sehr lieb, und diese Stunden sind mir unvergeßlich. Bei ihm versammelten sich mehrere Professoren, und unter diesen war mir der liebenswürdige Gruber, Professor der Philosophie, durch die genaue Bekanntschaft mit den Bewegungen des deutschen Geistes und durch die freie Auffassung derselben besonders merkwürdig. Den Magister Schröder, welcher mit Atterbom, also auch für die kurze Zeit mit mir, dem Gaste, in einem Hause wohnte, lernte ich zu meiner Freude hier kennen. Er hat sich später als Schriftsteller ausgezeichnet. Rührend war mir die große Neigung der Gelehrten in ihrer isolirten Lage, etwas Genaueres von den Bewegungen in der deutschen Literatur zu erfahren; Alles, was ich mittheilte und wie ich es mittheilte, schien wichtig und erregte die lebhafteste Theilnahme.

Philosophische Aeußerungen der kühnsten Art sind in Schweden nicht selten. Eine Geschichte der Philosophie in Schweden hatte Hammerskiöld kurz vor meiner Ankunft herausgegeben. Sie verdient Aufmerksamkeit und beweist, wie tief und selbständig Sweden=

borgs Landsleute sich mit den höchsten Problemen beschäftigten. Ein merkwürdiger, scharfsinniger schwedischer Philosoph, der in Greifswald angestellt war, Thorild, der auch in der deutschen Literatur bekannt ist, beschäftigte mich zu verschiedenen Zeiten. Hier sah ich ihn von meinen Freunden geschätzt und sein Andenken hoch gehalten. Prof. Hoyer war gestorben. Ich hatte die glückliche Zeit mit ihm in Jena zugebracht. Er vorzüglich hatte zur gründlichen Kenntniß des Schellingschen Idealismus in Schweden viel beigetragen. Mit einem merkwürdigen, freilich längst gestorbenen Manne ward ich einige Jahre früher durch ein Geschenk von Atterbom bekannt. Es war der anonyme Verfasser einer kleinen, in Aphorismen geschriebenen „Resa til Italien. Åren 1780, 81, 82." Das Buch gehört selbst in Schweden zu den Seltenheiten, und der Verfasser reiste, irre ich nicht, als Diplomat. Sein Name wurde mir genannt, aber ich erinnere mich seiner nicht mehr. Die Aphorismen sind voll der kühnsten Aeußerungen. Viele klingen wie aus dem neunzehnten Jahrhundert. Die ganze dreijährige Reise ist mit weitläufigem Druck auf 70 Seiten in Duodez abgefertigt; die Vorrede zu diesem Buche ist

charakteristisch, sie lautet folgendermaaßen: „Die Reisebeschreibung hat die möglichste Kürze, und wäre in der That zu kurz, wenn nicht andere Reisebeschreibungen zu lang wären.“ Eine Philosophie der freien Künste ist beigefügt. Viele der Aeußerungen verdienen noch jetzt Aufmerksamkeit.

Aber auch andere merkwürdige Männer lernte ich hier kennen; außer dem schon erwähnten afrikanischen Reisenden Afzelius, noch den tüchtigen bekannten Mathematiker Svanberg. Ein Bewußtsein der wissenschaftlich isolirten Lage schien sich aus diesen Männern, wie aus mehrern Andern, nicht verdrängen zu lassen; es mag jetzt, da die Reaction zwischen Stockholm und Upsala, wenn auch nicht verschwunden, doch offenbar milder geworden ist, im geringern Maaße vorherrschen, damals isolirte es auch die Mitglieder der Universität. Unter diesen Gelehrten nenne ich vorzüglich den bekannten Naturforscher Wahlenberg. Ich lernte ihn in Berlin kennen, er war in wissenschaftliche Verbindung getreten mit den berühmtesten Naturforschern Deutschlands, und von diesen sehr geschätzt, aber auf seiner Reise, wie in Upsala von der Gesellschaft, völlig getrennt. Ich sah ihn fast täglich, und er war höchst freundlich, offen und vertraulich.

Schweden hatte er ganz allein, in allen Richtungen, zu Fuß, mit seinem Bündel auf dem Rücken, durchwandert, und als einsamer, quer durch die Felder und Aecker fortschreitender Botaniker manches Abenteuer zu bestehen, welches er mit guter Laune erzählte. Ich wollte es versuchen, ihn für die Gesellschaft zu gewinnen; eine recht ansehnliche Partie kam zu Stande; eine Menge Männer und Frauen hatten sich vereinigt, nach Gamla Upsala zu wandern, wo eine ungeheure Menge Grabhügel, wie unzählige riesenhafte Maulwurfshügel, eine weitläufige Gegend bedecken, unter welchen die drei größten aller bekannten, der Sage nach die Götterhügel Odin's, Thor's und Freya's, als der geheiligte Mittelpunkt aller nordischen Mythen erscheinen. Geijer gehörte zur Gesellschaft, und ich freute mich, in einer so lehrreichen Begleitung diese geheiligte Hauptstätte scandinavischer Mythen zu besuchen. Hinter dem großen Haufen von Grabhügeln liegt der einzige übriggebliebene Rest der alten Stadt; es ist die Ruine einer Kirche, deren Thurm noch vollständig dasteht. Der Theil der Gegend, der durch die drei Götterhügel sich auszeichnet, mit der Kirche dahinter, ist als Titelvignette des Geijerschen Werks

erschienen. Der Verfasser der Originalzeichnung, ein Upsalaer Studirender schenkte sie mir zum Andenken, aber der Kirchthurm ist im Verhältniß zur Größe der Hügel zu hoch dargestellt, und dadurch verlieren diese das Imposante ihrer mächtigen Größe. Man sieht von der Spitze derselben auf den Thurm bedeutend herab; ein Theil der Mauern des Thurmes soll, wie man versichert, noch aus der heidnischen Zeit herrühren. Hier drängt sich die schon oft wiederholte Bemerkung, daß die ältesten scandinavischen Christen die schon in der heidnischen Zeit geweihten Stätten für ihre Kirchen wählten, auf eine großartige Weise auf.

Als die Verabredung getroffen war, machte ich den Vorschlag, Wahlenberg dazu einzuladen. Man rieth mir allgemein ab. Er würde, versicherten Alle, die Einladung nicht annehmen: indessen geschah das Unglaubliche, ich führte ihn in die Gesellschaft ein. Er erschien auch hier, wie wenn ich mit ihm allein war, freundlich und unbefangen; als wir aber in der baumlosen, wüsten Gegend unter den Grabhügeln herumirrten und so oft getrennt wurden, verschwand Wahlenberg, und ein Jeder in der Gesellschaft behauptete, es vorausgesehen zu haben.

Ich weile gern mit der Erinnerung in Upsala. Die wenigen Tage, die ich da zubrachte, verschwanden schnell, sie waren nicht allein belehrend für mich, sie waren auch reich an Liebe und an neuen Erfahrungen mancherlei Art. Der übrige Theil meiner Reise durch Schweden ging schnell durch viele Gegenden, ich eilte über Dannemora, Sala und Fahlun. Was ich von dem Lande und dessen Bewohnern erfuhr, konnte um so weniger durch das kurze Verweilen in den Gasthöfen von Bedeutung sein, da meine Reise einen durchaus wissenschaftlichen Zweck hatte. Ich sammelte Fossilien für das Breslauer Cabinet, und erhielt auch manches Bedeutende durch die Güte schwedischer Mineralogen, befuhr die Bergwerke, und dergleichen. Eine Gegend muß ich nennen; ich lernte sie kennen, indem ich, durch Empfehlung an den Grafen Hamilton gewiesen, mich einige Tage in dessen gastfreiem Hause aufhielt. Es war die reizende Gegend bei Kinnekulle in der Nähe von Lidköping und dem großen Landsee Wenern. Die Vegetation ist so reich, die ganze Gegend so lieblich, daß sie sich sehr lebhaft in meiner Erinnerung erhält; ich habe sie in der Novelle Malkolm zu einem Hauptschauplatze der Begeben-

heit gemacht. Malkolm ist dort sehr bekannt, und gewann zu seiner Zeit die Aufmerksamkeit und die Zuneigung der Schweden.

Ich lernte auch auf dieser Reise mehrere ausgezeichnete schwedische Staatsmänner kennen, unter diesen nenne ich in Fahlun besonders den mit den Verhältnissen des Landes sehr vertrauten Järta. Er theilte mir einen für den König bestimmten gedruckten Bericht über Stora Kopparbergs Län mit. Diese Provinz faßt die in der Geschichte Gustav Wasa's so merkwürdig gewordene Gegend Dalarne in sich, eine Provinz, die Järta als höchste Behörde (Landhöfding) verwaltete; er ward im ganzen Lande sehr geschätzt und hat mehrere Male eine bedeutende Rolle gespielt.

Zwar hatte sich damals schon eine Opposition gebildet, aber sie war in den Händen wohlunterrichteter Männer, und wer zu der Zeit zur Opposition gehörte, wird jetzt wohl zur Hofpartei gerechnet, wie mein Freund, der treffliche und durch die Integrität seiner Gesinnung selbst von den heftigsten Gegnern verehrte Herr v. Hartmannsdorf. Noch hatte das wilde Wesen der neuesten Zeit in Schweden sich nicht gezeigt. Der König ward im ganzen Lande geschätzt

und geliebt, und von Rechts wegen. Er war so frei gesinnt, wie ein König sein darf, hat mit dem redlichsten Willen manches schwere Opfer gebracht, und es ist in der That empörend, es zu erleben, wie eine gedanken- und herzlose Opposition den für sein Land unablässig bemühten Herrscher, dem sie selbst ihr Schicksal übergeben hat, in seinem hohen und rüstigen Greisenalter behandelt.

Zu den Männern, die ich mit großem Eifer aufsuchte, gehört besonders der berühmte Dichter Tegnér. Aber ich sollte ihn nicht treffen. Auf der Reise fand ich ihn auf dem Wege nach Stockholm kurz vor mir in dem Fremdenbuche der verschiedenen Stationen eingetragen; ich hoffte ihn zu erreichen: aber als ich nach Stockholm kam, hatte er die Stadt schon verlassen. Wie ich später in Berlin seine Bekanntschaft machte, werde ich nicht unerwähnt lassen. Ich war, wie man aus den angegebenen Orten wahrnehmen wird, durch Schweden in mancherlei Richtungen gereist, und eilte, nun von Lidköping aus über Wenernburg und Strömstadt, und begrüßte Norwegen bei dem imposanten Swinesund. Es war meine Absicht, den größten Theil des Sommers in Norwegen zuzubringen.

Ich kam nach Christiania, wenn ich mich recht erinnere, in den ersten Tagen des Juni. Das vierte Storthing war versammelt. Ein Theil desselben, und zwar der bedeutendste, bestand aus meinen alten Jugendfreunden aus Kopenhagen. Norwegens Zustand war oft Gegenstand unserer jugendlichen Betrachtungen gewesen, und nun näherte ich mich dieser Stadt, nachdem sie die freieste Constitution irgend eines europäischen Landes erhalten hätte. Unter den Freunden nenne ich Professor Sverdrup, der einen so großen Einfluß auf die Ausbildung der Constitution zu Eidswold hatte, daß er, selbst nach den genauen kritischen Untersuchungen der damaligen Verhältnisse durch einen andern meiner alten Freunde, Jacob Aal, nicht abgeleugnet werden kann. In allgemeiner Anerkennung seiner Verdienste hat das Storthing das seltene Beispiel gegeben, die von der Regierung ihm bewilligte sehr ansehnliche Pension noch bedeutend zu erhöhen. Der zweite Jugendfreund, den ich hier wiederfand, und der kurz vor meiner Ankunft als das Haupt der Finanzverwaltung des Staats eine Anklage auf eine so entschiedene Art abzuweisen vermochte, daß ein allgemeiner Jubel entstand, war der als Norwegischer

Statthalter vor wenigen Jahren verstorbene, allgemein verehrte Graf Wedell-Jarlsberg. Man wird sich erinnern, wie vertraut wir in unserer Jugend zusammen lebten. Eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die ich je kennen lernte. Er hat sich in der Geschichte Norwegens verewigt. Mehrere Freunde könnte ich noch nennen, einige als einflußreiche Mitglieder des Storthings, andere des Staatsraths, und es war mir seltsam zu Muthe, als ich meine Stellung zu meinem Geburtslande in meiner frühen Jugend mit derjenigen, in welche ich jetzt hineintreten sollte, verglich. Ich übersah von Egeberg aus die reizende, jetzt durch so viele Reisende bekannt gewordene Lage der Stadt. Christiania ist wie Stockholm durch die Lage eine der ausgezeichnetsten Städte in Europa. Es lag da in einer anmuthigen Hügelgegend von kühnen Bergen umgeben. Der botanische Garten, einzelne Landhäuser verherrlichten das fruchtbare, hier stark bewohnte Land. Die Vorstadt lief bis an den Fuß des Berges, von welchem ich auf damals noch nicht vollkommen ausgearbeiteten Wegen schroff herunter fuhr; links lag mit seinen kleinen Häusern das alte Opslo. Ueber der Stadt hinweg, zwischen kühnen waldbedeckten Felsen

entdeckte man den reizenden Fjord und Christiania's Hafen mit Schiffen bedeckt. Als ich die Häuser der Vorstadt erreichte, vermochte ich kaum fortzukommen; es war ein Markttag, das Gedränge der Bauern der Umgegend und die Masse der Wagen sperrten fast ganz den Weg. Ich stieg ab, um den Gasthof zu finden, in welchem Professor Holst, der Gatte meiner Nichte, der Schwester meines Pflegesohnes, der mich begleitete, eine Stätte bereitet hatte. Aber durch die Bauern war es schwer, einen leitenden Bericht zu erhalten. Da war der Erste, den ich traf, der ältere Ström, den ich als meinen eifrigen und mir geneigten Schüler in Halle, im Anfange des Jahrhunderts, erwähnt habe. Sein jüngerer Bruder hatte, wie man sich erinnern wird, den Krieg 1813—15 von Breslau aus mitgemacht; nachdem er während des Druckes mich ebenfalls in Halle aufgesucht. Beide bekleideten ansehnliche Stellen im norwegischen Bergwesen; der jüngere wohnte nördlich, und hatte seinen Sitz in Röraas, der zweite südlich in Kongsberg. Dieser traf mich jetzt, der jüngere erst später; beide waren nach Christiania geeilt. Ich war unbeschreiblich heiter gestimmt; die herrliche Aussicht, die ich genossen hatte,

der warme Sonnenschein, durch welchen die Gegend ein südliches Ansehen gewann, das Gedränge der Bauern, der lebhafte Verkehr, die Freude meines Neffen, der eine geliebte Schwester nach einer mehrjährigen Trennung als verheirathete Frau wiedersehen sollte, das neue seltsame Leben unter alten Freunden, denen ich erwartungsvoll entgegen ging, Alles regte mich auf die freudigste Weise auf. Und nun trat mir ein geliebter Mann entgegen, der auf einmal mich in meine deutsche Heimat nach Halle, und indem sein Bruder mir vorschwebte, auch in den bedeutendsten Moment meines Lebens versetzte.

Ström war mit dem mächtigsten Theile der Norweger keineswegs einig. Seine politischen Ansichten waren sehr abweichend und er lebte in großer Einsamkeit, aber wir waren durch Verhältnisse mit einander verbunden, die tiefer reichten als alle politische. Ich war nicht ganz unbekannt mit Norwegens Lage und mit Ströms Stellung, aber ich darf mit Wahrheit behaupten, daß er mir aus dem Gedränge der Vorstadt, wo ich ihn am wenigsten erwarten konnte, als der heitere Schlußpunkt der freudigen Reise erschien. Jetzt war es mir, als wäre ich zu Hause, nicht allein

nicht nur indem ich mit der Erinnerung zurückblickte nach dem Kreise der Meinigen in Deutschland, sondern auch hier.

Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man, noch im rüstigen Alter, unter persönlich unbekannte Menschen tritt, die uns nahe verwandt sind, denen man für eine Respectsperson gilt, und durch Verhältnisse so nahe getreten ist, wie man überhaupt durch Verwandtschaft einem andern nahe treten kann. Die wirklich schöne und anmuthige junge Frau, noch in den Frühlingstagen der eben geschlossenen Ehe, begrüßte mich als Oheim und als denjenigen, der die Vaterstelle bei ihrem geliebten Bruder vertrat. Seit vielen Jahren von Geschwistern und übrigen Bewandten getrennt, trat sie mir nun zuerst entgegen, und man kann wohl auf keine glücklichere Weise an sein heranrückendes Alter erinnert werden. Mein funfzehnjähriger Neffe hatte seit 7 Jahren die Schwester nicht gesehen, und fand das spielende Kind, das er verlassen hatte, als glückliche Frau. Er stürzte in ihre Arme und beide vergingen in Thränen. Mein Neffe, aus dem Kreise der Kinder, in welchem er bisher gelebt hatte, herausgerissen, hatte die letzten Spuren des Knabenalters abgelegt;

fast immer von bedeutenden Männern umgeben, fortdauernd auf Gespräche ernsthaften Inhalts achtend, hatte für ihn das Geringfügige, welches ihn mehr oder weniger beschäftigte, seinen Werth verloren. Er war ernst, stille und bescheiden geworden. Ein Grund, warum ich mich von ihm begleiten ließ, war nicht allein, ihn zu seiner Schwester zu führen, ihn mit seinem Schwager bekannt zu machen, wie mit meiner nordischen Verwandtschaft, sondern auch ihm die ganz vergessene Muttersprache wieder in Erinnerung zu bringen. Die Anstrengung, die es ihm kostete, besonders da er zuerst die ihm mehr entfremdete schwedische Sprache hörte, war ihm nützlich, und ich freute mich nicht wenig, wenn ich sah, wie mein Neffe nicht allein die Zuneigung, sondern selbst die Aufmerksamkeit bedeutender Männer auf sich zog. Es war mir sehr angenehm, ihn so seiner Schwester und seinem Schwager zeigen zu können. Solche Momente des Wiedersehens haben nicht allein etwas Freudiges, sondern zugleich etwas Heiliges. Wie mächtige Unglücksfälle, Belagerung, Feuer, Wassersnoth, die alle Kräfte in Bewegung setzen, nicht für eine selbstsüchtige, eigennützige, sondern für eine gemeinschaftliche, allgemeine

That, selbst unter Verlusten erheben und stärken, daß der Schmerz von einem tiefern, heiligern Grunde des innern Glücks begleitet ist: so eröffnet sich in dem Augenblick der Umarmung geliebter Menschen nach langer Trennung ein Abgrund der wärmsten Liebe. Alles Widerwärtige, Gehässige, Harte schmilzt und vergeht in diesem Gefühl, und man liebt das ganze Geschlecht, indem man den Geliebten umarmt.

Professor Holst genoß schon ein großes Ansehen, er hatte eine sehr bedeutende Praxis, und griff thätig in die medicinische Polizei des Landes ein, und in den Medicinal-Angelegenheiten ward seine Stimme gehört; besonders war der ernste und besonnene Mann für die ärztliche, aber auch für die sittlich religiöse Behandlung der Gefangenen thätig. Die zweckmäßigere Einrichtung der Gefängnisse hatte, damals von Nordamerika ausgehend, in London die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es war natürlich, daß in einem Lande, in welchem man sich nun selbständig in allen Verhältnissen zu gestalten bemühte, ein jeder tüchtige und wohlmeinende Bürger von seinem Standpunkte aus sich anstrengte, für diesen frischen und fröhlichen nationalen Bau thätig zu sein. Aber Holst

ist ein fast ängstlich gewissenhafter Mann, und wie es einem solchen ziemt, beschränkte er seine öffentliche Thätigkeit auf einen Gegenstand, der seinen übrigen Studien und Geschäften verwandt, ihm nahe lag, und den er hoffen durfte ganz beherrschen zu können.

Auf einer wissenschaftlichen Reise war er nach London gekommen. Die neu errichteten Gefängnisse, deren ganze Structur auf den sittlichen Zweck hinwies, beschäftigte ihn lebhaft, und als er von der Reise zurückkam, suchte er durch eine Schrift (die schon bei meinem damaligen Besuche, jetzt vor zwanzig Jahren, erschienen war), die Aufmerksamkeit des Staats auf diesen Gegenstand zu lenken. Er ist ihm seitdem treu geblieben, und ist in dieser Rücksicht ohne allen Zweifel der am besten Unterrichtete der scandinavischen Halbinsel. Die Verbesserung der Gefängnisse zog immermehr die Aufmerksamkeit der größeren Staaten auf sich. Holst trat mit dem eifrigen, und in dieser wichtigen Sache verdienstvollen Dr. Julius in lebhafte Verbindung; er bereiste im Auftrage seines Landes England, Frankreich und die Schweiz, so wie das leider in dieser Rücksicht noch in allen seinen Staaten sehr vernachlässigte Deutschland zu wiederholten Malen:

und dennoch verschwanden sechzehn bis achtzehn Jahre, ehe es ihm gelang, die wichtige Sache zum Gegenstande einigermaßen entscheidender Berathungen des Storthings zu machen. Erst das letzte Storthing hat einen für die Sache etwas günstigen Beschluß gefaßt.

Man erlaube mir, mich hierüber, wie ich gleich vom Anfange an bevorworten muß, von meinem, d. h. von dem sittlichen Standpunkte aus, mich zu äußern. Ich weiß recht wohl, daß hierbei so Manches in Betrachtung kömmt, worüber mir kein Urtheil gebührt. Eine Masse von Erfahrungen, von technischen Fertigkeiten, eine genaue Kenntniß der Verhältnisse, unter welchen, wenn auch auf eine höchst tadelnswerthe Weise, die Gefängnisse sich geschichtlich gestaltet haben, sind erforderlich, wenn man den noch immer mächtigen Gegnern einer gründlichen Veränderung der Gefängnisse entgegentreten will.

An einem jener mir so lehrreichen und herrlichen Abende, die ich mehrere Jahre vor seiner Thronbesteigung das Glück hatte mit unserem Könige zuzubringen, war die Rede von den amerikanischen Gefängnissen, und von den Principien, die man bei deren Einrichtung verfolge. Die Schrift von Beaumont

und Tocqueville über diesen Gegenstand war eben herausgekommen, und der Kronprinz hatte sie mit der größten Aufmerksamkeit gelesen. Das Gespräch zeigte, wie genau er sich alles eingeprägt hatte. Ein hoher Staatsbeamter war zugegen, der Kronprinz vertheidigte mit warmen Eifer das philadelphische System, als das einzig zweckmäßige und wahre. Jener machte auf die Schwierigkeiten, besonders auf die durchaus unüberwindlich finanziellen, die sich der Isolirung aller Verbrecher entgegen stellten, aufmerksam. „Ich habe," rief der Kronprinz mit hinreißender Wärme, „erfahren, daß unsere Gefängnisse die eigentlichen Schulen der Verbrechen sind; diese sollen aber hier nicht bloß bestraft, sondern in ihrer Ausbildung gehemmt werden, und sie werden auf die furchtbarste Weise befördert und vervielfältigt. Seit ich dieses erfahren habe, darf der Gedanke mich nie verlassen, ich darf vor keinen Schwierigkeiten zurückbeben, kein Opfer, selbst das größte nicht scheuen; denn es ist nicht von einer Unbequemlichkeit die Rede, die man geduldig ertragen muß, wenn sie nicht beseitigt werden kann, es gilt ein Grundübel des ganzen Staats, eine beständig im Volke wachsende Krankheit, die, wenn sie wächst, wenn sie, wie

bisher, immermehr um sich greift, das Wesen des Staats in seinen innersten Tiefen verzehrt."

Man muß unsern König hören, wenn sein großer ihm von Gott anvertrauter Beruf ihm vorschwebt, wie ganz er von diesem erfüllt und durchdrungen ist, und ein jeder weiß, daß das, was ihn damals durchdrang, ein fester unerschütterlicher Gegenstand seines ganzen Lebens geworden ist; auch hat er es eingesehen, daß das philadelphische System richtig verstanden, und mit stiller Thätigkeit und Aufmerksamkeit ausgeführt, das einzige wahre genannt werden muß. Die Einwendungen, die dagegen gemacht werden, die nach den Versuchen in Nordamerika und England immer lauter werden, sind mir keineswegs unbekannt. Besonders beruft man sich auf die Erfahrung, daß die isolirten Gefangenen so häufig wahnsinnig werden. Vieles wird in dieser Sache von den Gegnern übertrieben. Die Thatsache wird hier mit Heftigkeit behauptet, dort geleugnet, und ist noch keinesweges festgestellt. Doch ich will zugeben, daß isolirte Gefangene wahnsinnig werden können. Man erlaube mir, auf den Grund dieses Unglücks aufmerksam zu machen.

Es beruht sowohl in England, wie in Amerika, auf einem tiefen Mißverständnisse, welches hier wie dort stattfindet, keineswegs aber in dem Princip des Systems liegt, dieses vielmehr völlig verkennt.

Es sind 70 Jahre verflossen, seit Howard im Jahre 1773 als Sheriff in England die Aufmerksamkeit des Staats auf die Gefängnisse lenkte; er war für die Gefangenen was später Wilberforce für die Sclaven. Die Verbesserung der Gefängnisse ist seitdem, wie die Unterdrückung des Sclavenhandels, eine geschichtliche Aufgabe aller gebildeten Völker geworden, die sich nie mehr abweisen läßt; und wie unzufrieden man auch mit vorgeschlagenen Verbesserungen sein mag, so ist doch in der That zu fordern, daß ein wesentliches Element der europäischen Cultur nicht ignorirt werde. Wenn wir in die vergangenen Zeiten, ja in unsern Tagen einen Blick auf die furchtbaren Gräuel der Gefängnisse werfen, dann drängt sich uns die bedenkliche Frage auf: ob die Sclavenschiffe reicher sind an barbarischem Frevel, als die Gefängnisse. Die Behandlung der Gefangenen findet in der Mitte der Bildung statt, und ihre Folgen verpesten die Gesellschaft. So behandelte man früher psychisch Kranke. Die Schwan=

kenden wurden entschieden rasend oder wahnsinnig, — wie die Gefängnisse die Masse der Verbrechen vermehren, die sie verhüten sollen, — bis Reil allgemein die Aufmerksamkeit auf die Irrenanstalten lenkte. Nach allen Seiten sind in guter Meinung große Irrthümer begangen, aber die Aufgabe ist eine geschichtliche geworden, und daß die europäische Bildung in ihrer Mitte Barbareien duldete, die ihrem Wesen widersprachen, wird von keinem geleugnet.

Ich finde mich verpflichtet, mich hier über diesen Gegenstand zu äußern, denn seit 20 Jahren, seit ich damals in meinem Vaterlande durch den Eifer eines geliebten Verwandten angeregt, anfing mich damit zu beschäftigen, habe ich die Verhandlungen innerlich durchgelebt, indem ich sie mit Aufmerksamkeit verfolgte. Sie bilden ein wesentliches Moment meines Lebens. Holst ward für Scandinavien, was Julius für das nördliche Deutschland, und man sollte nie vergessen, was man beiden verdankt. Sie sind meine Freunde, und ihr unermüdlicher Eifer, indem sie mit Hindernissen und Schwierigkeiten mancherlei Art kämpften, riß mich freilich mehr zur inneren Betrachtung als zur äußern Thätigkeit hin. Ich verdanke beiden viel,

und wage zu glauben, daß die stille Betrachtung, wenn sie gleich der Noth der Gegenwart nicht abzuhelfen vermag, dennoch ein wesentliches Moment des geschichtlichen Fortschreitens einer so wichtigen Sache genannt werden muß.

Was will das philadelphische System, wenn es rein und scharf aufgefaßt wird, im Gegensatz zu dem sogenannten Auburnschen? Das Letzte, obgleich es noch viele Anhänger findet, ist das verwerflichste unter allen. Die Entstehung desselben ist begreiflich. Eine gewisse Sentimentalität war in der Behandlung der Verbrecher fast herrschend geworden; man behandelte die Gefangenen besser, man sorgte für eine gesunde Nahrung, für eine bessere Wohnung im Winter, für eine gemäßigte Temperatur. „Wie viele Tausende, sittlich tadellose Menschen," wandte man dagegen ein, „arbeiten unablässig unter den mühsam Strebenden. Viele mit ihrer ganzen Familie, sie hungern, frieren und vergehen halb nackt in den elendesten Wohnungen. Und die Verbrecher sollen büßen für ihre That, ihre Zahl wird durch eure unverständige Güte vermehrt, das verletzte Gefühl, durch die Theilnahme an dem unglücklichen Schicksale der verlassenen Armen in

Bewegung gesetzt, wird empört." Staatswirthschaftliche Betrachtungen verbanden sich mit den sittlichen; diese fanden um so mehr Eingang, je mehr die Gefängnisse sich vermehrten. So war es schon seit langen Jahren gebräuchlich, die Gefangenen für bestimmte schwere Arbeiten zu benutzen, und zu bestimmter Beschäftigung zu zwingen. Zwei Richtungen bildeten sich nun einander gegenüber in immer größerm Gegensatz; sie trugen wechselseitig zu ihrer Entwickelung bei; das philadelphische System war dem Princip nach das entwickelte Howard'sche. Dieses förderte die strenge Isolirung, daher hörte man die Anhänger des Auburnschen Systems über Grausamkeit klagen. Beide wollen die gräßliche Fortpflanzung der Verbrechen durch die Gefängnisse, das Hauptübel dieser, zu unterdrücken suchen. Daher trennt das Auburnsche System die Gefangenen nächtlich. Am Tage arbeiten sie zwar in Gesellschaft, sind aber zu fortdauerndem Stillschweigen verdammt. Die strengste Aufsicht macht sie stumm, und die härteste Strafe trifft einen jeden, der durch einen Laut, oder durch Mienen sich einem Andern verständlich zu machen sucht. Es ist eine Frage, ob die völlige Isolirung grausamer ist, als diese fortdauernde tanta-

lische Qual. Und doch hat man nicht den hervorbrechenden Wahnsinn in den Auburnschen Gefängnissen beobachtet. Der Grund ist ohne allen Zweifel folgender.

Wenn man tief sittlich auf die Gefangenen wirken will, darf man sich nicht bloß zu den Symptomen der Krankheit wenden; ein Verbrechen aber ist ein solches, und hält man sich nun an dieses, so trifft man die Krankheit, die von den Gefängnissen aus weiter um sich greift, keineswegs. Ein Verbrechen, welches den heftigsten Zorn, ja Abscheu erregt, kann aus einer weniger angesteckten Gesinnung entspringen. Zwar muß es von den Strafen des Gesetzes getroffen, und äußerlich nicht geschont werden; aber innerlich bildet es vielleicht eine Krise besserer Art. Eine geringere Unthat, vielleicht durch Umstände gesetzliche Milderung hervorrufend, kann aus einer vollkommen verstockten Gesinnung hervorgehen, ja die Verstockung kann zunehmen. Nun ist die verbrecherische Gesinnung diejenige, der man heilend entgegen gehen muß, und ist diese innerlich durch und durch verkehrt, dann ist es freilich begreiflich, daß das ganze verständige Dasein in seinen innersten Tiefen zerstört und der

Mensch wahnsinnig wird. Wo nun diese bedauernswerthe Erscheinung nicht stattfindet, da muß man ohne allen Zweifel voraussetzen, daß die verkehrte Gesinnung sich noch zu behaupten weiß, und keineswegs die Hoffnung aufgegeben hat. Mag ein Gefangenwärter viele Jahre seines Lebens unter Verbrechern zugebracht haben; mag die Gefahr, in welcher er lebt, das Pflichtgefühl und ein beobachtendes Talent, welches, je mehr es sich ausbildet, desto mehr Nahrung sucht, ihn in jeder Rücksicht auszeichnen, daß er mit Recht auf seine Erfahrungen pocht: er irrt sich, wenn er glaubt, daß diese erschöpfend sind; in dem wechselseitigen Kampfe unterliegt er doch zuletzt. Der Kampf für eine verbrecherische Welt wird, je größer die Schwierigkeiten sind, welche der Verbrecher zu überwinden hat, ein verzweifelter für die Selbsterhaltung, und wirkt zuletzt mit der ganzen Unergründlichkeit des Instinkts. Mir ist eine Schrift eines englischen Arztes über die nicht allein verstellten, sondern auch wirklich künstlich erzeugten Krankheiten, die das gepreßte Volk, um dem Soldaten- und Matrosendienst in England zu entgehen, hervorzurufen vermag, sehr merkwürdig geworden. Auch diese Welt eigenthümlicher Erfah-

rungen bildet sich epidemisch aus; man kann die Schrift nicht durchlesen, ohne überzeugt zu werden, daß diese unergründliche Täuschung viel weiter reicht, als der erfahrene Mann sie zu verfolgen wußte: und dennoch ist das Uebel, dem der gepreßte Soldat oder Matrose entgehen will, verhältnißmäßig viel geringer, als die Gefahr, mit welcher der Verbrecher kämpft. Der Grund zu der verderblichen Schule wird zwar in den Gefängnissen gelegt, aber sie reicht viel weiter, sie bildet einen verborgenen Staat im Staate, und wird in den Auburnschen Gefängnissen eine Mienensprache ausbilden, die sich mit der aufgedrungenen Beschäftigung der Gefangenen selbst verbindet; in jener ist der Verbrecher unterrichtet, ehe er ergriffen wird, und die schon erlernte stumme Sprache bleibt dem Erfahrensten und scharf Beobachtenden nothwendig verborgen. Mit dieser Fertigkeit verbindet sich der tiefe sittliche Haß, die Aufforderung zur Rache gegen die unnatürlich zwingenden Aufpasser. Neben diesem Ingrimme kann kein besserer Gedanke Raum finden, die verbrecherische Gesinnung steigert sich in einem jeden Moment, und der so gehaltene Gefangene, in der Nacht seinen eigenen quälenden Gedanken einsam überlassen, am Tage fort-

dauernd zur Erbitterung aufgefordert, ist recht eigentlich seiner innern Hölle preisgegeben.

Das philadelphische System ist nun das völlig entgegengesetzte. Es bietet dem Gefangenen nichts als Gutes. Die Wohnung ist gesund, ja es widerstrebt dem Princip keineswegs, daß sie selbst heiter, licht sei. Der isolirte Gefangene erhält eine gesunde Nahrung, ein bequemes Lager, er wird zu nichts gezwungen, und nur hartnäckige, unruhige Widersetzlichkeit führt körperliche Strafen herbei. Und wenn man nicht durch eine beschränkte religiöse Richtung bewogen wird, den Gefangenen in die Tortur einseitiger Erbauungsformeln hinein zu bannen, so wird man sich nicht scheuen, ihm Schriften mitzutheilen, die durch Schönheit erheben, durch rein menschliche Gesinnung anziehen, durch tiefe Gefühle gewinnen. Er kann sie liegen lassen, er kann sie lesen; es ist heilsam, ihm eine lange Zeit nichts als die Bibel zu geben: diese, wenn sie die verstockte Seele mit der Allgewalt trifft, die die ganze Geschichte besiegt, wirkt wie ein Wunder; sie ist die verborgene Stätte der neuen Welt, die aus der gegenwärtigen sinnlichen nie verstanden werden kann. Wenn er sie aus langer Weile, die bis

zur Verzweiflung steigt, nicht äußerlich gezwungen, wohl aber innerlich in sich zerknickt, in die Hände nimmt, dann wäre es seltsam, wenn nicht eine jede Stelle des neuen Testaments, hineingetaucht in stille, wenn auch noch so fern tönende Erinnerungen der Kindheit, eine Bewegung hervorriefe, die, wenn auch mit Unwillen abgewiesen, dennoch in der stillen Einsamkeit wie ein immer erneutes Echo wiederklänge. Man hat die staatswirthschaftliche Absicht einer bestimmten, für die Erhaltung der Gefängnisse erzwungenen Arbeit völlig aufgegeben. So wie es von dem Gefangenen abhängt, ob er die Bücher lesen will oder nicht, so hängt es auch von ihm ab, ob er arbeiten will oder nicht; wenn er zuletzt, um den peinigenden eigenen Gedanken zu entgehen, sich beschäftigen will, so hat er die Wahl der Arbeit; alle Mittel sich auf die selbst gewählte Art zu beschäftigen, werden ihm gereicht. Er wird täglich in die freie Luft geführt, sich da zu bewegen. „Aber die Isolirung," ruft man, „das Ausgeschlossensein von allen Menschen, ist etwas so Furchtbares, daß, wie die Erfahrung immer deutlicher zeigt, es keine grausamere Strafe gibt." Worin besteht aber diese Absperrung? darf kein menschliches

Wesen sich dem Gefangenen nähern? — Das ist keineswegs der Fall. Alles, aber auch ganz entschieden, was die Krankheit nährt, was ihr verwandt ist, wird entfernt gehalten.

Der Gefangenwärter soll zwar stumm sein, bis er zu sprechen aufgefordert wird, denn der Trotz soll überwunden werden; der Prediger kömmt erst, wenn der Gefangene ihn verlangt; der Arzt, der freilich auch ein psychischer sein muß, bei jeder Krankheit; und Menschen, deren Gesinnung bekannt ist, werden zugelassen. Aber eben auf alle diese kömmt es an, ob sie das Vertrauen der Gefangenen zu erwerben wissen, ob sie Zuneigung zu ihnen zu fassen vermögen. Alles hängt von der Umgebung ab, die zugelassen wird, nicht allein von ihrer Religiosität, die die eifrigste und wahrste, nicht allein von ihrer Güte und Theilnahme, welche die tiefste sein mag: es hängt vielmehr ganz vorzüglich von der Umsicht und Klugheit der Umgebung ab, ob das Resultat ein günstiges sein soll, oder vielleicht ein höchst trauriges. Wir haben behauptet, daß selbst dem stummen trotzigen Gefangenen die Bibel, (wohl im Anfange nur das neue Testament) mitge-

theilt werden soll; oft hat dieses allein das verderbliche Gemüth bewegt und im Innersten erschüttert: aber nicht selten hat eine unverständige religiöse Mittheilung die traurigsten Folgen, und eine beschränkte Form den Verbrecher nur noch verstockter gemacht. Die einzige Absicht darf nur sein, zuerst und vor Allem das Vertrauen des Gefangenen zu gewinnen, daß er sich nach den Besuchen zu sehnen anfängt; dahin müssen Gefangenwärter, Arzt, der Prediger, theilnehmende Freunde unabläßig streben; sie dürfen sich dem Gefangenen nur in den reinsten Momenten des eigenen Daseins nähern; Leidenschaft, Zorn, Ungeduld darf ihm nie nahe treten. Der strenge, aber zugleich liebevolle Ernst soll ihm allein entgegenkommen, aber dieser muß tief religiöser Art sein, und hinter ihm muß das Unvermeidliche, was das Verbrechen, einmal begangen, für das ganze Leben mit sich führt, niemals verschwinden. Der Freund darf den Kranken nie durch falsche Täuschungen trösten wollen; eben sein hartes unabweisbares Schicksal soll der Gefangene ertragen lernen. Die Religion, der Glaube soll sein eigenster innerster Trost werden, soll daher dieser aus ihm hervorwachsen, so darf er ihm nicht äußerlich aufgedrungen

werden. Alles äußerlich Aufgedrungene ist ein Hemmendes, die stille Entwickelung Störendes. Auf dem einen Punkte der Religiosität kann der Mensch nicht in allen Momenten seines Daseins allein mit vollem Bewußtsein verweilen; denn er lebt sinnlich, und wie sein Leib mit den Naturelementen, ist seine Seele mit der Welt der sinnlichen Gedanken organisch verknüpft, und kann von ihr nicht getrennt, ohne vernichtet zu werden. Glücklicherweise ruht in der Sinnlichkeit selbst eine Freiheit, ein Höheres verbirgt sich in ihr, welches fortdauernd auf das Höchste hinweist, und das Erkennen und Schauen, Wahrheit und Schönheit sind dann Stützen des Glaubens!

Aber Regeln können dem Besuchenden nicht gegeben werden; diese müssen in jedem Fall aus der Theilnahme für die bestimmte Persönlichkeit sich lebendig entwickeln.

Man wird einsehen, daß das, was hier angedeutet ist, viel ausführlicher dargestellt werden könnte, ja müßte, wenn es an diesem Orte erlaubt wäre. Ich habe geflissentlich die ganze, reine, unerreichbare Idee des Verfahrens sich aussprechen lassen, wie hier, wie allenthalben, wo von einer sittlichen und religiösen Ab-

sicht die Rede ist. Sie kann nie verwirklicht werden in ihrer vollen Reinheit, aber sie, und sie allein muß fortdauernd einem jeden vorschweben, der sich dem Gefangenen nähert, und alle Mittheilung muß von ihr durchdrungen sein. Schriften nicht religiösen Inhalts müssen mit der größten Vorsicht gewählt sein, man darf nie vergessen, daß, wie dem Reinen Alles rein, so dem Unreinen Alles unrein ist. Läßt nun diese Idee sich nicht verwirklichen, so läßt doch die Richtung sich fest halten: aber sie geht, wie alle Sittlichkeit, von der Freiheit aus. Wenn der Fromme spricht von der göttlichen Gnade, so sagt er dasselbe, denn in Gott sind wir frei. So ist der Ursprung, die Quelle des philadelphischen Systems; es kann nicht geboten werden, alles Innere muß sich der durch göttlichen Beistand frei gewordenen Gesinnung anschließen. Jede gebotene Einrichtung ist eine taube Schaale ohne Kern, wo die freie sittliche Persönlichkeit fehlt. Hier, wo das tiefste Grundübel der Staatsbildung unserer Tage uns drohend entgegenkommt, rückt uns auch die Lösung des Widerspruches unmittelbar nah. Das Uebel ist da und läßt sich nicht übersehen, es muß überwunden werden: nicht bekämpft, wächst es unaufhaltsam und

droht mit Vernichtung; und nur die in Gott gereinigte Gesinnung führt die Waffen, die es bekämpfen kann. Aber alles wahrhaft innerlich Belebende und Rettende wächst im Stillen, der Saamen verbirgt sich im Dunkeln. Auch hier vermag so allein das Beste zu gelingen. Die Staaten haben die Neigung, Alles im Großen zu treiben: große Summen werden verwandt, und die Unterthanen klagen über den Druck der Auflagen; Einrichtungen werden getroffen, und auf jeden Schritt trifft man auf Einwendungen und Schwierigkeiten, die sich nicht abweisen lassen. Wenn die Summen verwandt, die Gebäude fertig, die Einrichtungen getroffen sind, dann sieht man sich nach Menschen um, die das äußerlich Zubereitete innerlich beleben sollen; als könnte man einen organischen Leib fertig machen und hinterher eine Seele suchen, die ihn in Bewegung setzte: und darauf beruht allein das Mißverständniß. Das philadelphische System reicht nicht weiter als der freisittliche, ächt religiöse, durchaus innere, eigene Entschluß; wo dieser nicht zuerst und vor Allem vorhanden, ist die ganze Einrichtung vom Uebel, und ein jeder vergeblicher Versuch ist ein gefährlicher. Nur die freie Religiosität der Umgebung

des Gefangenen vermag ihn zu befreien, und wo diese nicht thätig ist, verwandeln sich die Menschen, die sich dem Verbrecher nähern, in stumme Mauern, die ihn noch enger einschließen. Dann bohrt sich das Gefängniß in die Tiefe der Seele hinein; wo Rettung sein sollte, entsteht hoffnungslose Verzweiflung, und man schreibt der Verstockung des Gefangenen zu, was man ein Verbrechen der Umgebung, und zwar auf der heiligsten Stätte, nennen muß. Dieser Irrthum ist so grauenhaft, wie die Gefängnisse selbst. Wenn man in England, in Nordamerika die Gefängnisse gebaut und künstlich eingerichtet, den Gefangenen in seine einsame Zelle eingesperrt hat, aber so, daß das wache Auge des Gefangenwärters ihn wie eine Spinne aus dem Mittelpunkte Tag und Nacht verfolgt; wenn die Gefangenwärter, die nicht innerlich getrieben, sondern bloß äußerlich angestellt sind, gelobt werden; wenn sie nach Vorschriften handeln, wo nichts vorgeschrieben werden kann; wenn fanatische Methodisten, kalte Aerzte die finstere Seele in die innersten Räume ihres Daseins hinein scheuchen, wo sie, wie das wilde Thier, in das Innerste der tiefsten Höhle gedrängt, unruhig, ingrimmig und trotzig sich wehrt; und wenn, was der

Absicht nach Errettung sein sollte, die furchtbarste Tortur wird, die je der Mensch erfand: da kennt der gequälte Mensch keine andere Hülfe, als den Wahnsinn.

Ja es lauern furchtbare Uebel in der Mitte der gebildeten Staaten. Ich gehörte einmal zu einer Gesellschaft, die Dr. Julius vor etwa vierzehn bis funfzehn Jahren veranlaßt hatte; von dieser ward ich mit Professor Huschke gewählt, das Criminalgefängniß zu besuchen. Es ward uns durch die nächste Behörde eröffnet, und wir sahen die Gefangenen in den verschiedenen Zellen. In einer waren drei Gefangene. Der eine, ein Mann von mittleren Jahren, war eingesperrt wegen sinnlicher Ausschweifung crimineller Art; der zweite ein Abenteurer, der als gewandter Betrüger mancherlei Rollen gespielt hatte, und der dritte ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren, der freilich schlecht genug sein mochte, hier aber zur Correction eingesperrt war. Je schlechter er aber war, desto verwerflicher war die Gesellschaft. Ist der Wahnsinn, wenn er auch entstehen sollte, schrecklicher, als diese Verpestung?

Eben, indem ich mich mit diesem Gegenstande beschäftige, höre ich eine Geschichte, die als ein furcht-

bar lehrreiches Beispiel für viele ähnliche gelten mag, und hier den Hauptzügen nach erwähnt zu werden verdient.

Ein zwölfjähriger Knabe zündet ein Haus an; es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Kind die Folgen der That gar nicht überlegte, daß es bloß aus kindischem Muthwillen geschah. In Schlesien ward ein Mädchen Brandstifterin, bloß, weil sie während eines Brandes zu Hause bleiben und ein Kind warten mußte. Die aufgeregten Menschen in ihrer Umgebung sprachen mit einer von ihr noch nie erfahrenen Lebendigkeit von den prasselnden Flammen, von den einstürzenden Mauern; die Phantasie des Kindes war angesteckt, die criminelle Untersuchung bewies, daß nur kindische Neugierde die That hervorrief. — Jener zwölfjährige Knabe ward zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt; er theilte das Gefängniß mit einem verloren gegangenen Candidaten der Theologie, und dieser ward nun sein Lehrer und legte den Grund zum Unterricht des unglücklichen Knaben. Der Candidat hatte sich aus dem Abgrund seines sittlichen Verderbens zum Atheisten ausgebildet; wenn seine Kenntnisse auch noch so oberflächlich und seicht

sein mochten, so pflegen doch eben solche verwilderte Menschen Manches wie im Fluge zu treiben, das zerstörte Gemüth sucht eine vorübergehende Ruhe, eine Betäubung, in, wenn auch flachen, wissenschaftlichen Beschäftigungen, durch welche freilich die innere Verwirrung vermehrt, nicht gehoben wird. Der Knabe zeigte eine lebhafte Wißbegierde. Alles, was innern Zusammenhang verrieth, zog ihn stark, ja leidenschaftlich an; so horchte er Tag und Nacht mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Unterricht, der, ohne ihn zu ermüden, ohne Störung in den einsamen Stunden stattfand. Eine eigene geistige Thätigkeit ward in ihm wach, und bildete sich in eigener Consequenz aus. Alle Religion, alle Sittlichkeit, die ihm früher heilig erschien, und den unbändigen Trieb der mächtigen Natur zu fesseln drohte, erschienen ihm als Betrug, als Erfindung der Klügeren um die Einfältigen zu beherrschen. Der Jüngling ward sich seiner innern geistigen Kraft immer mehr bewußt. Er ward im Gefängniß in der Religion unterrichtet, aber neben ihm ging der satanische Geist der Lehre, in deren Gewalt er gerathen war, und die ihm die Religion als ein Mittel zukünftigen Betruges auffassen lehrte. Er ward im

Gefängniß confirmirt und eingesegnet; sein einziger Gedanke war jetzt die Freiheit; er wollte in die Welt hinein, in die schlechte, um sie zu beherrschen. Wirklich gelang es ihm, sich zu befreien, aber er hatte einen Gefangenwärter angegriffen und verwundet; er stand auf dem offenen Hofe, die Welt stand ihm offen, aber dieser mächtige Jüngling war nicht mit jenen stumpfen Gesellen zu vergleichen, die, in Verbrechen herabgesunken, bloß von einem dumpfen thierischen Instinkt geleitet werden. Hier auf dem Hofe überwältigte ihn so das Gefühl der Freiheit, daß er ohnmächtig hinfiel. Er ward ergriffen, aber er hatte jetzt das gesetzliche Alter erreicht, die ganze Härte der Strafe traf den Unglücklichen, der den Gefangenwärter verwundet hatte. Jetzt saß er noch mehrere Jahre, jede Gelegenheit zum Entweichen suchte er zu ergreifen, sein einsamer Geist faßte sich in stiller Macht, schien aber nicht zu ermatten. Zum zweiten Male wollte er entweichen; der Gefangenwärter, der sich ihm widersetzte, ward tödtlich verwundet, und jetzt fing gegen den armen Menschen, welcher seit seinem zwölften Jahre eingesperrt war, ein Prozeß auf Leben und Tod an. Ein Prediger ward ihm beigegeben, wahrschein-

lich aus der gewöhnlichen Masse genommen. Selbst fähigere werden gegen einen consequenten Atheisten, dem die Lehre Gesinnung geworden ist, wenig ausrichten. Dieser, im Gefühl seiner Unfähigkeit, gestand sie ein und bat, daß ihm das aufgetragene Geschäft abgenommen werde. Ein besserer ward ihm zugetheilt, und die Fähigkeiten des Gefangenen, die Stärke seiner Gesinnung, die Klarheit seines Verstandes zogen den Prediger unwiderstehlich an, daß er sich ihm völlig hingab. Hier war nun ein Mensch mit ungewöhnlichen Gaben versehen, der sich völlig isolirt in grauenhafter Einsamkeit gegen eine Natur, die sich ihm verbarg und ein Geschlecht, das ihn aus der Mitte ausgeschlossen hatte und feindselig verfolgte, von seiner Kindheit an im finstern Brüten ausgebildet hatte. Keine leise Spur von Liebe war ihm entgegengetreten. Als der Prediger ihn traf, war er in der eigenen Consequenz befangen, verhärtet und unzugänglich geworden. Die Theilnahme des Predigers hatte ihn dennoch erwärmt. Wie ich die Geschichte hörte, muß ich glauben, daß er sich freuete, einen Menschen gefunden zu haben, dem er sich mittheilen konnte, daß er gern und mit Vorliebe sein System entwickelte,

und mit eiserner Folgerichtigkeit es festzuhalten und darzuthun suchte, daß er es ganz durchgearbeitet hatte. „Du scheinst, sagte der Prediger einst, doch eine Zuneigung zu mir zu haben, wie bringst du diese mit deiner vollkommen selbstsüchtigen Ansicht in Uebereinstimmung?“ — „Ich, eine Zuneigung? antwortete der Gefangene kalt, das ich nicht wüßte.“ — „Wir sitzen hier allein, du könntest mich ermorden, wärst du einer solchen That fähig?“ — „Daß ich ein Thor wäre; draußen lauern die Männer auf jeden meiner Schritte, könnte ich durch Ihre Ermordung meine Freiheit erhalten, sie würde unbedenklich stattfinden.“ — Der Prediger, als er ihn nach dem Schaffot begleitete, ergoß sich in Thränen. Der Verbrecher blickte ihn seitwärts ingrimmig an. „Wozu das Geheule, sagte er, begehen Sie so eine Schwäche, wenn Sie einen andern, Ihnen Fremden sterben sehen, wie werden Sie sich gebärden, wenn Sie selber sterben müssen! Muß ich mich nicht freuen, eine Welt zu verlassen, die mich von meiner Kindheit an verfolgte und verstieß?“ Er mußte in seinem Gefängnisse einige Thaler aufgespart haben; er fragte, ob er über diese frei disponiren könne? Man versicherte ihn, daß es ihm freistehe.

„Dann vermache ich sie den Richtern, daß sie sich Stricke kaufen, um sich daran aufzuhängen," sagte er, legte seinen Kopf auf den Block und starb.

Kann man leugnen, daß dieser Mensch zu den Außerordentlichen gehört? Das Gefühl der Freiheit erschütterte sein inneres Dasein, daß er in sich zusammenstürzte. Wenn der Ton der rein theilnehmenden Liebe den noch Schwankenden früher getroffen hätte, würde er ihn, den tief zu Bewegenden, nicht ergriffen haben? Wie erscheint das sogenannte gebildete Geschlecht, der gesetzlich und rechtlich zusammengefügte Staat diesem Trotzigen gegenüber? Muß nicht in finsteren Stunden das ganze Dasein uns ein düsteres Räthsel werden, wenn solche Uebel in ihrer zerschmetternden Wirklichkeit uns entgegentreten?

Der General-Superintendent Herzbruch in Holstein war der Prediger, der den Unglücklichen auf seinem letzten, nur zu entschlossenen Gange begleitete. Bekehrungsgeschichten von Verbrechern haben wir nicht selten erhalten, viele sind lehrreich und erbaulich. Eine solche Geschichte ist unangenehmer, schmerzlicher, aber ohne allen Zweifel nothwendiger. Möchte der verdienstvolle, allgemein geschätzte General-Superintendent

meiner Bitte, die innere Geschichte dieses Mannes öffentlich bekannt zu machen, Gehör geben.

Wenn nun aber sich nicht leugnen läßt, daß dieses Unglück in der Mitte der Gesellschaft ruht und wuchert, was muß geschehen? Darf der Staat sich beruhigen, wenn er es immer mehr um sich greifen sieht? Ruht nicht die Verpflichtung auf ihm, Alles zu thun, was er vermag, diesen gefährlichsten seiner verborgenen Feinde zu bekämpfen? Hat der Staat Alles gethan, was man von ihm fordern kann, wenn er für sichere Bewachung und gesetzliche Bestrafung der Verbrecher sorgt?

Hier ist nun eine Aufgabe, die an den Staat ergeht, und wo dieser aufgefordert wird, sich zuerst und vor Allem an die menschliche Freiheit in ihrer reinsten und edelsten Quelle zu wenden. Es ist keine Aufgabe äußerer Art, die durch äußere Mittel gelöst werden kann, es ist auf jede Weise nur von einer Gesinnung die Rede, nicht von einer äußeren Verpflichtung von Seiten derjenigen, die hier für den Staat thätig sind, nicht von einem Zwange von Seiten der Verbrecher. Nur der freie sittliche, oder bestimmter ausgesprochen, religiöse Entschluß derer, die sich der Besserung der

Gefangenen hingeben wollen, soll angeregt werden. Selbst der Gefangenwärter, in sofern er für die sichere Bewahrung des Gefangenen zu wachen hat, kann zwar durch Verpflichtungen in seinem Amte geleitet werden, und die treue Befolgung derselben enthält ein sittliches Moment: aber in sofern er die eigentliche Aufgabe des Staats hier erfüllt, ist er in ein anderes Bündniß getreten, und steht so frei da, wie die religiösen Freunde, die sich für die Gefangenen zu opfern entschlossen sind. Eine jede Spur von einer bloß äussern Verpflichtung würde ihn unfähig machen, den Gefangenen innerlich zu gewinnen. Sind nun solche Menschen äußerst selten, täuscht man sich sehr oft bei ihrer Wahl, so ist es klar, daß eine Veranstaltung der Art nie im Großen stattfinden kann. Aber alles tief in der Geschichte Erzeugende ruht, wie der Keim der Pflanze im Dunkeln, gebiert im Verborgenen und kann nur im Wachsthum und Entwickeln gefördert, nie von außen her hervorgerufen werden. Seit mehr als einem halben Jahrhundert ist dieser Keim in die Geschichte gesäet, es kommt darauf an, nicht ihn zu erzeugen, denn er ist da, wohl aber ihn zu pflegen auf alle Weise. Was wir Glück nennen, jene gött-

liche Leitung der Geschichte, die unsere Schritte lenkt, muß uns den Reingesinnten und zugleich Fähigen zuführen, muß ein wechselseitiges festes Vertrauen zwischen den Behörden und den frei Entschlossenen hervorrufen, daß sie sich wechselseitig fördern, nicht hemmen. Nur soweit ein solches Bündniß reicht, darf der Versuch stattfinden. Auch die Gefangenen müssen mit großer Vorsicht gewählt werden. Ein großer Haufe eignet sich keineswegs für einen solchen Versuch. Man darf nicht unbesonnen mit dem Schwierigsten den Anfang machen; das Vertrauen, welches man den für ein Höheres und Besseres Gewonnenen schenkt, muß selbst langsam und besonnen fortschreiten, und zwar um desto mehr, je leichter die Selbsttäuschung von Seiten der Bekehrer, wie die Verstellung von Seiten der Verbrecher sich einfinden wird. Zwar wird sich diese letztere nicht lange behaupten können, und darin liegt ohne allen Zweifel der Grund, warum die Verzweiflung hier und da die verstocktesten Verbrecher ergreift; denn wo die Behandlungsweise rechter Art ist, sind diese freilich in einer völligen Einsamkeit. Die bösen Geister sind von ihnen weggetrieben, die guten weisen sie trotzig ab, und sehen sich, so schlechthin

wahnsinnig macht. Aber Menschen der Art sprechen sich selbst das Urtheil, und sie würden, wenn sie nicht der Wahnsinn ergriffe, eben die allergefährlichsten sein; sie dürfen nicht gesund werden, denn was sie, wenn sie dem Wahnsinn entgingen, mit aus dem Gefängnisse nehmen, ist die bösartige Verhärtung, der noch mehr befestigte Entschluß, durch ein fortgesetztes Verbrecher-Leben dem Staat und seinen Gesetzen Trotz zu bieten.

Freilich schreitet eine solche Unternehmung langsam, schwankend und unter mancherlei Verirrungen fort. Erst eine immer reifer werdende Erfahrung vermag nach und nach der zweckmäßigen Behandlungsweise eine wachsende Sicherheit zu ertheilen; so tritt ein neues, lebendig wirkendes, heilsam thätiges Organ in die Geschichte hinein. Es wird auch außer sich wirken, es wird für die Behandlung der ganzen Masse der Gefangenen immer heilsamer werden; man wird das rechte Verhältniß der Strenge zur Schonung, bis jetzt noch so wenig gekannt, daß man unsicher schwankend von einem Extrem zum entgegengesetzten sich bewegt, richtig kennen lernen. Man wird einsehen, daß das Verbrechen für den Staat eine ansteckende Krank-

heit ist, deren Ausbruche man mehr durch eine sittliche Diät vorbeugen, als nach dem heftigen Ausbruch sie durch eine drastische Behandlung zurückdrängen muß. Wird aber die Unternehmung im verkehrten Sinne ausgeführt, fängt der Staat mit großen Mitteln an, die eine bedeutende Anstrengung fordern, werden mit unermeßlichen Summen große Gebäude aufgeführt, und dann erst die Menschen gesucht, die diese für den wohlmeinenden Zweck benutzen sollen, dann ist unzweifelbar der Erfolg schon mit diesem Anfang als mißlungen zu betrachten. Besonnene, an so vielen einzelnen Punkten, wie möglich, im Kleinen angestellte Versuche aber sind auch für diejenigen, die sich ihnen mit reinem Sinne hingeben, ja für die Staatsbehörden wie für die Verbrecher heilsam; denn immer heller wird das Bewußtsein der innern Freiheit in den Befehlenden, wie in den Gehorchenden sich fassen, der Gehorchende wird die Stätte seiner Freiheit, der Befehlende, wo er sich unterwerfen muß, erkennen. Neben der negativen mißtrauischen Controle, neben dem verdachtsvollen wechselseitigen Auflauern wird das reine Vertrauen sich die heilsame Bahn brechen, und man wird einsehen, wo ihm das Recht, ja die Herrschaft

gebühre. Es versteht sich aber von selbst, daß das philadelphische System das leitende Prinzip aller Verbesserungen der Gefängnisse sein muß, wie die reinste Sittlichkeit, oder christlich gesagt, das Beispiel des Heilandes, das Vorbild aller unsrer Handlungen, wie wenig erreichbar es auch ist.

Das Storthing von 1824 war wichtiger, als alle vorhergehende. Von der Regierung wurden eine große Menge Vorschläge zur Modificirung der Constitution vorgelegt, und durchgängig von dem Storthing abgewiesen. Unter diesen Vorschlägen trat besonders die Einführung eines norwegischen Adels und das Zugeständniß eines unbedingten Königlichen Veto's als höchst wichtig hervor. Ein eigentlicher norwegischer Adel war verschwunden; einige bedeutende adlige Familien rührten von der dänischen Herrschaft her, ein ächt nationaler ruhte, wie die norwegische Literatur (die isländische vielmehr), in der fernen dunkeln Vergangenheit des Volks. Die Reste dieses Adels fand man, wie die alten Sagen, unter den Bauern, und es wäre eine

Thorheit gewesen, sie unter ganz andern Verhältnissen wieder beleben zu wollen. Auf sie zu achten, sie mit Besonnenheit zu benutzen, wie die Reste der alten Sprache und Literatur, ziemte sich wohl, ja dies mußte die nicht zu verdrängende Aufgabe für eine besonnene nationale Thätigkeit sein. Ein neu eingeführter Adel konnte nur auf Reichthum basirt, nur ein Handelsadel sein, der gefährlichste und schädlichste von allen.— Das norwegische Storthing besitzt ein Vorrecht, welches in unsern Tagen in allen constitutionellen Staaten Europa's einzig ist. Hat ein Vorschlag des Odelthings den Beifall des Lagthings, also des gesammten Storthings, gefunden, so wird er durch eine, aus beiden Abtheilungen des Storthings erwählte Deputation unmittelbar, oder wenn die Verhältnisse es nicht erlauben, mittelbar an den König gesandt, und dessen Sanction nachgesucht. Ertheilt der König die Sanction, so versieht er den Vorschlag mit seiner Unterschrift, wodurch er Gesetz wird. Genehmigt der König den Vorschlag nicht, so sendet er ihn mit der Erklärung, daß er nicht dienlich erachtet, die Sanction zu ertheilen, an das Odelthing zurück. In diesem Falle darf der Vorschlag nicht mehr auf dem gegenwärtigen

Störthing berathen werden, wohl aber auf dem nächsten, wo der König ihn nochmals verwerfen kann. Wird er dennoch von einem dritten Storthing dem Könige zur Genehmigung übersandt, so wird er Gesetz, wenn auch des Königs Sanction nicht erfolgt, bevor das Storthing auseinander geht. Ein jeder vernünftige und besonnene norwegische Staatsmann sah ein, daß diese Beschränkung der königlichen Gewalt ein Uebel wäre, dennoch glaubte man den Vorschlag, sie aufzuheben, abweisen zu müssen. Zu den Gründen, die angeführt wurden, glaube ich einen hinzufügen zu dürfen, den man verschwieg, diesen nämlich: So lange Dänemark und Norwegen vereinigt waren, fand eine wechselseitige Aushülfe statt. Dänemark (ein Getreideland) besaß, was Norwegen nicht selten schmerzlich entbehrte; Norwegen (ein Gebirgsland) leistete Dänemark ebenfalls bedeutende Hülfe. Wenn nun auch diese wechselseitige Stellung beider Länder gegen einander von der dänischen Regierung nicht mit umsichtiger Freiheit überschaut und behandelt wurde, so drängte sich hier doch nicht eine Collision auf, die bei der Stellung zwischen Schweden und Norwegen unvermeidlich ist. Diese beiden

Reiche stehen mit verschiedenen Constitutionen völlig selbständig neben einander, wie, bis auf die neueste Zeit, England und Hannover, als sie durch Einen König regiert wurden. Beide Länder haben aber fast durchgängig dieselben Bedürfnisse und denselben Ueberfluß. Die dadurch entstehenden Collisionen können durch denselben König nicht gehoben werden; es sind Verhältnisse denkbar, welche den mächtigeren schwedischen König zwingen werden, Gesetze zu geben, die für Schweden fördernd, für Norwegen aber hemmend sind; Gesetze entgegengesetzter Art von Norwegen ausgehend, können das dadurch entstandene Uebel, wenn auch nicht aufheben, doch wenigstens mindern, können aber diese von demselben Könige genehmigt werden, der die ersten Gesetze im entgegengesetzten Sinne einführte, und ihnen Macht gab? Daß dieser Widerspruch sich nur dadurch heben ließe, daß in solchen Fällen, wo der schwedische König nicht zugleich als ein vollkommen freier norwegischer handeln konnte, die Repräsentanten des norwegischen Volks dem gebundenen schwedischen Könige gegenüber, entscheidend hervorträten, sah der norwegische Staatsmann wohl ein. Aber bei der Neuheit der Vereinigung beider Staaten war dieses ein

zarter Punkt, den man wohl öffenlich zu berühren sich scheute.

Die Verhandlungen des Storthings im Jahre 1824 zeigten eine Gewandtheit, ein Geschick, welches in der That von einem so entfernten nördlichen Staate, der Jahrhunderte lang unter der Vormundschaft Dänemarks gestanden hatte, kaum erwartet werden konnte. Unumwunden äußerten sich damals die ersten und größten schwedischen Staatsmänner: sie bewunderten die Verbindung einer vorsichtigen, schonenden, ja ehrerbietigen Sprache mit der größten Entschiedenheit; es waren Staatsschriften, die sich mit den vorzüglichsten aller Länder messen konnten. Der verstorbene Staatsrath Krogh, der die Entwürfe der Antwortschreiben des Storthings ausarbeitete, hat sich dadurch in der Geschichte Norwegens verewigt. Die bedeutendsten Männer im Storthing waren größtentheils meine Jugendfreunde. Ueber die Verhandlungen, über die Lage des Landes erhielt ich mannigfaltige Aufschlüsse. Erzählungen aus den Jahren des Krieges über die Veränderung, die in der Lebensweise der Einwohner stattgefunden hatte, bildeten den Hauptinhalt aller unserer Gespräche.

Ich blieb diesmal nur eine Woche in Christiania, denn ich sehnte mich, eine Schwester, die an den Sorensscriver Hagerup in Hedemarken verheirathet war, nach einer fast zwanzigjährigen Trennung zu umarmen.

Den Weg nach Hedemarken setzte ich in kurzen Tagereisen fort, und verbrachte die Zeit mit den Bauern. Die Gegend, die ich durchreiste, war die nämliche, die ich in meinem siebenten Jahre mit den Eltern passirte, und ich glaubte einige Stellen wieder zu erkennen. Besonders trat mir auf eine überraschende Weise ein damaliges Nachtlager in die Erinnerung zurück. Ich kam in der Dämmerung an, das Haus und ein großes Nebengebäude lagen ganz wie in meiner Knabenzeit vor mir, und ich fand mich so lebhaft in diese zurückversetzt, daß ich mich selbst in einen Knaben verwandelt und in der Begleitung meiner Eltern zu befinden glaubte. Zum Theil mochte dies daher rühren, weil meinen Eltern eine grauenhafte Mordgeschichte erzählt wurde, die vor langen Jahren, als der Wirth ein furchtbarer Räuber war, stattgefunden haben sollte. Sie beschäftigte meine Phantasie sehr lange und mochte dazu beitragen, die Oertlichkeit

mir lebendiger einzuprägen. Jetzt schwebte diese Räubergeschichte mit allen Verhältnissen mir lebhaft vor, und ich brachte die Nacht in einer seltsamen Stimmung zu.

Die Tage, die ich unter den Bauern verlebte, waren mir höchst interessant und wichtig. Allmälig lebte ich mich in ihre Lebensweise ein. Was sie hofften, wünschten und wollten, wie sie die Zeit des Krieges durchlebt hatten, was sie von der eingeführten Constitution erwarteten, und wie die dunkeln Begriffe von einer zukünftigen größern Volksthätigkeit in ihrer Seele dämmerten, sah ich mit lebhafter Theilnahme. Noch herrschte in diesen keimenden Begriffen eine gewisse naive Unschuld. Nach der früheren Gewohnheit ihres einsamen Lebens, bezog sich noch Alles auf die engen Zustände, in welchen sie lebten. Die Constitution sollte ihnen behülflich sein, die Hindernisse zu überwinden, mit welchen sie täglich in ihrem rauhen Leben zu kämpfen hatten. Einige hörten von Christiania aus meinen Namen nennen, und wie ich ein alter Freund der mächtigsten Männer im Lande wäre. Das politische Treiben hatte noch die unschuldigen Ansichten, wie sie von alten Zeiten her herrschten,

nicht gestört. Von der sogenannten Freiheit konnte nicht die Rede sein, denn in der That, Keiner war freier als der norwegische Bauer; eine gemeinschaftliche Berathung fand periodisch statt, Alles, was die Einwohner interessirte, war Gegenstand der freien Beschlüsse auf dem sogenannten Thing, und wenn sie auch geleitet wurden von dem kundigern Sorenscriver, so übte er doch keinen Zwang. Was er gab, waren Rathschläge, die, wenn er Vertrauen genoß, öfters angenommen, aber doch auch nicht selten abgewiesen wurden. Der norwegische Bauer ist hartnäckig. Der Beamte mußte zu überreden wissen, gebieten konnte er nicht. An einer Stelle hatte ein Thing eben stattgefunden, in dem Gasthofe war es versammelt gewesen, und ich hielt mich den Tag über da auf, weil einige Bauern noch immer zusammenblieben, um die Berathungen des gestrigen Thinges zu besprechen. Ich bemerkte, wie sie den Wunsch hatten, mir einige dieser Gegenstände vorzulegen, mich um Rath zu fragen. Der norwegische Bauer ist zwar gegen Fremde verschlossen, aber es gelang mir, ihr Vertrauen zu erwerben. Nicht an allen Orten war ich so glücklich, und oft erregte ein jeder Versuch, mich den Bauern

zu nähern, Verdacht. Viel trug auch das eiserne Kreuz, welches ich hier niemals zu tragen versäumte, dazu bei, wenn es mir gelang; man hatte es nie gesehen, und es macht, wo es erscheint, in seiner Einfachheit einen höchst würdigen Eindruck. Einige glaubten, daß ich eben als Norweger Vertrauen verdiene, und trauten mir eine viel genauere Kenntniß des norwegischen Lebens zu, als ich besaß. Besonders mochten sie voraussetzen, daß mein Leben voll merkwürdiger Ereignisse wäre, mich daher als einen sehr erfahrenen Mann betrachten, der wohl einen tüchtigen Rath zu geben wisse. Nun hatte ich von dem norwegischen Bauerleben zwar Manches gehört, durfte aber keineswegs behaupten, es genau zu kennen. Ich war daher genöthigt, ihnen so kurz wie möglich eine allgegemeine Vorstellung von meinem Leben und von meiner Stellung zu meinem Vaterlande zu geben. Sie lauschten aufmerksam auf meine Worte, und durch mein offenherziges Geständniß wuchs das Vertrauen, anstatt abzunehmen. Ich konnte nun eine Menge Fragen stellen, die mich sonst als einen Unkundigen von ihnen entfernt haben würden, und ich gerieth in Erstaunen, als einige Männer nicht allein mit großer

Gutmüthigkeit mich belehrten, sondern auch mit der größten Schärfe und Klarheit mir ihre Lage, ihre Bedürfnisse im Ganzen auseinandersetzten, und an diese Belehrung dasjenige knüpften, was sie jetzt in Bewegung setzte. Mir war dieses Gespräch höchst wichtig, denn in kurzer Zeit that ich einen tiefen Blick in die Lebensverhältnisse norwegischer Bauern. Es gelang mir, einige Gedanken zu äußern, die ihnen einleuchtend waren, und wir trennten uns als die besten Freunde.

Als ich Korsegaard erreichte, warf ich von da den ersten Blick in das fruchtbare Hedemarken. Das rauhe Gebirge, die düsteren Tannenwälder, traten zurück, und ich sah von einer ziemlichen Höhe bei klarem Sonnenschein in ein lichtes, breites, grünendes Thal hinein. Zerstreute, recht ansehnliche Häuser mit ihren rothen Ziegeldächern gaben, besonders an den Abhängen, dem Thale ein lustiges Ansehen. Es trat mir fast wie eine südliche Gegend mit ihren zerstreut liegenden Villen entgegen. Dörfer findet man im Innern von Norwegen nicht; ein jeder Hof wird von einem Bauer als Eigenthümer bewohnt und hat seinen bestimmten Namen. Auch die Beamten der Ge-

gend bewohnen ähnliche Häuser, die recht ansehnlich und anständig eingerichtet sind, und sich vorzüglich durch helle Räume und große Reinlichkeit auszeichnen. Ich erreichte den Hof meines Schwagers, und brachte dort sechs Wochen in stiller Einsamkeit höchst angenehm zu. Meine Schwester hatte eben eine bedenkliche Krankheit überstanden; eine verheirathete Tochter lebte in der Ferne, drei unverheirathete Töchter waren noch zu Hause, und der Sohn, Henrich Steffens Hagerup, machte eben als Marinecadet sein Offizier-Examen. Mein Aufenthalt hier war mir um desto angenehmer, da meine Gegenwart durch die fröhliche Aufregung offenbar der genesenden Schwester heilsam ward.

Das Amt eines Sorenscrivers ist in der Provinz, wo er lebt, ein sehr bedeutendes. Er bildet die erste richterliche Instanz, alle Notariatsgeschäfte hat er zugleich, und ist der juridische Rathgeber der Bauern. Ich denke mir, daß die sogenannten Schreiber der alten würtembergischen Verfassung, deren Einfluß auf das Volk so mächtig war, eine ähnliche Stellung eingenommen haben. Sie kennen ganz genau alle Familienverhältnisse der Bauern, und wer sich, wie mein

Schwager, Vertrauen zu gewinnen weiß, gehört mit dem Prediger zu den einflußreichsten Personen. Ich benutzte diese Gelegenheit und die Einsamkeit meines Aufenhalts, um ohne Störung mich mit den Bauernfamilien und ihrer Lebensweise so genau wie möglich bekannt zu machen. Und hier entstand zuerst der Entschluß, eine Darstellung des norwegischen Lebens zu wagen. Ueber die Form war ich noch nicht mit mir einig. Alle meine Erinnerungen von Norwegen, Alles, was ich mittelbar durch Freunde und Verwandte vernommen hatte, erhielt nun erst einen ordnenden Mittelpunkt. Ich war jetzt ein alternder Mann, lebte in sorgenloser und angenehmer Ruhe bei einer geliebten Schwester, bei einem geschätzten nahen Verwandten, der vollkommen kundig und willig war, mir eine jede nützliche Aufklärung zu geben. Mein früheres jugendliches Leben an der norwegischen Küste war doch sehr phantastisch, meine damalige Lage versetzte mich in einen gereizten Zustand und bildete einen völligen Gegensatz zu dem gegenwärtigen.

Mein Schwager hatte eben einen Auftrag vollendet, der ihn in eine seltsame Lage versetzte. Handelnde Engländer wollten eine Niederlassung begründen im

höhern Norden, in Baadöe, dem berühmten Stockfischfang bei Lofodden gegenüber. Es entstand ein Streit mit den Einwohnern, offenbar durch das eigennützige und zugleich übermüthige Betragen der Engländer. Die Streitigkeit ward so bedeutend, daß sie selbst eine bedenkliche Collision mit der englischen Regierung hervorrief. Die letztere forderte im drohenden Tone Genugthuung; schwierige diplomatische Unterhandlungen hatten stattgefunden, und mein Schwager ward nach Baadöe geschickt, um die Sache, als ein parteiloser aus einer entfernten Gegend, genau zu untersuchen. Verhöre fanden statt, viele Zeugen wurden vernommen, das Resultat der genauesten Untersuchung fiel aber zum Nachtheil der Engländer aus. Obgleich, wie es bei solchen Streitigkeiten mit Norwegern, die stolz und trotzig sind, gewöhnlich und unvermeidlich ist, auch ihr Betragen nicht ganz zu rechtfertigen war. Ich bin im Besitz aller Acten, und habe eine Abschrift aller Verhandlungen. Die Sache machte damals viel Aufsehen und ward nicht allein in Scandinavien, sondern auch in Frankreich und Deutschland besprochen.

Der Hof in Stockholm war nicht geneigt, der Einwohner in Baadöe wegen, sich in einen gefährlichen Streit mit den mächtigen Engländern einzulassen. Wie die Genugthuung, die den Engländern gegeben wurde, beschaffen war, weiß ich nicht mehr. Die Sache ward unterdrückt, und verursachte meinem Schwager viele Sorge und Verdruß. Es ist unmöglich die Acten durchzulesen, ohne zu fühlen, daß die Einwohner verdient hätten, in dieser Sache fester und entschiedener vertreten zu werden.

Dieses Ereigniß fing schon damals an, jene für Norwegen unangenehme Wendung zu nehmen. Hagerup gestand, daß die Einwohner in Baadöe, die wohl einige Hemmungen in dem Fischhandel, den sie bis jetzt ausschließlich getrieben hatten, durch die Engländer befürchteten, diesen mancherlei Hindernisse, die nicht ganz zu billigen waren, in den Weg gelegt hätten. Er hatte auch darauf aufmerksam gemacht, aber die höchst gewaltsame Weise, mit welcher diese verfuhren, hätte doch eine Rüge verdient; ihm war die ganze Untersuchung von vorn herein sehr unangenehm, und auch er fand sich durch meinen Aufenthalt erheitert.

Allmälig ward ich in der Gegend einheimisch, ich besuchte die in der Nähe wohnenden Bauern, ward mit ihrer Lage und Lebensweise vertraut, und die Einsamkeit und Ruhe des Daseins gefiel mir sehr. Auch machte ich die Bekanntschaft des ausgezeichneten, von Leopold v. Buch sehr gerühmten Probstes Pihl in Vang. Kleine Reisen in der Umgegend unterbrachen die Stille des häuslichen Lebens; auf dieser lernte ich die Gegend um Norwegens größten Landsee (eine Erweiterung des Flusses Lougen), und die einzige bedeutende Ruine einer Kirche der zerstörten und ganz verschwundenen Stadt Storhammer kennen. Sie war nicht unbedeutend, die Kirche muß ein ansehnliches Gebäude gewesen sein, wie der kleine Rest einer Wand mit großen Bogen hinlänglich zeigte. Sie ward von den Schweden verbrannt und später nicht wieder aufgebaut. Sie liefert den Beweis, daß in frühern Zeiten ein bedeutender Verkehr in dem Innern von Norwegen stattgefunden hat, der doch im Abnehmen gewesen sein mußte, als der Krieg ausbrach, weil sonst die Stadt wohl wieder erstanden wäre.

Jetzt hat der Landsee Dampfböte, und schon während meines Aufenthalts in Norwegen beschäftigte der

Gedanke, an irgend einem Ufer des Landsees wieder eine Stadt anzulegen, das Storthing sehr lebhaft. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hier, in einer verhältnißmäßig stark bevölkerten Gegend, wo Miösen eine leichte Verbindung in einem weiten Umfang gestattet, nach und nach ein Ladeplatz sich von selbst bilden wird. Das Gedeihen eines solchen Platzes zu befördern, wenn er von selbst und naturgemäß entstände, wäre freilich zweckmäßig, eine durch Opfer des Staats bewirkte Anlage desselben kaum zu rathen.

Zu meiner Zeit war viel die Rede von einem vermögenden Gutsbesitzer H., der, irre ich nicht, in keiner großen Entfernung von Hedemarken wohnte, und sehr viel dazu beitrug, halb sittlich verdorbene Einwohner in völlig verworfene zu verwandeln. Eine Masse Anklagen bedeutender Verbrechen lastete auf diesem H. Eine ernsthaft religiöse Denkweise ist vielleicht nirgends in Europa ein nothwendigeres Element des sittlichen Lebens als in Norwegen. Der unbesonnene Rationalismus eines schlechten Predigers vermag eine ganze Generation zu verpesten, und wo ein verbrecherischer, zugleich schlauer und mit den Gesetzen wohl bekannter Mann, wie dieser H., haust, sind die Folgen

entsetzlich. So zeigten sich Spuren roher Barbarei leider auch in der Gegend, in welcher ich lebte. Eine Frau war gestorben, und einige Tage, nachdem sie begraben war, fand man das eine Bein von der Leiche getrennt im Hause des trauernden Mannes, im Grabe aber die verstümmelte Leiche. Ueberhaupt gehörten die Einwohner in Hedemarken keineswegs zu den bessern im Innern von Norwegen. Das ächt nationale Bauernleben war hier mit der alten Tracht verschwunden, und die Männer besonders nahmen sich in dem schlecht zugeschnittenen städtischen Rock meist widerwärtig aus. Ein lüderliches Leben hatte sich besonders dadurch ausgebildet, daß noch kräftige Bauern schon in ihren besten Jahren dem erwachsenen Sohne das Gut überließen, sich selbst aber eine bestimmte Summe, und eine gewisse Menge von Lebensmitteln ausbedangen. Diese eingeschlichene Sitte hatte sehr üble Folgen. Die noch kräftigen Eltern verzehrten das Gut in Trägheit, und der Sohn betrachtete sie als eine beschwerliche Last. So bildete sich nicht selten ein Familienverhältniß, durch welches die Sittlichkeit in ihrer tiefsten Wurzel erschüttert wurde. Doch fand ich auch hier Familien, welche die uralten Sitten

festhielten und in deren Kreisen ich gern und häufig verweilte.

Keilhau, dieser genau beobachtende, scharfsinnige Geolog hatte so eben seine Untersuchungen über die Christianiaer Uebergangsgebirge bekannt gemacht, die zu der Zeit unter den Mineralogen viel Aufsehen erregten. Er war damals, wie noch immer im Sommer, in Bewegung, und ich traf ihn nicht in Christiania. Er suchte mich aber in Hedemarken auf, und von da an war er mein beständiger Begleiter. Die kurze Zeit, die ich in seiner Begleitung zubrachte, war überaus lehrreich für mich. Sie bildete den vollsten Contrast gegen das verworrene Herumtreiben des 21jährigen jungen Mannes in den wüsten Gebirgen. Jetzt ward ich nicht allein auf verwickelte Verhältnisse aufmerksam gemacht, sondern auch aufgeklärt; und über die Lebensweise der Bauern konnte ich wohl keinen gründlicheren Unterricht erhalten. Er selbst ist eine ächt norwegische Natur; an das harte Leben des nordischen Landvolks von Kind an gewöhnt. Oft, wenn ich das einzige Lager in einem Bauernhause erhielt, warf er sich auf den harten, meist nicht gedielten Fußboden hin und schlief ruhiger als ich im Bette. Er

ist am tiefsten in die wilden Jötunsgebirge, die durch Naumann und ihn erst bekannt wurden, eingedrungen, und die grauenhaften Gefahren der rauhesten Gebirgseinsamkeit hatte er, nur von einem kühnen Norweger begleitet, durchlebt. Er lief im Winter pfeilschnell auf den Schneeschuhen in die ödesten Gebirgsgegenden hinein; nahm an der Rennthier-Jagd Theil, und brachte einen großen Theil seines Lebens unter den Bauern zu, da wo sie von Handel und Politik entfernt, sich am reinsten erhalten hatten; er lebte mit ihnen und wie sie. So hatte ich an ihm einen so erwünschten Begleiter, daß die doppelte Absicht meiner Reise nie glücklicher hätte erreicht werden können. Er ist einer meiner treuesten, liebsten Freunde geworden, und wenn eine bestimmte Eigenthümlichkeit, die sich gewissenhaft und rein ausbildet, bedeutungsvoll erscheinen muß, so tritt Keilhau in den Kreis der ausgezeichnetsten Männer, deren Freundschaft zu erlangen ich das Glück hatte. Auch übte er über seine Umgebung eine große Gewalt, und seine ganze, sowohl bürgerliche als literarische Thätigkeit trägt das Gepräge einer unerschütterlichen Selbständigkeit. Es ist nicht leicht, in den festen Sinn eines solchen Mannes einzudringen,

auch gelang es mir selten, weil, was ich durch ihn erfuhr, sich auch in meiner Seele auf meine Weise gestaltete und aussprach. Doch erinnere ich mich nie, daß dadurch ein Streit entstand, und am liebenswürdigsten erschien er mir dann, wenn der starke Mann fast furchtsam und schüchtern, aber zugleich offen und freimüthig meine Auffassung zu berichtigen suchte.

Da meine Zeit, weil ich so lange bei meinem Schwager verweilte, mir kurz zugemessen war, so hatte ich Keilhau ersucht, mich in eine Gegend zu führen, die nicht zu weit entfernt lag, und doch das eigenthümliche Gepräge der innern, rauhern, norwegischen Gebirge trug. Wir reisten, von meinem Schwager und meiner Schwester begleitet, am Ufer des Miösen durch Ringsager, und setzten da, wo der Landsee sich gegen den obern Theil des Flusses zu verengen anfängt, über nach Biri. Hier verließen mich Schwager und Schwester, und wir reisten durch eins jener weiten, wahrhaft großartigen Thäler längs dem Abhange desselben. Die kühne weite Wölbung, die durch ein solches Thal gebildet wird, überwältigte mich. Alle Thäler ähnlicher Art, die ich früher gesehen habe, erschienen mir dürftig. Riesentannen, schlank, hoch

und mächtig, wie in keinem andern Lande, bedeckten die Abhänge über uns, während wir auf die dichte Masse der Waldung unter uns, wie in einen dunkeln Abgrund starr nordischer Vegetation hinabsahen. Die spärliche Bevölkerung ist in diesem gewaltigen Thale verborgen; die ausgerodeten cultivirten und bewohnten Strecken liegen geheimnißvoll in den Waldungen, und werden nur entdeckt, wenn man in diese hineintritt. Alles scheint wüste und öde, und man erstaunt über die wohl unterhaltenen Landstraßen, die man nicht durch Menschen, sondern wie durch einen Zauber entstanden glaubt. Wir kamen zu einem Gasthofe in Valders, der an der Landstraße zwischen Christiania und Bergen, die über den hohen Paß Fiile-Field führt, liegt. Hier mußten wir den Wagen zurücklassen, um durch ein enges Thal, eine Schlucht könnte man es nennen, zu reiten. Eine norwegische Meile jenseit dieser engen Passage liegt auf einer mäßigen Höhe eine Kirche, deren Gestalt mir sehr unangenehm auffiel. Tief in dem erhabenen weiten waldreichen Thale fuhren wir an einer alt norwegischen Kirche vorbei, die von betheertem Holz gebaut, mit einem schönen spitzen Thurme, dicht von Tannen umgeben, dem Thale

naturgemäß zuzugehören schien. Hier erblickten wir ein gegen seine geringe Höhe unverhältnißmäßig breites, achteckiges Gebäude; welches in moderner Art gebauet, mehr einem schlechten Gartenhause als einer Kirche ähnlich sah. Von Norden machte wohl ein leichterer Zugang zu dieser Kirche stattfinden; von Süden her bildete die enge Schlucht den einzigen Weg. Man konnte nur zu Pferde hingelangen, selbst die Leichen mußten auf diese Weise dahingebracht werden.

Wir erreichten nun ein bedeutendes und sehr wohl eingerichtetes Gehöfte, in welchem eine Familie von höherer Bildung lebte. Keilhau war, wie in allen Gegenden, welche ich mit ihm durchreiste, auch in diesem Hause bekannt. Wir wurden mit großer Freude aufgenommen, und brachten die Nacht nach einer vortrefflichen Mahlzeit dort zu, um den Morgen den Berg (Syndfieldet) zu besteigen. Der Gang durch eine sehr wilde Gegend war äußerst beschwerlich, und wir bräuchten einen großen Theil des Vormittages, ehe wir die Höhe, zwischen 4—5000 Fuß erreichten. Ich hatte zwar einige Mal auch in Schweden die Alpenregion kennen gelernt; sah dann allmählig die Wälder verschwinden, die Bäume verkrüppeln, und eine ganz

andere Pflanzenwelt umgab mich, hier aber durchwanderten wir bedeutende Ebenen, ganz mit Alpenpflanzen bewachsen. Besonders auffallend war es, wenn diese Pflanzen an feuchten Stellen die Bäume überwuchsen; ganze Gruppen von alten Weiden und Birken bildeten Zwergwaldungen, in welchen wir, wenn unsere eigene Höhe bis auf einen halben Fuß herabsänke, vollkommen wie in unseren jetzigen Waldungen herumwandern würden. Meine Phantasie rief diese Umwandlung hervor. Ich dachte mir einen Wald, in welchem ich wandelte, in welchem aber die gewöhnlichen Kräuter und Blumen eine solche Höhe erreichten, daß sie hoch über die Wipfel der Bäume hervorragten. Die Seltsamkeit war da und ein bloßes Höhenverhältniß machte sie unmerkbar. Allmälig stiegen wir in enge Schluchten, über Gerölle von mächtigen Steinblöcken, oft sehr steil, empor; der Weg ward immer beschwerlicher, immer öder und wüster; denn wir ließen die Sätereien (Sennhütten) hinter uns. Auch die Alpenvegetation ward immer spärlicher; wir hatten den Anfang der Schneelinie erreicht, und wanderten auf der Hochebene. Um uns her traten die Berge auseinander, ihre Höhe ward unbedeutend, kahle

Gebirge lagen in der traurigen Gegend; Schneeflächen, zwar nicht zusammenhangend, aber von bedeutendem Umfange, umgaben uns (es war in den letzten Tagen des Juli-Monats), es herrschte eine ahnungsvolle Stille; schon hier fingen die bloßen Massen an, ihre erhabene Gewalt, von keiner bedeutenden und lebendigen Einzelnheit gestört, unverkümmert hervortreten zu lassen. Vor uns, gegen Westen, erhub sich eine etwas höhere und gedrängtere Gebirgsreihe, und in der wüsten Gegend folgten ich und mein Neffe dem Keilhau, der mit einer Sicherheit, die wir bewunderten, zwischen den irre leitenden Bergen fortschritt. Es war schon Nachmittag; vollkommen heller Sonnenschein, und obgleich der Wind auf diesen kahlen Hochebenen nie verschwindet, war er doch so mäßig, daß er uns nicht beschwerlich fiel. An einem Flusse, der noch durch Gebirgswände geschützt fortströmte, hatten wir unser Mittagsmahl genossen und uns durch Wein gestärkt. Noch war der Horizont beschränkt, wir fanden uns von einem labyrinthischen Chaos von Gebirgshöhen umgeben, und diese zerstreuten Gebirge, die einen in der Gegend Unkundigen, wenn er allein umherirren und eine bestimmte Richtung verfolgen wollte, völlig ver-

wirren müßten, erschienen schauderhaft; er wäre dann den hier herrschenden Steinmassen völlig preisgegeben. Aecker, Wälder, Hütten und Menschen, ja ein jedes Thier war verschwunden; alles Lebendige lag fern ab, und schien von den kahlen Gebirgen in die Thäler hinabgesunken, in den Gebirgsmassen begraben. Hier gestaltete sich mir das Bild eines Wandernden, der sich immer tiefer in das Labyrinth zerstreuender Höhen verlor, bis jede Hoffnung, sich aus den verlockenden Gebirgen zu retten, verschwand. Es war schon einige Stunden nach Mittag; wir bestiegen die westliche Gebirgsstrecke, und da lag plötzlich vor mir etwas so Erhabenes und Großartiges, wie ich es bis jetzt nie sah. Mir waren die hohen Alpen, mächtigere Massen als ich jetzt sah, nicht fremd. Ich befand mich an der Grenze der Schneelinie. Von hier aus übersah ich einen Halbkreis von Gebirgen, der volle dreißig Meilen im Durchmesser hatte. Schneehättan (das höchste Dovre-Gebirge) entdeckte ich zwar nicht, aber Runbane, eine seltsame Gruppe von unter einander getrennten, fast kreisförmig zusammengehäuften Gebirgen, an das Dovregebirge angrenzend, bildete den äußersten Gesichtspunkt gegen Nordost; der mächtige Mugna-

Field, ganz in Schnee gehüllt, lag uns näher; die Hurrunger, die höchste norwegische Gebirgsgruppe in der wildesten, unbewohntesten Gegend von Scandinavien, lag purpurglänzend vor uns, ihre weiße Masse, etwa 3000 Fuß höher als mein Standpunkt, von der klaren Sonne beschienen, war uns überraschend nahe gerückt. Der ganze Zug, über welchen der höchste Paß nach Bergen führt, bis nach Hardanger Fieldene, wo wir Harteigen, etwas über 1000 Fuß höher als unser Standpunkt, sahen, bildete die Grenze unserer Aussicht gegen Südwest. Wir übersahen hier eine wellenförmige Ebene, in allen Richtungen von Thälern durchschnitten, wie zerrissen; die Berge der Hochebene, die unbedeutend schienen, würden doch, wenn man zwischen ihnen wanderte, hoch genug sein, um nach allen Richtungen die Aussicht zu verschließen, hoch genug, um den Wanderer völlig hoffnungslos in die Irre zu führen. Ich habe in der Novelle: „Die vier Norweger“ (Theil 6, S. 94) die Verzweiflung eines so herumirrenden, wie ich glaube, nicht ohne Glück mit einiger Naturwahrheit darzustellen gesucht. In Malcolm (Th. 1, S. 29) kömmt eine verwandte Scene unter andern Verhältnissen vor; die Grundlage bildet

eine Reise von Keilhau auf Schneeschuhen (Skier), der etwas Aehnliches, wie Storm's Begleiter, in einer Hütte erlebte, welche die Wandernden nach einer bedenklichen Fahrt über das schneebedeckte Gebirge spät und im Dunkel erreichten.

Die Ebene, die wir übersahen, würde, nach einer tropischen Gegend verlegt, ja selbst unter dreißig Grad nördlicher Breite, eine wohlthätig temperirte, höchst fruchtbare, für die menschlichen Bewohner vortrefflich sein; ein mächtiges Königreich könnte sich hier gründen: jetzt lag sie vollkommen wüste da, alles Leben war verschwunden. Wir entdeckten nur die Leichen von jenen nordischen Wandermäusen (Lemmingen), die auf einem Zuge im frühen Sommer, wahrscheinlich aus Mangel an Nahrung, umgekommen waren, und die Fährten von Rennthieren, die über die Fläche geeilt waren. In unserer Nähe und wo die eingesenkten Thäler breit waren, konnten wir soweit herunter sehen, daß wir, wie in einem tiefen Abgrund, die blaue leuchtende Fläche einiger Landseen erblickten.

Aber vor Allem riß mich der Gebirgskreis hin, der mich im Großen umgab, und die hohen glänzenden Schneeflächen wie eine mächtige Gegend umschloß.

Ich stand in der innersten Mitte vom südlichen Norwegen, von Trondheim und Lindesnäs (Norwegens südlichste Spitze), von Schweden und der westlichen Meeresküste fast gleichweit entfernt, ich konnte mich von der großartigen Umgebung nicht losreißen, die Sonne sank auf eine bedenkliche Weise. Zwar war es auf der Hochebene noch hell, aber je tiefer wir herunterstiegen, je enger wir von dem Gebirge umschlossen wurden, desto dunkler ward es. Wir erschienen bei unserm gastfreien Wirth erst gegen Mitternacht.

Hedemarken liegt schon ziemlich hoch. Als ich meinen Schwager wiederfand, und wir uns beeilten zurückzureisen, trat ein harter Frost ein. Wir kamen mit ziemlich strenger Winterkälte zu Hause an; es war der erste August. Eine so frühe Kälte ist freilich auch in diesen Gegenden ungewöhnlich.

In Christiania ging es sehr lebhaft zu; das Storthing sollte geschlossen werden, und man erwartete täglich aus Stockholm den Kronprinzen. Auch für mich traten Verhältnisse hervor, die mir angenehm waren. Aus vielen Gegenden, selbst entfernteren, eilten

alte Freunde herbei, die mich sehen wollten, und doch blieb ich, ich möchte sagen nur Stunden in Christiania. Keilhau begleitete mich abermals auf einer geognostischen Untersuchungsreise in der Umgegend von Christiania, in welcher die berühmtesten Naturforscher Entdeckungen gemacht hatten, welche so viel dazu beitrugen, die zu eben dieser Zeit herrschenden Ansichten in der Geognosie zu verbreiten; die anhaltend und in einer Reihe von Jahren von Keilhau durchforscht auch den neuen Ansichten manche Schwierigkeiten darboten. Als wir nach Christiania zurück kamen, wurden wir durch die Nachricht überrascht, daß Berzelius von dem Pariser Geognosten Brogniart begleitet, nach Christiania kommen würde. Diese Herren erwarteten den großen Naturforscher Davy aus London, und so schien es, daß nicht allein durch den Schluß des wichtigsten Storthings, durch die Gegenwart des Kronprinzen, sondern auch durch das Zusammentreffen von drei der berühmtesten Naturforscher, die Zeit meines Aufenthalts in Christiania verherrlicht werden sollte. Aber Davy kam nicht. Ein Brief an Berzelius meldete, daß er durch den für ihn so interessanten reichen Lachsfang an die westliche Meeresküste gelockt, und dort

festgehalten wurde. Berzelius hatte doch besonders, um mit ihm zusammenzutreffen, die weite Reise von Stockholm nach Christiania gemacht. Es war auffallend, wie Davy, den man durch sein inneres, phantasiereiches Leben sowohl, als durch seine großen Entdeckungen, die eine neue Physik schufen, zu den merkwürdigsten Menschen rechnen muß, sich bis zur Leidenschaft der neuen Mode der Engländer hingeben konnte. Es war die Zeit, als durch die fast gänzliche Vernichtung der Jagd in England der Fischfang eine herrschende Beschäftigung der reichen Einwohner ward, und sich auf eine bewunderungswürdige Weise ausbildete. Davy hat, wenn ich mich recht erinnere, eine eigene Schrift über den Fischfang herausgegeben. Auch nach Norwegen kamen damals schon manche Engländer als Angler. Ein solcher bewohnte im Gasthofe eine Stube neben mir; er war, wie seine Landsleute gewöhnlich, mit dem künstlich ausgearbeiteten Angelapparate versehen, der in eine sehr elegante Chatulle eingepackt war. Diese Engländer erschienen in Norwegen meist nicht sehr liebenswürdig; wenn sie im Innern des Landes dem Fischfange nachgingen, waren sie stumm und achteten nie auf die Einwohner.

Allerdings war ihre Geschicklichkeit fast unbegreiflich; in einsamen Gebirgsgegenden, wo es den Einwohnern kaum gelang, eine spärliche Fischermahlzeit zu finden, kamen sie mit ganzen Körben voll Fischen von ihren Fahrten zurück. Ein Deutscher oder Scandinavier würde sich gedrungen fühlen, eine solche Kunstfertigkeit den Einwohnern, so weit es möglich wäre, mitzutheilen. Selbst die Schwierigkeit, sich unmittelbar verständlich zu machen, würde sie von dieser wohlmeinenden Absicht nicht abbringen. Den Engländern schien ein solcher Gedanke völlig unzugänglich. Der stumme Hochmuth der Reisenden erregte den trotzigen Stolz der norwegischen Bauern, und wenn dennoch nur selten unangenehme Scenen stattfanden, so war es nur, weil der Norweger fühlte, daß, wie hochmüthig der Fremde sich auch stellen mochte, er dennoch ganz in seiner Gewalt und Gast war.

Brogniart bereiste die Umgegend, und entdeckte, wie sich von selbst versteht, allenthalben in den Gebirgsmassen Schmelzprozesse, wo sie Keilhau freilich nicht zu erkennen vermochte.

Ueberhaupt sind mir die chemischen Prozesse, aus welchen man die Bildung der Gebirge erklären will,

nicht bedeutender als die früheren Whistonschen und Burnetschen mechanischen Hypothesen. Ich gestehe, mir ist es unbegreiflich, wie diese irgend eine Aufmerksamkeit erregen können. Selbst technische Stümper erfinden Compositionen, deren Entstehungsweisen trotz aller chemischer Analysen Geheimnisse bleiben: und man meint durch die chemische Analyse der Fossilien, durch die Betrachtung der Gebirgsmassen hinter den Prozeß ihrer Entstehung zu kommen!

Als ich nach Christiania zurück kam, brachte ich meine Zeit höchst angenehm mit meinen Freunden zu. Prinz Oskar war angekommen, ich machte ihm meine Aufwartung. Er hatte eine vielseitige Bildung erhalten, war in vielen Fächern wohl unterrichtet, in der Physik und Chemie ein Schüler des Berzelius. Er war in Norwegen sehr geschätzt und beliebt, und die, wenngleich etwas zurückhaltende Weise, nach welcher er vorsichtig erschien, verschwand nach kurzer Zeit völlig; ohne daß er seine hohe Stellung vergaß, fand man ihn unbefangen, und er ließ sich gern in ausführlichere Gespräche ein.

Er war damals 25 Jahre alt. In seinem elften Jahre war er mit seinem Vater nach Schweden gekommen, und nun ein ächter Schwede geworden. Selbst etwas von der ruhigen und langsamen Art der nordischen Völker hatte er angenommen, so daß man in ihm die südfranzösische Herkunft nicht leicht ahnen konnte. Er zeigte sich gegen mich äußerst gnädig; ich wurde öfters eingeladen, und sah daher auch seine schöne Gemahlin; auch diese erschien sehr herablassend und freundlich, und mir war die Auszeichnung, die ich genoß, sehr angenehm. Beide sprachen schwedisch; der Prinz ganz wie ein Eingeborner, seine Gemahlin, in München erzogen, sprach vollkommen fertig deutsch. Einmal brachte ich auch mehrere Stunden nach der Tafel in dem Landsitze des Prinzen zu, und immer waren die Gespräche ernsthaft und bedeutend. Ich wagte einige Bitten vorzutragen, die mit Aufmerksamkeit angehört und huldreich genehmigt wurden; sie betrafen die Stellung einiger junger Männer, die sich ausgezeichnet hatten. Der Prinz zeigte in seiner schwierigen Lage eine große Ueberlegung und Gewandtheit.

Nach der Constitution von Norwegen sollte der Kronprinz von Schweden zugleich Statthalter von

Norwegen sein; es zeigte sich indeß bald, daß dieses mit Unbequemlichkeiten verbunden war. Seine Gegenwart in Schweden war nothwendig, man versuchte es, an seine Stelle einen schwedischen Großen nach Norwegen zu schicken, doch die Norweger, auf ihre Selbständigkeit eifersüchtig, waren damit unzufrieden. Aber in der letzten Zeit haben zwei Norweger, der Graf Wedel-Jarlsberg und Löwenskiöld, durch Geburt und Vermögen ausgezeichnet, diese hohe Stelle zur Zufriedenheit der Norweger bekleidet. Der Kronprinz war jetzt da, um den Storthing zu schließen, der lange über die gesetzliche Zeit gedauert, und der an Bedeutung, wie schon gesagt, alle früheren übertraf. Ich war dazu eingeladen.

Die Beschlüsse des Storthings konnten dem Könige nicht angenehm sein. Die Rede des Kronprinzen war unter diesen schwierigen Verhältnissen meisterhaft, und er sprach mit so ruhiger Haltung, daß ich ihn bewunderte.

In Christiania war damals noch keine, dem zukünftigen Beherrscher des Landes angemessene Wohnung. Der schöne Platz für das zukünftige Schloß auf einem Felsen in der Nähe von Christiania, mit einer weiten

Aussicht in die herrliche Gegend, sollte erst geebnet werden, und die schwierige Arbeit hatte eben begonnen. Zur Wohnung für den Prinzen war ein langes ein=stöckiges niedriges Haus gewählt; es hatte dem reichen Handelsherrn Behrendt Anker zugehört. In dem gro=ßen Speisesaale fand, nachdem das Storthing durch einen feierlichen Act geschlossen, das Mittagsmahl statt. Ich saß dem Kronprinzen gegenüber, Berzelius an meiner Seite, und die Unterhaltung war lebhaft und inter=essant. Nach dem Essen fand ein Gespräch mit dem Kronprinzen statt, welches mir eine bedenkliche Wen=dung zu nehmen schien. Der Gegenstand war die politische Stellung der Völker in Europa gegeneinan=der, und das Verhältniß zwischen Völkern und Regen=ten. Der Kronprinz hätte das Gespräch über einen solchen Gegenstand abbrechen können; und wer würde gewagt haben es fortzusetzen? Er that es nicht, er ging auf den Gegenstand ein, äußerte sich als der Sohn eines Königs, der die Revolution durchlebt und für sie gefochten hatte; und dennoch zugleich mit der Besonnenheit eines Königssohns, der bestimmt war, wenn auch nicht eigentlich unruhige, doch auf ihre Freiheit stolze Völker zu beherrschen. Der bedenklichste

Hofmann konnte mit seiner Rede zufrieden sein, und dennoch wußte er sich den wärmsten Beifall der Norweger, die uns in immer größerer Menge umgaben, zu erwerben. Ich nahm auf eine unbefangene Weise an dem Gespräche Theil, und begriff die große Popularität, die er in Norwegen besaß.

Gleich nach dem Schlusse des Storthings reiste der Kronprinz nach Stockholm zurück. Berzelius, wenn ich mich recht erinnere, folgte ihm; Brogniart war schon früher nach Paris zurückgekehrt, und ich brachte noch einige Tage in dem Kreise der Verwandten, der Freunde und meiner neuen Bekannten auf die angenehmste Weise zu. Unter diesen waren mir die Brüder Ström besonders werth. Der ältere, der mich auf der Straße in Christiania zufällig zuerst begrüßte, hatte die schöne Zeit in Halle, vor dem Ausbruche des unglücklichen Krieges, mit mir verlebt. Er bringt einen großen Theil seiner Zeit auf Reisen zu; ich traf ihn öfter in Deutschland, und noch hier in Berlin habe ich ein paar Mal das Glück gehabt, ihn wiederzusehen. Der jüngere Bruder suchte mich in Halle in der unglücklichen Zeit auf, brachte dort ein halbes Jahr zu, und erschien während der bedeutungsvollen

Zeit in Breslau, um als Freiwilliger an dem Kampfe Theil zu nehmen. Mit dem Kreuze bezeichnet kam er nach Norwegen zurück; es war eine tiefsinnige aber zugleich trübe Natur. Er hatte die weite Reise von Röraas nach Christiania zurückgelegt, um mich zu sehen: ich sah ihn nie wieder. Der um das norwegische Bergwesen sehr verdiente Mann ist in seinen besten Jahren gestorben.

Ich trennte mich mit Wehmuth von meinem Geburtslande; fing ich doch selbst an, in ein höheres Alter einzutreten, und ich hatte wenig Hoffnung, jemals Norwegen wieder zu sehen; besonders aber mußte ich bedauern, meinen alten Freund Jakob Aal, der durch eine zahlreiche Familie und durch einen bedeutenden Besitz in einer von Christiania weit entfernten Gegend festgehalten wurde, nicht gesehen zu haben.

Mit dem Packetboot reiste ich, von meinem Neffen begleitet, der sich sehnte, die Stadt seiner Geburt und frühern Kindheit wiederzusehen, nach Kopenhagen. Die Reise war kurz und glücklich, und ich freute mich, als wir das Kattegat eilig durchsegelten, einmal wieder den Genuß einer Seereise zu haben.

Es waren fast achtzehn Jahre verflossen, seit ich Däne-

mark das letzte Mal sah; ich selbst war damals als Emigrant mit dem Könige des Landes zerfallen, in einer sehr bedenklichen Lage: das Schicksal meines mütterlichen Landes schwebte mir vor; es hatte schon das bis dahin ruhige Dänemark verhängnißvoll ergriffen und in die zerstörenden Verhältnisse des grauenhaften Krieges, der ganz Europa in Verwirrung brachte, gewaltsam hineingeschleudert; aber erst als der unglückliche Friede geschlossen wurde, trat das Elend des Landes immer furchtbarer hervor. Das Geld, der Besitz war fast völlig werthlos. Hatten doch selbst der Neffe, der mich begleitete, und seine Schwester ihr kleines Vermögen ganz eingebüßt. Ein Besitz in Hirschholm, einige Meilen von Kopenhagen, hatte so durchaus allen Werth verloren, daß der zuletzt nothwendig gewordene Verkauf nicht einmal die geringen Schulden, die darauf ruhten, zu decken vermochte. Als der Knabe Kopenhagen verließ, war er in einer Lage, die ihm seine Selbständigkeit, bis er einmal eine sichere Stellung in der Welt erlangte, zu bewahren versprach. Die geliebte Mutter lebte damals noch. Jetzt kehrte der Knabe elternlos und ohne Vermögen nach der Geburtsstadt zurück. Er war be-

sonnen genug, um das Trübe seiner Stellung einzusehen; die Erinnerung an seine Kindheit war nicht ganz verschwunden; er freute sich, die Obristin du Plat, die Schwester seiner Mutter, und seinen Oheim wieder zu sehen. Auch ich konnte nur mit Wehmuth an die Stadt so vieler kindlicher und jugendlicher Erinnerungen zurückdenken. Zwei Brüder, (der dritte war schon früher gestorben), hatte ich verloren, und war nur allein übrig geblieben. Einen bedeutenden Theil meiner Freunde fand ich nicht mehr, die übrigen aber bekeideten meist ansehnliche Stellen. Mynster bekleidete die erste und ansehnlichste Predigerstelle, er war Hofprediger, Königlicher Confessionarius und Deputirter des Departements für die Universitäten und gelehrten Schulen. Die Gebrüder Oersted gehörten beide zu den angesehensten Männern des Landes. Der älteste war Deputirter der dänischen Kanzlei (der höchsten Regierungsbehörde des Staats); der zweite hatte seinen großen europäischen Ruf durch die wichtige Entdekkung, die eine Krise in der ganzen Physik bewirkte, schon begründet.

Während Oehlenschläger in Dänemark von einer übermüthigen Jugend, aber auch von dem alten Bag=

gesen angefeindet wurde, ward er von andern jüngern Dichtern vertheidigt, aber der Kampf vermochte das Ansehen, welches er mit Recht genoß, nicht zu schwächen; er war Professor der Aesthetik bei der Universität geworden. Alle meine Freunde hatten Orden erhalten. Der alte Rahbek lebte noch, und wenn auch sein großer Einfluß auf die Jugend nicht mehr derselbe war, so war er selbst doch unverändert. Hornemann, der Botaniker, in meinen jüngern Jahren mein Reisegefährte, als ich Schelling in Jena aufsuchte, war Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens, Vahls, meines alten Lehrers, Nachfolger; er genoß unter den Botanikern Europa's ein großes Vertrauen. So trat ich nun in Kopenhagen in die Mitte der bedeutendsten Männer des Landes, als ein alter, noch nicht vergessener Freund, und sah, in welchem schönen und viel versprechenden Kreise ich meine jüngeren Jahre verlebt hatte. Der alte Etatsrath, Professor Dr. Bang, mein Oheim, war gestorben; sein Sohn, den ich vor achtzehn Jahren in einer verhängnißvollen Lage, als jungen Studenten verließ, bekleidete die Stelle seines Vaters als Professor bei der Universität, und als erster Arzt bei

dem Friedrichs-Hospital. Die medicinische Schule in Kopenhagen besaß noch ihren alten Ruf. Hieronymüs Mynster, Bangs Stiefsohn, der früher jene Stelle bekleidete, war gestorben. Meine weitläufige Verwandtschaft hatte sich bedeutend vergrößert, allenthalben stieß ich auf eine hervorwachsende, mir verwandte Generation, und verwickelte mich zuletzt, da mein genealogisches Gedächtniß niemals bedeutend war, so in den Haufen der jungen Verwandten, daß ich sie fast immer unter einander verwechselte.

Schon früher habe ich es erwähnt, wie mich die Gnade des gegenwärtigen Königs, des Erbprinzen Christian, beglückte, wie gnädig er und seine Gemahlin mich auszeichneten, und wie erfreulich sein Vertrauen sich aussprach; auch wie es mir gelang, die verlorene Gnade des Königs mir wieder zu erwerben, und wie sehr über alles Verdienst meine Landsleute mich auszeichneten. So war mein Aufenthalt in Kopenhagen, wo ich durch die Gunst königlicher Personen, durch das Ansehen meiner Verwandten und jugendlichen Freunde getragen und gehoben wurde, freilich ein sehr heiterer.

Unter den Verwandten, die in der Zeit meiner Abwesenheit ein großes Ansehen erlangt hatten, und einen großen Einfluß auf viele Menschen ausübten, muß ich den seltsamen, aber auch genialen Grundtvig nennen. Meine Mutter hatte eine Menge Geschwister, irre ich nicht, zehn bis zwölf. Die älteste war die Pastorin Grundtvig; meine Mutter war von allen die jüngste. Die Predigerfrau hätte in ihrem höheren Alter einen Knaben geboren, der, als ich früher von Deutschland nach Kopenhagen zurückkehrte, eben die Schule verlassen hatte, um die Universität zu beziehen; meine Frau und ich, trafen ihn bei dem alten Professor Bang, bei dem wir öfter zu Tische waren. Er saß scheu und schüchtern da, und ich ahnete das Aufsehen nicht, welches er später erregen sollte. Meine öffentlichen philosophischen Vorträge, die damals in Kopenhagen eine so lebendige Theilnahme fanden, machten auf den jungen geistreichen Mann einen großen Eindruck, wie er selbst öffentlich gestand. Ich wußte nicht, daß er meine Vorlesungen besuchte, er selbst blieb mir fern, ich lernte ihn zu der Zeit fast gar nicht kennen. Aber wenige Jahre später vernahm ich, wie wunderbar und

originell er sich ausgezeichnet hatte; ich wurde zuerst aufmerksam auf ihn gemacht durch eine Aeußerung von Friedrich Schlegel, der ihn unter den jungen Schriftstellern Dänemarks hervorhob. Schlegel ward besonders zu ihm hingezogen, durch seine entschiedene religiöse Richtung, die in seinen jüngeren Jahren höchst eigenthümlich, ja gewaltsam hervortrat. Ich hatte damals, kurz vor meiner Abreise aus Breslau, eine kleine Schrift: „die falsche Theologie und der wahre Glaube," durch welche ich zuerst meine sich immer mehr entwikkelnde religiöse Ansicht andeutete, herausgegeben. Sie schien diejenigen, die bisher meinen Schriften einige Aufmerksamkeit geschenkt hatten, zu überraschen, und ich werde später Gelegenheit finden, darüber zu sprechen. Sie war, als ich nach Kopenhagen kam, ins Dänische übersetzt, und trug viel dazu bei, meine Bekanntschaft mit Grundtwig einzuleiten.

Durch den Einfluß, den er ausübte, durch den leidenschaftlichen Eifer, mit welchem er kämpfte, war er mehreren von meinen Freunden sehr unbequem: selbst der Physiker Oersted gerieth mit ihm in einen heftigen Kampf. Am beschwerlichsten war sein dogmatischer Eifer. Mynster und meine übrigen Freunde glaubten

wohl, daß ich einigen Einfluß auf ihn haben könnte, aber dieses war hier, wie bei solchen Veranlassungen immer, nicht der Fall. Seine religiösen Lehren trug er hart und entschieden vor, und diese waren, wenn auch nicht selten genialisch, doch jederzeit einseitig. Wie damals, so geht noch immer neben seiner Religion die nordische Mythologie, die er fast eben so sehr verehrt, und in welcher er bedeutende Kenntnisse besitzt. Das letztere Studium hängt genau mit seinem Ultradanismus zusammen, und es gab Epochen in seinem literarischen Leben, in welchen er unbefangen glaubte, daß die Dänen Vorzüge vor allen Völkern der Erde hätten, daß sie bestimmt wären, die ganze europäische Cultur zu leiten, und da sie nicht mächtig genug waren, sich selbst auf diesen erhabenen Standpunkt zu stellen, so schien er zu erwarten, daß Napoleon durch seine Siege jene Vorbereitungen treffen würde, welche den Dänen für ihre erwartete große geschichtliche Bedeutung die Bahn brechen sollten. Er versteht nicht bloß die isländische, sondern auch die angelsächsische Sprache sehr gründlich, und hat Biöwulfs Drapa aus dem Angelsächsischen ins Dänische übersetzt; geistreich und auf ganz eigenthümliche Weise.

Er hat sich in die alte nordische Sprachweise hineingedacht und geschrieben, und offenbar dadurch einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der neuen scandinavischen Sprachen gehabt. Selbst diejenigen, die in religiöser Hinsicht seine Gegner sind, vermögen der Macht seines Geistes nicht ganz zu widerstreben. Seine mythologischen Studien hängen genau mit seinem einseitigen Danismus zusammen. Je mehr er in diesen hineingerieth, desto wärmer schloß er sich den Engländern an, die ihm freilich manche, bis dahin unbenutzte Quellen eröffneten; dagegen ist sein Haß gegen die Deutschen ein fast unversöhnlicher. Es giebt, behauptet er, in Europa zwei Urstämme, die noch frisch hervorwachsen aus ihrer mythologischen Urquelle, weil sie die alten Sprachen behielten; es sind die Griechen und die Scandinavier. Alle die übrigen Völker wären secundäre, die Römer mit den Griechen, die Deutschen mit den Scandinaviern verglichen; daher sollte die lateinische Sprache bei dem Unterricht nicht mehr die herrschende sein, vielmehr, wenn auch nicht vernichtet, doch zurückgedrängt werden, und eben so die deutsche Sprache ihre eigentliche Bedeutung durch die scandinavische erhalten. Er hat sowohl Snorre Stur-

leson als Saxo Grammaticus übersetzt; jenen aus dem Isländischen, diesen aus dem Lateinischen. Man muß eigentlich sagen, er hat seine Vorstellungen von den Texten wiedergegeben, und dieses ist wohl auch von der Uebersetzung des obengenannten angelsächsischen Gedichts zu sagen. Ich glaubte einen Widerspruch darin zu finden, daß er ein so großer Verehrer von Luther ist, und doch ein Feind der Deutschen, da wohl kein Mann ein reineres Erzeugniß seines Vaterlandes war, keiner weniger allein stand, als dieser. Aber, ohne daß er, wie ich glaube, es ausdrücklich äußert, hat er doch den Luther in der spätern Zeit weniger hervorgehoben. Das Nicäische Glaubensbekenntniß ist ihm jetzt alles, und diese gewaltige Präcipitation mag, ohne daß er es weiß, doch in einer geheimen Verbindung mit seinem Haß gegen die Deutschen stehen.

Um die gelehrte römische Bildung zu verdrängen, und besonders die deutsche Theologie, die den Rationalismus erzeugte, zu bekämpfen, verlangt er eine Laien-Bildung der gesammten Geistlichkeit. Die theologische Gelehrsamkeit soll ein Monopol der theologischen Facultät werden. Welch eine Quelle der Bildung würde im Lande verschwinden, wenn jede Spur gelehrter

Erziehung aus der ganzen Masse der Predigerfamilien verschwände!

Seine christliche Gesinnung ist warm und eifrig; er war sein ganzes Leben hindurch ein Opfer seiner redlichen Ueberzeugung; seine Kanzelreden haben einen großen Ruf, und er ergreift seine Zuhörer tief: aber welch einen mächtigen Contrast bildet er Mynster gegenüber. Diesen habe ich mit Fenelon vergleichen können, und sein Einfluß auf die Einwohner von Kopenhagen ist in einer langen Reihe von Jahren sehr mächtig gewesen; denn er weiß eben die Gebildeten und Verbildeten aus der Verwirrung des Tages, aus den Kämpfen geistiger Verlockungen besonnen und ruhig nach der Alles umfassenden und reinigenden Quelle des Christenthums hinzuweisen. So hoch ich aber auch meinen Jugendfreund schätze, so theuer er mir ist, und so sehr ich seine Ueberzeugung theile, so bin ich doch weit entfernt zu glauben, daß dieser Gegner ihm nicht heilsam wäre. Grundtvig hat ihm zwar manche Hindernisse in den Weg gelegt, manche Störung veranlaßt, aber auch den religiösen Ernst gestärkt.

Ich habe etwas ausführlich von diesem merkwürdigen Manne gesprochen, man muß ihn in der That

so nennen; durch Geist wie durch Kenntnisse zeichnet er sich aus, und wird jetzt in seinem höhern Alter sehr geschätzt.

Ich verließ Kopenhagen und bereiste Seeland, vor Allem Helsingör und Roeskilde, die Städte meiner Kindheit, und besuchte dann meine Schwester und Schwager in Fyen. Ich eilte nach Berlin, wo ich im November ankam. Den Winter brachte ich mit verlängertem Urlaub in Berlin zu, und hielt Vorträge für die Studirenden über Anthropologie, die sehr besucht wurden. Die Generalin Helwig, geborne von Imhof, die bekannte Dichterin und Uebersetzerin von Tegners Frithjofs Saga, deren Bekanntschaft ich auf eine höchst angenehme Weise in Dresden gemacht hatte, bewies mir jene freundschaftliche Güte und Liebenswürdigkeit, wodurch sie immer jedem, der ihr nahe kam, bekannt war. Da bei mehreren Berliner Damen der Wunsch entstand mich zu hören, ich aber nichts weniger verstehe, als eine öffentliche Anzeige zu entwerfen, wurde die gütige Generalin mein Secretair; ich unterschrieb nur, und General Gneisenau, damals

Gouverneur in Berlin, überließ mir den großen Saal im Gouvernementshause als Auditorium. Ich brachte auf diese Weise den Winter unter Verwandten und Freunden sehr angenehm zu.

Die letzten Jahre in Breslau.
1825 — 32.

Im Jahre 1825 kam ich nach Breslau zurück, und indem ich die sieben letzten Jahre meines Lebens in dieser Stadt, in welcher ich eine so lange Zeit verlebte, überblicke, wird es mir recht klar, wie durchaus der Mensch in seiner Art und Weise fixirt ist, wenn er ein halbes Jahrhundert seines Lebens zurückgelegt hat. Schlechte wie gute Gewohnheiten haben sich dann festgesetzt, und sind wohl nicht mehr auszurotten. Neue erwirbt man kaum nach dieser Zeit, und eine vollkommene Umwandlung, selbst wenn man sie erlebt zu haben glaubt, beruht wohl meist auf einer Selbsttäuschung. Die Gesinnung kann durch religiöse Richtung reiner, oder durch immer zunehmende Verkehrtheit unreiner werden, aber die einmal bestimmt gewordene, durch eine lange Vergangenheit

ausgebildete, in gerader Richtung gesund gewachsene, oder verschobene und einseitig gewordene Eigenthümlichkeit läßt sich nicht verdrängen; man fliegt wohl träumend über sie heraus, aber die strenge Gegenwart scheucht uns schnell in eine meist strafende Wirklichkeit zurück, und man muß sich, kaum mit sich selbst zufrieden, fortschleppen, wie man einmal geworden ist. Ich sah dies wohl ein, wenn ich mich selbst betrachtete, und dennoch hatte ein günstiges Geschick mir einen frischen, regen Lebensstrom geschenkt, der wenigen zu Theil wird. Daher werden die Menschen, wenn sie im höhern Alter sich ihr Leben vergegenwärtigen, in der Darstellung immer, und zwar nothwendig, objectiv. Die Jugend lebt frisch auf in der Erinnerung. Das höhere Alter ist abgeschlossen, alles scheinbare Neue gehört, wenn wir es genauer betrachten, doch mehr oder weniger einer Vergangenheit zu, und ist das Product einer Entfaltung, nicht einer frischen Entwickelung. So können wir wohl der Welt, können uns selber neu erscheinen; ich werde also mehr von dem, was sich äußerlich durch mich gestaltete, in der spätern Zeit meines Lebens als von dem, was ich erlebte, zu reden haben, mehr von Andern als von mir

selber. Es ist schwierig, denn die Täuschung, daß man etwas Entscheidendes zur wesentlichen Gestaltung eines Menschen beigetragen hat, schleicht sich bei anregenden Naturen gar zu leicht ein. Dazu kömmt die Ueberzeugung, daß wir in den Jünglingsjahren die Menschen, die uns nahe treten, doch vorzüglich über sich selbst aufklären, und an sich selbst verweisen müssen.

Unter diesen erinnere ich mich besonders gern meines Verwandten und Freundes Waagen, Director der hiesigen Gemäldesammlung. Seine Eltern kannte ich schon vor seiner Geburt, sie waren meiner Frau nahe verwandt, ihn selbst sah ich zuerst als Kind im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, als ich die heitere, geistesfrische und reiche Zeit in Dresden zubrachte; in dem glücklichen Jahre, da ich zugleich meine Frau kennen lernte. Sein Vater hatte eine Sammlung von Gemälden zusammengebracht, unter welchen einige sehr vorzüglich waren, und Waagen ist recht eigentlich unter Bildern aufgewachsen. Da ich als Emigrant in Hamburg im Jahre 1807 ihn eben noch als einen Knaben wiederfand, erschien er mir bedeutend und hatte etwas Auffallendes und Ungewöhnliches. Wenn

seine jüngeren Brüder spielten, zog er sich still und einsam in eine Ecke zurück, und wir fanden ihn dann fortdauernd mit der Voßischen Uebersetzung der Odyssee beschäftigt; er war in diese so vertieft, daß er auf nichts Anderes achtete, und in der That schien er damals schon mehr mit den anmuthigen Bildern griechischen Lebens, als mit der Gegenwart beschäftigt. Der Vater verließ Hamburg und zog nach Altwasser bei Waldenburg in Schlesien, wo ein Freund ihm eine Wohnung anwies, groß genug, um seine Gemälde-Sammlung aufzustellen, während Verwandte und Männer, die ihn schätzten, ihn als Künstler beschäftigten. Waagen besuchte zu der Zeit das Gymnasium in Hirschberg, und war im Begriff die Universität zu beziehen, als der Krieg 1813 losbrach. Er trat unter die Freiwilligen und brachte in Paris seine Zeit in einer Bildersammlung zu, wie die Geschichte niemals eine ähnliche sah. Seine Phantasie hatte fortdauernd in den Schulen, vorzüglich der italienischen Maler, gelebt, er war mit diesen schon damals auf eine ungewöhnliche Weise bekannt, und verstand es, sich darüber belehrend zu äußern. Die wißbegierige Jugend, die kämpfend und siegend nach Paris

gekommen war, bildete auf dem Museum einen horchenden Kreis um ihn.

Nach dem Kriege bezog er die Universität zu Breslau. Mein Schwager Raumer trat ihm eine Stube ab, und er gehörte zu unserm gemeinschaftlichen Familienkreise. Jetzt entstand die Frage, welchen Weg er für seine Zukunft wählen sollte. Der Gegenstand, der ihn bis dahin und schon in seiner frühesten Jugend beschäftigt hatte, der den Mittelpunkt aller seiner fleißigen und ernsthaften Studien bildete, schien doch als Lebensberuf zu bedenklich. Er war für die wissenschaftliche Kunstgeschichte auf eine Weise gewonnen, wie gewiß wenige Menschen; sein Vater lebte fortdauernd in der Erinnerung der schönen Jahre, die er ganz der Kunst gewidmet, in Italien zugebracht hatte. Tieck, der so lebendig dazu beitrug, den Sinn für die Kunst in Deutschland zu wecken, war sein naher Verwandter, und dieser übte eine geistige Gewalt über den Kreis, der ihn umgab, der keiner zu widerstehen vermochte. Die Neigung, den Gegenstand ganz zu beherrschen, der ihn von Kindheit an gewaltsam ergriff, war durch den innern Trieb, wie durch äußere Verhältnisse, fortdauernd gewachsen.

Ich besann mich durchaus nicht; Waagen schien mir berufen den Weg zu gehen, der fast ausschließlich vor ihm lag. Europa war beruhigt, der gemeinschaftliche Feind, der alle frühere Verwickelung der Völker in Vergessenheit gebracht hatte, war vernichtet und ein langjähriger Friede zu erwarten. Der Kunstsinn, der mit dem Anfange des Jahrhunderts so lebhaft die Gemüther in Bewegung setzte, mußte auch die Staaten als solche ergreifen, und zwar auf eine ganz andere Weise als in der frühern friedlichen Vergangenheit. Bedeutende Sammlungen mußten entstehen, die Kunstgeschichte ein wesentliches Element der Bildung der Zeit werden. Zwar fand man eine hinlängliche Menge Kunstenthusiasten, malende und nicht malende, aber Männer, welche die Geschichte der Kunst als ein ernsthaftes, gründliches Studium betrachteten, waren noch sehr selten, und nach diesen, meinte ich, müßte nothwendig und immer dringender die Frage entstehen. Waagens Neigung, sich der forschenden Betrachtung bedeutender Kunstproducte zu widmen, hatte nichts von jenem leicht lodernden Enthusiasmus; die Kunst war ihm die fortbildende Natur der Geschichte, und zog ihn an, wie diese den Physiker. Besonders fiel

mir schon damals bei dem jungen Manne Etwas auf, was für mich entscheidend war. Auf dem Magdalenen-Gymnasium in Breslau befand sich eine Sammlung ausgezeichneter älterer Kupferstiche vorzüglicher Bilder, auch Originale deutscher Künstler. Professor Manso, der berühmte Director des Gymnasiums, hatte die Güte, mir die bedeutendsten Hefte nach einander zur Durchsicht zu überlassen. Ich selbst hatte zwar eine Menge Bilder gesehen, hatte gesucht den Sinn für die Kunst zu bilden, und wenigstens so viel gewonnen, daß ich mir sagen konnte, der geistige Genuß, der mir zu Theil ward, war mir eine innere Wahrheit, nichts Gemachtes oder Geziertes: aber jene Sicherheit des Urtheils, die alles Schwankende und Unbestimmte verdrängt, traute ich mir doch keineswegs zu. Waagen hatte zwar schon damals, nicht in Paris allein, sondern auch in Deutschland, Manches gesehen, aber doch nur flüchtig und ohne jene Muße der Betrachtung, die, um den Eindruck der Bilder fest zu halten, erforderlich scheint. Nun war ich in der That erstaunt über das hervorragende und seltene Bildergedächtniß. Ich habe es oft auf die Probe gestellt. Ich nahm Kupfer mehr oder weniger bekannter Bilder in Paris

oder anderswo, deren Originale er, wie ich wußte, gesehen; er mußte mir, ehe ich ihm den Druck vorlegte, die Gruppe und die Stellung der einzelnen Figuren beschreiben, und dieses geschah mit einer Genauigkeit, die mich überraschte. Noch merkwürdiger war es mir, wenn er irgendwo eine geliehene Figur, eine Reminiscenz des Künstlers entdeckte. Wenn er die ursprüngliche Gestalt nachwies, erkannte ich sie sogleich; nie wäre es mir aber gelungen, sie selbst zu entdecken, und wie das Festhalten und Wiedererinnern scharfer Verhältnisse ein mathematisches, wie das Gedächtniß umfassender Compositionen ein musikalisches, so muß man wohl durch ein solches Bildergedächtniß ein künstlerisches Auffassungstalent als entschieden angezeigt betrachten. Es ist hinlänglich bekannt, auf welche überraschende Weise Waagen eben dieses Talent ausgebildet hat; je mehr die Menge der Bilder wächst, die er seit 30 Jahren in allen europäischen Ländern in großen öffentlichen und Privatsammlungen kennen gelernt hat, je genauer er die oft höchst bunten Schicksale dieser Bilder seit ihrer Entstehung verfolgt hat, desto sicherer scheint er sie zusammen zu fassen, und

bei einer jeden leisen Andeutung steht das entfernte Bild lebhaft und in sicheren Umrissen vor ihm.

Jetzt ist Waagens umfassende Bilderkenntniß allgemein bekannt, man weiß, mit welcher Sicherheit er das ganze Reich der Gemälde umfaßt und überschaut. Die Bilder, die aus den großen Hauptquellen der Malerei, aus Italien und aus den Niederlanden auswanderten, hätte er nie vermocht auf ihrer oft seltsamen Wanderung durch Europa so zu verfolgen, und so bedeutende Beiträge zur Kunstgeschichte zu liefern, wenn er nicht von diesem bewunderungswürdigen Talente unterstützt worden wäre. Ich habe mit großer Freude seine Entwickelung und den Gang seiner Fortschritte begleitet, so wie ich überhaupt mich immer glücklich fühlte, wenn irgend ein junger Mann mit Entschiedenheit eine bestimmte Richtung verfolgte, und frühzeitig das unsichere akademische Schlendern aufgab. Ich halte mich für überzeugt, daß die Studien und Schriften meines Freundes für die Ausbildung der aufblühenden Kunst von Wichtigkeit sein werden, so wie sie ja auch nicht in Deutschland allein eine große und allgemeine Anerkennung gefunden haben.

Was ein Lehrer, besonders wenn er einigen Ein-

fluß auf eine bedeutende Jugend ausübt, ausgerichtet hat, vermag er wohl selbst am wenigsten zu beurtheilen. Eben die erfreulichste Wirksamkeit ist die verworrenste, denn sie regt nur eine eigenthümliche Thätigkeit an, und zwischen aller äußern Einwirkung und der Quelle der eigenthümlichen erzeugenden Thätigkeit liegt ein Abgrund, der sich nie ausfüllen läßt; eben deswegen kann ich nur in freudiger Erinnerung diejenigen ausgezeichneten Männer, die in ihrer Jugend mich mit ihrer Zuneigung beglückten, vorüber gehen lassen; daß sie sich mir anschlossen, ihre freiwillige Zuneigung, und was sie zu mir hinzog, giebt mir die tröstliche Ueberzeugung, daß ich nicht vergebens gelebt habe.

Unter denen, die mir auf eine solche Weise nahe traten, gedenke ich auch der Gebrüder Müller, Söhne des Superintendenten Müller in Ohlau. Selten ist wohl ein Vater so glücklich wie dieser. Der älteste, Otfried, ward von den Gelehrten in ganz Europa verehrt, sein frühzeitiger, unerwarter Tod ward, nachdem er in seiner Wissenschaft eine bedeutende Krise hervorgerufen hatte, überall mit tiefer Trauer vernommen. Der zweite, Julius, hatte vom Anfange seiner Studien

an, eine ernsthafte Richtung, er war erst Jurist und ging, nachdem er in Breslau studirt hatte, hier eine juridisch-philosophische Preisfrage beantwortet und den Preis gewonnen hatte, nach Göttingen, und kam, um seine Selbststudien zu verfolgen, als Theolog nach Breslau zurück. Es war mir ein schönes Zeichen einer erwachenden, tief religiösen Zeit, als dieser klare, ruhige Geist sich entschloß, eben in den reiferen Jahren der größern Ausbildung, die Jurisprudenz mit der Theologie zu vertauschen. Nur zu oft hatte ich gerade den entgegengesetzten Tausch erlebt, ja anrathen müssen. Junge Männer vertrauten mir sehr oft die Zweifel, mit welchen sie zu kämpfen hatten, und die sie nicht zu überwinden vermochten; ich mußte ihnen oft genug rathen, den bedenklichen Kampf aufzugeben, indem ich mich für überzeugt hielt, daß die Folgen für die stille religiöse Gesinnung gefährlich werden müßten, wenn dieser Kampf immer von Neuem gewaltsam durch ein Studium, zu welchem man nicht berufen war, hervorgelockt würde. Der umgekehrte Fall, der freilich seltener war, ist mir nie erfreulicher als bei Müller erschienen. Leider mußte ich nur zu oft gestehen, daß die Ueberzeugung, die sich zu leicht theolo-

gisch beruhigte, fast immer mit einer großen geistigen Beschränktheit verbunden war, und doch sah ich es ein, daß die bedeutende Richtung der Zeit, die neue ächt christliche Epoche, die anfangen will, wie im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, mit großer geistiger Freiheit ächte Frömmigkeit zu verbinden, eben dazu da ist, alle Zweige geistiger Thätigkeit zu umfassen, zu beherrschen und zu reinigen. Daher war mir der Eifer und die geistige Sicherheit, mit welcher Julius Müller sich der Theologie zuwandte, so bedeutend und wichtig. Es ist kaum möglich, seine Schriften zu lesen, ohne von dem heitern, tiefen, in sich selbst klaren Geiste ergriffen zu werden. Selbst diejenigen Werke, die für die Erbauung bestimmt sind, ziehen durch geistige Anmuth und Reichthum an, und ich war immer geneigt, sie denen meines Jugendfreundes, Bischof Mynster, die ich zu den vorzüglichsten unserer Zeit rechne, an die Seite zu stellen. Ich muß es ein Glück nennen, daß nicht wenige meiner Schüler in meinem Alter meine Lehrer geworden sind, und wie gern nenne ich unter diesen Julius Müller.

Aber Eduard Müller, der dritte, jüngste Bruder, ist in der That nicht weniger bedeutend, wenngleich

äußerlich weniger vom Geschick begünstigt. Julius Müller war zwar einige Jahre hindurch Landprediger in einer entfernten Gegend Schlesiens, erhielt aber dann noch in seinen besten Jahren einen Ruf als Universitätsprediger nach Göttingen, wo er einige Jahre später in der Mitte des wissenschaftlichen und literärischen Verkehrs, zwar im Anfange mit Schwierigkeiten mancherlei Art zu kämpfen hatte, aber doch die Gelegenheit fand, sich als Lehrer bemerkbar zu machen, als gelehrter Theolog sich auszuzeichnen, und selbst anregend, auch fortwährend angeregt ward. Eduard dahingegen brachte seine besten Jahre als Gymnasiallehrer in der entfernten Oberschlesischen Stadt Ratibor zu, und mußte es für ein Glück ansehen, daß er als Prorector nach Liegnitz versetzt wurde. Er ist tief und scharfsinnig, wie seine Brüder. Die Betrachtungsweise seiner Schriften, die Aufsehen erregt haben, ist entschiedener philosophisch, und daher wohl auch dem Fachgelehrten fremdartig. Mir trat er dadurch näher, daß er mit großer Entsagung sich in seiner Jugend mit meinen Schriften beschäftigte. Es giebt, glaube ich, nur Wenige, die sie genauer kennen; ich muß freilich bedauern, daß der Gang meiner Bildung und

Kenntnisse mir nicht erlauben, seine philologischen Schriften zu beurtheilen.

Drei andere Brüder, ebenfalls Predigersöhne, waren ebenso durch Geist und Studium ausgezeichnet; es waren die Gebrüder Suckow. Der älteste lebte ein paar Jahre hindurch fast wie mein Sohn in meinem Hause; er war auf der Universität unter den Studirenden wegen des Ernstes seiner Studien allgemein geschätzt, zog sich aber von den Studirenden völlig zurück und arbeitete mit unglaublichem Eifer. Die ganze Richtung seines Geistes war eine höchst eigenthümliche, seine Natur eine durchaus systematische, er verlor sich grübelnd in die Consequenz eigener Gedanken, und obgleich seine streng dogmatischen Studien mir fremd waren, erregten sie dennoch mein lebhaftes Interesse; ja es giebt kaum irgend einen Menschen, von welchem ich, noch während er für meinen Schüler galt, so viel gelernt habe. Er hat eine Schrift herausgegeben, genannt: „Drei Zeitalter der christlichen Kirche, dargestellt in einem dreifachen Jahrgange christlicher Perikopen,“ sie ward 1830 gedruckt; ich bin überzeugt, daß dieses kleine Werk sehr beachtenswerth ist, aber eben die tiefsinnig systematische in der eigenen innern

Consequenz sich verlierende Darstellung, so wie die strenge Auffassung, macht das Lesen beschwerlich, und das Buch hat weniger Aufmerksamkeit erregt, als es verdient.

Der zweite Bruder, Professor der Theologie in Breslau, hat sich auf eine ganz andere Weise ausgezeichnet, und da er zugleich Prediger ist, einige Vorurtheile gegen sich erweckt. Er trat noch als Candidat unter den Namen Posgaru als Verfasser einer Novelle hervor, die Aufsehen machte und Beifall gewann. Er ist geistreich und nimmt an der Bewegung seiner Wissenschaft in dieser Zeit lebhaft und mit Erfolg Antheil. Ich erwarte, daß die begonnene Monatsschrift, der Prophet, eine bedeutende und würdige Stellung in dem Kampfe einnehmen wird, der für die ganze Gegenwart so wichtig ist, und immer entschiedener hervortreten muß. Der dritte Bruder ist wenig genannt, aber ebenfalls ein Prediger, der mit großem Eifer für seine Studien lebt.

Es ist nicht meine Absicht, einen jeden jungen Mann, der mein Auditorium besucht, meine Vorträge mit einigem Interesse gehört, und sich persönlich mir angeschlossen hat, zu nennen, um mir dadurch etwa

die Miene zu geben, als hätte ich mir um ihn und seine Bildung besondere Verdienste erworben. Die Zahl ist nicht gering, und ich habe bis auf den heutigen Tag Beweise erhalten von dem Einflusse, den ich ausübte, nicht selten auf eine überraschende Weise. Die Genannten aber gehören in der That zu meinen genauesten Freunden. Das bedeutende, und in vieler Rücksicht bedenkliche Thema der jetzigen Zeit hat uns schon vor einigen zwanzig Jahren mit vielem Ernste beschäftigt. Das Verhältniß nämlich der Religion zur Philosophie.

Manche Frage, die jetzt mit Leidenschaftlichkeit behandelt wird, ja wohl für neu gilt, war uns schon damals Gegenstand ernsthafter Betrachtung, und wenn gewöhnlich die Schüler mit Dankbarkeit die Zeit erwähnen, die sie, sich ausbildend, mit ihren Lehrern zubrachten, so darf ich mich rühmen, von meinen Schülern gelernt zu haben. Ein solches Leben ist nicht ohne Reiz, und ich erinnere mich der Stunden, die ich mit diesen Männern verlebte, jederzeit mit Freuden.

Freilich fanden sich unter meinen Zuhörern auch solche, die mit meinen Vorträgen keinesweges zufrieden waren, unter diesen nenne ich besonders den

talentvollen, durch seine Schriften bekannt gewordenen Laube. Vor Allem aber muß ich noch einmal vom Professor Braniß reden, dessen Studien zwar, so wie die der Gebrüder Müller und Suckow, eine andere Richtung nahmen als meine, der mich aber vorzüglich an die schöne Zeit im Anfange des Jahrhunderts erinnerte. Aus dieser Quelle hat er, der ältere, unmittelbar geschöpft. Eine lange Zeit hindurch mußte ich seines Umganges völlig entbehren, die große Schwierigkeit seiner Lage, mit welcher er zu kämpfen hatte, zog ihn in stille Einsamkeit zurück. Erst spät, als eine von ihm beantwortete Preisschrift der Akademie der Wissenschaften in Berlin die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, als die Kritik der Schleiermacherschen Dogmatik Aufsehen erregte, trat er mehr hervor, und unsere, mir so lehrreiche Verbindung ward immer inniger, für mich immer wichtiger.

Ein Ereigniß, welches Aufsehen erregte, muß ich noch erwähnen. Den berühmten Akustiker Chladni hatte ich schon früher hier und da auf seinen Reisen, wenn er in den verschiedenen Städten Vorträge über die Akustik und über die Meteorsteine hielt, angetroffen. Dieser seltsame und originelle Mann, der sich

an ein herumstreifendes Leben gewöhnt hatte, liebte in seiner trocknen pedantischen Lebensweise eine große Unabhängigkeit von allen äußeren Verhältnissen: er gefiel sich in der vorübergehenden freundlichen Aufnahme, die er, wo er hinkam, zu finden pflegte. Die Vorträge über die ganz bestimmten und interessanten Gegenstände seiner Studien hatte er völlig in seiner Gewalt, und sie waren hinlänglich anziehend, um immer von neuem Zuhörer anzulocken Es ist begreiflich, daß die Entdeckungen der Klangfiguren, die er mit großer Gewandtheit und Sicherheit darzustellen vermochte, so wie die Meteorsteine, wenn man sie sah und die Art ihrer Bildung hörte, immer von neuem überraschen mußten. Der kleine, wunderliche, grillenhafte Mann hat das Erz zu seinem Denkmal aus den Welträumen gesammelt, und mit den flüchtigen Figuren des Klanges bezeichnet. Er war mir in jeder Beziehung ein psychisch merkwürdiger Mann. Geboren in Wittenberg, blieb, wenn auch die Stadt selbst nicht, doch die Gegend, seine Heimath, in welcher er einige Monate im Jahre in Kemberg zubrachte, wo er völlig zurückgezogen lebte; von hier aus bereiste er die verschiedenen großen und kleinen Städte in Deutschland,

indem er nach Verlauf mehrerer Jahre dieselben immer von neuem wieder besuchte. Die häuslichen Sorgen hatten ihn von der Ehe, die unvermeidliche Abhängigkeit, die mit der Annahme eines Amtes verbunden war, von einer jeden festen Anstellung zurückgeschreckt. So blieb er ohne alle engere Verbindung mit den Menschen, und die vorübergehende Berührung hielt jene Verwickelungen von ihm entfernt, die nicht selten das Leben verbittern. Auch lernte er durch seine Lebensweise Manches entbehren, was dem verwöhnten Hausvater, der sich von seiner Familie pflegen, und dem alt gewordenen Lehrer, der sich von seinen Zuhörern verehren läßt, nothwendiges Bedürfniß geworden ist. Die Einsamkeit bildete den seltsamen Menschen immer launenhafter aus; die beschränkten Gegenstände, die ihn ausschließlich beschäftigten, schlossen ihn immer mehr ab, und wenn sonst Männer, die, wie er, ein herumstreifendes Leben führen, eine große Beweglichkeit zu erhalten pflegen, wenn die wechselnden Ereignisse der Zeit sie anzuziehen und hinzureißen pflegen, so ward er immer einseitiger; man glaubte einen Mann zu sehen, der Kemberg zum ersten Male verließ. Die Naivität, mit welcher er sich

darstellte, bildete mit der durch Gewohnheit entstandenen Sicherheit, mit welcher er hervortrat, eine seltsame Mischung, seine eigenthümliche Erscheinung konnte Keinem beschwerlich fallen, sie ergötzte vielmehr, weil ein jeder wußte, daß sie nur kurz dauern konnte. Sein Ruf, der keinem Menschen in den Weg trat, kam ihm allenthalben zu Statten, und er wäre ohne allen Zweifel Mitglied der berühmtesten Akademien geworden, wenn die seltsame Lage, in welcher er lebte, nicht seine Wahl verhindert hätte. Daß er eine Krise in der Akustik hervorgerufen hat, war er sich sehr wohl bewußt, und aus der Unruhe beständiger Reisen entstand eine Gestalt, wie sie sich sonst in häuslicher Ruhe und in dem Lehnstuhl der Studirstube auszubilden pflegt. Er hatte kaum einen eigentlichen Freund, wohl aber waren ihm eine Menge selbst bedeutender Männer mit Wohlwollen zugethan. Jedesmal, wenn ich ihn traf, in Halle, in Leipzig, in Berlin, zuletzt in Breslau, sah ich ihn gern und oft; in seinem siebenzigsten Jahre 1825 oder 1826 kam er nach Breslau. Wie immer, reiste er auch diesmal wie ein junger Mensch ohne irgend eine Begleitung; miethete sich in einem bürgerlichen Hause ein, aß hier und da an

einem öffentlichen Orte, und verließ ebenfalls ohne Begleitung Abends spät die Gesellschaften, die er besuchte, wie ein Student mit seinem Hausschlüssel in der Tasche. Er hatte in Breslau eine Menge Zuhörer erworben, und es gelang mir, für ihn ein ansehnliches Diner zu veranstalten, welches von den Gelehrten nicht allein, sondern auch von einer Menge gebildeter Beamten, ja selbst von den höchsten Behörden besucht wurde. Ein solches Ereigniß stimmte ihn sehr heiter, und seine Unterhaltung in den Abendstunden, die er bei mir zubrachte, war äußerst fröhlich. Oft sprach ich mit ihm über seine Lage, und wie bedenklich, ja gefährlich sie jetzt in seinem siebenzigsten Jahre zu werden anfinge. Er aber war völlig unbesorgt. Gasthöfe und wechselnde Wohnungen waren ihm so zur Gewohnheit geworden, wie die stille Bücherstube anderen alten Gelehrten.

Eines Abends, zur gewöhnlichen Theestunde, traf er mit mehreren Freunden bei mir zusammen; das Gespräch war lebhaft und die Unterhaltung zog meine Gäste so an, daß sie sich erst ungewöhnlich spät trennten. Chladni war in seinen Genüssen äußerst mäßig; an diesem Abend trank er mehr Thee als gewöhnlich,

die Rede kam auf das Sterben, und er äußerte den Wunsch, schnell und unvermuthet der Erde entrückt zu werden. Mit vieler Laune erzählte er einen Sterbefall, der ihm beneidenswerth erschien: Ein Gourmand saß bei einem glänzenden Diner, er hatte mit vielem Appetit eine Menge der leckersten Gerichte genossen, aber der größte Genuß war noch zu erwarten; eine Straßburger Gänseleberpastete ging ihm über Alles; sie erschien, die Augen glänzten dem Gaste, als sie aufgetragen wurde, sie bewegte sich durch den Bedienten auf ihn zu, schon war es ihm, als genösse er sie, da traf ihn ein Schlagfluß und im Moment war er todt! — So erzählte der alte, aber völlig gesunde, lebensfrohe Mann. Der Musikdirector Mosewius, mein Freund, begleitete ihn nach seiner Wohnung, die nicht sehr weit von uns entfernt war. Er gestattete ihm nicht, ihn die Treppe hinauf zu begleiten. Die Wirthin brachte ihm ein Licht und entfernte sich. Den andern Morgen um 6 Uhr ward ich durch einen Boten geweckt. Die Wirthin hatte, wie gewöhnlich, das Frühstück herauf getragen, und fand Chladni vom Schlage getroffen in einer Ecke auf dem Fenstertritt hingestreckt. Ich eilte nach seiner Wohnung und sah

ihn eben so. Es war klar, daß der Schlagfluß ihn schon am späten Abend, kurz nachdem er die Gesellschaft verlassen, getroffen hatte. Den Rock hatte er ausgezogen, er trug zwei Taschenuhren, die eine war aufgezogen und lag neben ihm, die zweite war er im Begriff gewesen aufzuziehen, sie war ihm bei diesem Geschäft aus der Hand gefallen.

Dieser überraschende Todesfall ward durch den Wirth und mich sogleich den Gerichten angezeigt. Chladni war auch in seinen finanziellen Verhältnissen pedantisch ängstlich; er führte eine nicht unbedeutende Geldsumme mit sich; Alles war in der größten Ordnung; man fand darüber ein genaues Verzeichniß. Eine höchst werthvolle Sammlung von Meteorsteinen, die er zur Erläuterung seiner Vorträge auf der Reise mit sich führte, hatte er nach seinem Tode für die Mineraliensammlung der Universität in Berlin bestimmt.

Schon vor der Reise nach Norwegen war ich mit dem Feldmarschall Grafen York in ein für mich interessantes Verhältniß getreten. Ich habe mein vorübergehendes Zusammentreffen mit ihm im Kriege schon erwähnt.

Einst beehrte er mich mit seinem Besuche, und der Grund desselben überraschte mich sehr. Graf York hatte in seinem ganzen Leben etwas, seine glänzende Laufbahn Begleitendes, Verhängnißvolles, obgleich er bis zu der höchsten militärischen Stufe im Staate stieg und den größten militärischen Ruf erwarb, den ein Krieger überhaupt in unsern Tagen zu erlangen vermag.

Das frühe Jugendleben des Grafen York ist sehr dunkel. Daß er in seinem 13ten bis 14ten Jahre als Fähnrich in den Dienst trat, und nach einiger Zeit denselben wieder verlassen mußte, ist der ganzen Armee und auch in weitern Kreisen bekannt. Der Grund dieser unglücklichen Katastrophe liegt aber völlig im Dunkeln, und da die Lebensereignisse eines Mannes, der eine so große Rolle in der Geschichte gespielt hat, so weit als möglich aufgehellt zu werden verdienen, so glaube ich, was ich durch günstige Verhältnisse auf sichere Weise erfahren habe, mittheilen zu dürfen. Ich erhielt diese Nachrichten durch einen mir günstig gesinnten, hochgestellten Offizier; ihre Wahrheit kann auf jede Weise verbürgt, und einer geschichtlichen Quelle gleichgestellt werden.

Die plötzliche Entfernung des jungen Fähnrichs aus dem Kriegsdienste war bis jetzt für die Armee ein völliges Räthsel, sie schien einen Schatten auf das frühe Jugendleben des berühmten Helden zu werfen, um desto weniger trage ich Bedenken, den Grund dieser harten Strafe bekannt zu machen, da sie sowohl auf den Charakter des jungen Mannes, wie auf den des alten Königs, Friedrichs des Großen, ein helles Licht wirft. Die That, die ihm den heftigsten Zorn des Königs zuzog, war zwar eine höchst unbesonnene, aber keine solche, deren Veröffentlichung nach dem, was bekannt geworden ist, seinem Rufe zu schaden vermag. Der junge Graf v. York war in Bromberg als Fähnrich angestellt, als eben der baierische Krieg beendet war. Ein Offizier des Regiments ward beschuldigt, in diesem Kriege geplündert zu haben, und das in der Armee herrschende strenge Ehrgefühl forderte seine Bestrafung. Man war moralisch von der Thatsache überzeugt, die sich juridisch schwer beweisen ließ; ein Verein von Offizieren des Regiments erklärte daher den Beschuldigten in Verruf, und Graf York wohnte der Versammlung bei, in welcher der Beschluß gefaßt wurde. Kurze Zeit nachher sollte v. York mit diesem

ältern Offizier die Wache beziehen, und in seiner Begleitung sich dahin verfügen. Er weigerte sich; und als er sich ihm gegenüber stellen sollte, kehrte er den damals gebräuchlichen Sponton um und steckte die Spitze in die Erde, ein Zeichen des erklärten Verrufs. Der ältere Offizier ließ den Fähnrich dieses subordinationswidrigen Verfahrens wegen sogleich entwaffnen und verhaften; die Offiziere, die den Verruf erklärt hatten, mochten die unbesonnene That des jungen Mannes nicht vertreten, sie ward dem alten Könige angezeigt, und York mußte aus dem Dienste treten. — Man muß doch schon in seiner Jugend Vieles von ihm erwartet haben. Ein auf seinem Gute lebender Herr v. Korf nahm sich des verlassenen Jünglings an, und dieser hielt sich eine Zeit lang bei ihm auf. Der Herr, dem ich diese Nachricht verdanke, lebte damals als Knabe in der Familie, und sah den jungen Fähnrich oft. Er zog natürlich durch seine, wenn auch tadelnswerthe, doch äußerst kühne, und aus einem strengen militärischen Ehrgefühle hervorgehende That die Aufmerksamkeit auf sich, und der Eindruck, den er machte, ist dem alten Herrn klar und bestimmt geblieben. Jener erschien ihm als ein schöner und angenehmer

Jüngling, der den Beifall der Gesellschaft leicht gewann. Doch trat er, selbst nach einer so harten, seine ganze Zukunft, wie es schien, vernichtenden Katastrophe, sehr entschieden, ja trotzig auf. Auch Graf Yorks Kleidung zog die Aufmerksamkeit des Knaben auf sich. Er durfte freilich keine Uniform tragen, behielt aber den blauen Rock, trennte jedoch die rothen, zurückgeklappten Rabatten von dem Kleide, und knöpfte die Klappen übereinander. Herr v. Korf suchte Jedermann für ihn zu gewinnen; er wandte sich an einen Offizier höherer Stellung in Königsberg, den Grafen v. Kaiserling, der, wie man erzählt, mit dem Kronprinzen, dem nachherigen Könige Friedrich Wilhelm II. in einem sehr vertrauten Verhältnisse lebte. Auch dieser interessirte sich sehr lebhaft für York, aber Alles war vergebens. Der alte König wollte ihn durchaus nicht nennen hören. Es blieb kein anderer Ausweg als ein auswärtiger Kriegsdienst. Der Kronprinz, der nicht aufhörte, sich für ihn zu bemühen, wandte sich an seine Schwester, die Erbstatthalterin in Holland, und diese verschaffte ihm eine Anstellung in holländischen Diensten. Er ging mit Truppen nach dem Cap. Hier blieb er einige Jahre und kam noch vor dem

Tode des Königs zurück. Er wagte sich nun nach Preußen, in der Hoffnung, daß der Zorn des Königs verschwunden wäre. Es wird erzählt, doch läßt es sich nicht so sicher geschichtlich begründen, daß bei einem Manöver York nach einer Verabredung sich dem Kronprinzen näherte, und nun an seiner Seite fortritt. Der König, sagt man, ritt auf sie zu, blickte beide sehr scharf an, ohne sich zu äußern, und gleich nach dem Manöver erhielt der Kronprinz den strengen Befehl, für Yorks schnelle Entfernung Sorge zu tragen.

Als Graf York die Holländischen Dienste verlassen hatte, und wieder zurückgekehrt war, wandte er sich in einer Bittschrift an den König und erhielt folgende Antwort:

„Vester, lieber, besonderer. Nach seiner eigenen Anzeige von Gestern, hat er auf der Flotte unter dem Befehl des Französischen Generals Suffren gedient. Wenn er also den Seedienst wohl verstehen mag, so ist doch nicht zu vermuthen, daß er sich zum Landdienst schicket und dazu sind doch einzig und allein bestimmt, die neu er-

richtet werdenden Frei-Regimenter, seines wohl affectionirten"

Friedrich.

Potsdam am 3. Febr. 1786.

Auf diese Cabinets-Ordre kam York von neuem ein, und erhielt nachstehende zweite Antwort:

„Bester, lieber, besonderer. Ich muß nach seinen letzten Seediensten billig Bedenken tragen, ihn bei der Infanterie wieder anzustellen, und würde es eben so viel sein, als wenn ein Koch wollte Tanzmeister werden. Von seiner ersten Antwort kann demnach, auf seine Bitte von Gestern, nicht abgehen, sein sonst seinwollender affectionirter

Friedrich.

Potsdam den 4. Februar 1786.

Man kann nicht leugnen, daß diese Antworten ganz dem Geiste des alten Königs entsprechen.

Merkwürdig scheint es mir nun, daß Friedrich II. einen Offizier mit so großer Hartnäckigkeit von seinem Heer entfernt hielt, der bestimmt war, in diesem eine so glänzende Rolle zu spielen; denn daß der junge York gleich nach dem Tode Friedrichs wieder in das preußische Heer eintrat, versteht sich von selbst. Be-

merkenswerth ist es aber auch, daß die erste Jünglingsthat des Helden weissagend die glänzende That verkündigte, die auf das Schicksal Europas einen so großen Einfluß gehabt hat, und die doch auch nicht so ganz den strengen Formen des Dienstes entsprach.

York sprach gern von seinem Aufenthalt am Cap und erzählte öfter Anekdoten von dem dortigen, mit dem Preußischen wenig übereinstimmenden Kriegsdienste und von der Eigenthümlichkeit der dienenden Hottentotten.

Hier ist nicht der Ort, eine Lebensbeschreibung des Grafen zu liefern, selbst wenn ich es vermöchte. Seine nicht seltenen Mittheilungen waren zu kurz abgebrochen und wenig zusammenhängend und meine Berührungen mit ihm betrafen fast ausschließlich seine Familie. Als seine Stellung im Leben immer glänzender ward, war es natürlich, daß auch sein Name ihm als ein Bedeutendes erschien; ein Geschlecht in der Geschichte für alle Zeiten zu begründen, dessen Stifter er war, erschien ihm wichtig, ja bildete die ihn ganz beherrschende Absicht seiner letzten Jahre. Aber in dieser Rücksicht hatte er in seiner Familie ein wunderbares Unglück. In seiner Ehe hatte er eine Menge Kinder erhalten,

wenn ich nicht irre, neun; sechs waren gestorben. Der jetzt gealterte Held hatte sich aus dem Kriegsdienste zurückgezogen und machte bekanntlich den Feldzug von 1815 nicht mit. Er hatte noch zwei Söhne und eine Tochter; der älteste Sohn hatte eben das Alter erreicht, um in den Kriegsdienst treten zu können. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der alte General, so wichtig es ihm auch war, ein Geschlecht zu begründen, doch beide Söhne dem Vaterlande geopfert hätte. Der zweite hatte die Jahre noch nicht erreicht.

Als die siegreichen Preußen nach der Schlacht bei Belle Alliance Paris besetzten, fanden einige Gefechte in der Umgegend statt; der junge Graf York stand bei den Husaren, und bei einem kleinen Gefechte zwischen Paris und Versailles ward er mit einer geringen Mannschaft von einer weit überlegenen angefallen, seine Mannschaft aus einander gejagt, und der junge Offizier fiel in feindliche Gewalt; er aber glaubte, wie erzählt wird, daß ein Sohn des großen Grafen York nicht als französischer Gefangener leben dürfe; er wehrte sich verzweiflungsvoll bis zu dem letzten Augenblick, und fiel. Jetzt ruhte nun die ganze Hoffnung des zu begründenden Geschlechts auf dem

zweiten Sohne, und die Sorge des Vaters brachte diesen zu mir. Der Graf übertrug mir die unbedingte Aufsicht über seinen Sohn. Ich sollte ihm zwar nicht Unterricht geben, wohl aber diesen leiten, und die Lehrer bestimmen, bis er zur Universität reif sei. Ich gestehe, daß, so ehrenvoll das Vertrauen mir war, ein so wichtiges Geschäft mir doch bedenklich schien. Ich hatte nie gern die Aufsicht über Knaben, und mein ganzes Leben hindurch, selbst als Jüngling unter andern nur auf solche junge Männer anregend gewirkt, die der Selbstbestimmung fähig waren. Doch fand ich mich durch das Vertrauen eines so großen Mannes so geehrt, daß ich mich verpflichtet glaubte, der Aufforderung zu genügen. Mehrere Jahre hindurch sah ich nun den jungen Grafen täglich in meinem Hause, und der besorgte Vater erschien oft bei mir, so wie ich wiederholt aufgefordert wurde, ihn auf seinem Gute Klein-Oels zu besuchen.

Wenn von irgend einem Manne, kann man wohl mit Recht vom Grafen York sagen, er sei durch das Leben gebildet. Das Einzige, was er einer Schule verdankte, war die praktisch-militärische Ausbildung; daher behielt auch diese eine Herrschaft über sein Urtheil

als Krieger, und er ließ nur hier und innerhalb der Grenzen der praktischen Ausübung eine Schule gelten. Alles, was ihm außerhalb dieser zu liegen schien, hatte in seinen Augen nur geringen Werth, und der umsichtig gebildete Generalstab, wie er sich während des Krieges und nach dem Kriege gestaltete, hatte manchen harten Angriff von ihm zu dulden. Alles, was einen Entschluß im Kriege erst herbeiführen sollte, fand ihn gewöhnlich unentschlossen und besorgt; alle Berathschlagungen des Generalstabes waren ihm bedenklich, und er gehörte fortdauernd zu den Unzufriedenen. Aber diesen schwankenden Zustand trug er allein oder mit wenigen Freunden. Die Armee erblickte ihn nie so. Denn war der Entschluß gefaßt, war die bestimmte Kriegsthat unvermeidlich, dann standen ihm alle Mittel zu Gebote, er beherrschte alle ihm gegebene Verhältnisse, und war bei einem jeden Schritte fest und unerschütterlich. So erschien er unter den Truppen. Daher hat nicht leicht ein preußischer Feldherr der neuern Zeit eine größere Gewalt über seine Umgebung ausgeübt, als er. Er war unerbittlich streng und hart; wenn er einen Entschluß gefaßt hatte, nie zu beugen. Aber eben die unabweichbare Nothwendigkeit,

die seine Befehle einer Naturgewalt gleichstellte, erweckte das feste Vertrauen. Wo man weiß, daß man sich fügen muß, da scheint dasjenige, was geboten wird, wie das Naturgesetz zu unserem Wesen zu gehören. Wir unterwerfen uns diesem, und fühlen uns dennoch durch die Unterwerfung frei. So bildet sich jene tiefe, innige Einheit des Gehorsams und der stolzen Freiheit, so entsteht nicht knechtische Schwäche, sondern feste, starke Selbständigkeit — eine Einheit, die freilich den zuchtlosen Schwätzern unserer Tage völlig unbegreiflich ist.

Es ist bekannt, wie entschieden und stark diese stolze, kriegerische Gesinnung bei den Yorkschen Truppen vorherrschte; so ward die große That möglich, die dem ganzen Kriege seinen Ursprung gab, wie das Gepräge, welches er trug. Seit Friedrich II. hat kein deutscher General einen größern Einfluß auf seine Truppen gehabt, er konnte ihnen Alles bieten, sie gehörten ihm unbedingt.

Seine Gesichtszüge sprachen die eiserne Gesinnung aus, und hatten etwas Finsteres und Gebietendes. Dieses machte bei dem ersten Empfange besonders einen imponirenden Eindruck, um so mehr, da er die

Gewohnheit hatte, bei einem zwar äußerlich höflichen, aber doch zugleich zurückhaltenden Benehmen mit einem durchbohrenden Blick, den er durchaus in seiner Gewalt hatte, einen jeden jungen Mann, der ihm zuerst nahe trat, zu prüfen. Ich habe es gesehen, wie er jüngere Offiziere auf diese Weise in eine große Verlegenheit setzte. Es war schwer ihm zu gefallen, und ich habe Männer gesehen, die, wie muthig sie sonst sein mochten, durch seinen Empfang in eine unangenehme Lage versetzt wurden. Wer sich aber zu benehmen wußte, der konnte schnell seine Gunst erwerben. Wenn er in die Stadt kam, erschien er öfter in meinen Abendgesellschaften und ließ sich dann vollkommen unbefangen gehen; selbst die Studenten, die dort nicht selten erschienen, überwanden dann schnell die Scheu vor dem grauen Helden, obgleich seine Aeußerungen meist hart und tadelnd waren, und er selten seine Zufriedenheit mit den Zuständen des Staats oder der Wissenschaft äußerte; aber die Urtheile waren gewöhnlich so allgemein, daß sie die Anwesenden nicht trafen, und eine scherzhafte Ironie stumpfte die Spitze ab; er konnte dann, obgleich seinem Charakter nie entsagend, höchst liebenswürdig sein. Wer ihn zu

behandeln wußte, konnte ihn und zwar desto leichter, je entschiedener man ihm entgegentrat, gewissermaßen beherrschen, und meine Stellung war glücklicherweise so völlig unabhängig, daß ich mich nicht erinnere, persönlich irgend eine mir unangenehme Berührung mit ihm erlebt zu haben. Einige der Offiziere, die zu seiner nächsten Umgebung gehörten, übten scheinbar eine große Gewalt über ihn aus, aber im Hintergrunde blieb der unerschütterliche eigene Wille, der sich nicht immer auf gleiche Weise gestaltete. Daher hatte der Sohn eine schwere Aufgabe, und ich ward, zwar in einem viel engern Verhältnisse, an Friedrichs II. Schicksal in seiner Jugend, seinem Vater gegenüber, erinnert, wenigstens glaubte ich es nun begreifen zu können. Eine äußerst milde, kränkliche Mutter vermochte den Sohn nicht zu schützen; jemehr dieser heranwuchs und eine selbständige Gesinnung äußerte, destö bedenklicher ward seine Lage.

Sein Lehrer, mit dem er in einem Hause zusammenwohnte, war der jetzige Schulrath Brettner, der seine Fähigkeit als Lehrer später kund gegeben hat, und Professor Schneider der Jüngere übernahm den Unterricht in den Sprachen.

Ich habe mit dem alten Helden manchen seltsamen Auftritt erlebt, und als der Sohn sich der Universitätsprüfung unterwerfen sollte, zeigte der Vater eine Aengstlchkeit, die mich überraschte. Jener bestand sie sehr gut, aber die größte Schwierigkeit trat doch hervor, als nun der Sohn des Feldmarschalls als Student unter den übrigen leben wollte. In der That hatte die Stellung bei einer Universität, wo eine große Menge armer Studirender lebte, die wenig Erziehung genossen hatten, ihre große Schwierigkeit.

Der junge Graf studirte in Breslau und Berlin, und machte in der Gesellschaft des jetzigen Generals von Willisen eine Reise durch England, Frankreich und Italien. Während seiner Abwesenheit ward die Mutter immer kränklicher, sie sehnte sich sehr nach ihrem Sohne, und beschäftigte sich in den letzten Tagen nur mit ihm. Die traurige Botschaft traf ihn wenige Meilen von seiner Heimath. Die Mutter sah ihn aber nicht mehr. Ich habe im innigen Vertrauen alle die wichtigsten Ereignisse des Jünglings mit erlebt. Ich begleitete seinen Vater zum Grabe, wie den alten Blücher. Er lebt jetzt als unabhängiger Ehrenmann auf seinen großen Besitzungen, und hat den lebendigen

Sinn für höhere geistige Bildung behalten. Ich habe mir an dem früheren Schüler einen treuen Freund erworben, und mit Freude gedenke ich der kurzen Zeit, die ich vor wenigen Jahren in seinem Hause zubrachte. Seine liebenswürdige, geistreiche Frau ist meine theure Freundin, und dieses zarte Verhältniß macht mich stumm. Doch muß ich an Braniß Zueignung seiner Geschichte der Philosophie erinnern, sie ehrt beide.

Etwas über zwanzig Jahre (von meinem 38sten bis zu meinem 59sten Jahre) brachte ich in Breslau zu, und in dieser Zeit lernte ich freilich Stadt und Provinz genau kennen. Kaum giebt es einen Stand oder eine Classe der Einwohner, die mir unbekannt blieb; aber eine Richtung meiner Beschäftigung, die freilich mehr äußerlich und zufällig war, darf ich doch nicht unerwähnt lassen. Es war die Kunst in ihren verschiedenen Bildungsmomenten. Am wichtigsten ward mir, und zwar je älter ich ward, desto entschiedener, die Musik; darf ich auch nicht behaupten, die Fähigkeit, ein kunstgerechtes Urtheil über sie zu fällen, erlangt zu haben, so schloß sie doch eine reiche Welt immer weiter für mich

auf, und natürlich ganz besonders die ernstere, die religiöse Seite. Ich verdanke dies vor Allen meinem Freunde von Winterfeld. Man kennt seine großen Verdienste um die Geschichte der Kirchenmusik, seine gründliche Kenntniß derselben und ihrer Geschichte. Schon in seinen jüngern Jahren in Rom, als er es auf sich nahm, alte Notensammlungen zu ordnen, fand er Gelegenheit, einen großen Schatz unbekannter Musikalien zu copiren und zu sammeln, und in einer Reihe von Jahren hat er in Schlesien, so weit die gewissenhafte Verwaltung seines Amtes es ihm erlaubte, die große Menge von Musikalien studirt, die man aus den Klöstern zusammenbrachte, um eine Sammlung für die Bibliothek, die sich an die Universität anschloß, anzulegen, so wie er sich auch um die Ausbildung der Musik im Ganzen große Verdienste erwarb. Wir hatten abwechselnd in unsern Familien kleine Concerte. In diesen wurde fast ausschließlich alte Kirchenmusik aufgeführt, die Stücke eines Leo, Pergolese, Durante unter den älteren italienischen Musikern, und besonders Gabrieli, der dem Freunde in geschichtlicher Rücksicht so wichtig war; von den Neuern vor Allen Händel. Es ist begreiflich, daß der völlig Unkundige, der keine

Note kennt, keinen andern Maaßstab für sein Urtheil hat, als sein Gefühl, als den unmittelbaren subjectiven Genuß; aber dieser wird nothwendig gesteigert, je genauer man ausgezeichnete Compositionen kennen lernt. Durch diese eröffnet sich das ganze geistesschwangere Geheimniß der Kunst, und ergreift uns immer tiefer, immer gewaltiger. Besonders ist in dieser Rücksicht mir Händels Messias wichtig geworden; keine Musik spricht mich so unmittelbar an, wie dieses große Oratorium, und etwas später Bachs Passion. Für diese Compositionen habe ich, wie für Glucks Iphigenie und für Felix Mendelssohn's Paulus, ein ganz entschiedenes Gedächtniß, welches sonst, selbst wenn die herrlichste Musik mich am tiefsten ergriffen hat, mir gänzlich fehlt. Wer mich kennt, der weiß, wie die Musik mich in einer bestimmten Richtung ganz zu überwältigen vermag, wie ich eine tiefe, erschütternde Rührung durchaus nicht beherrschen kann; es ist mir dann als athmete ich in einer geistigen Atmosphäre: und wie die heitere Lebensschwangere Luft die unendliche Zukunft der Natur aufschließt, Licht athmet und jede Gestaltung mit allen in die große Einheit des gemeinschaftlichen Lebens versenkt, und eine jede aus dieser wieder in der innern

Unendlichkeit ihrer bestimmten Form hervorhebt, um sie von neuem zu verschlingen, so nimmt die bedeutende Musik alles geistige Leben in sich auf; und ich habe es einsehen lernen, wie die Sehnsucht, die mich von früher Kindheit an durchdrang, und mit Natur und Geschichte verband, ihren freien Athemzug erlangte, getragen und erfrischt wurde durch das tiefe Geheimniß der Töne. Das wollen die Wenigsten begreifen, daß in der Musik das sinnliche Moment des ganzen Daseins am mächtigsten vom Geistigen durchdrungen ist; daß das, was die bunte Welt dem Auge giebt, der ganze Reichthum der unendlichen Natur, die ganze zukunftschwangere Gegenwart aus dem Innersten, als unser eigenster Besitz hervorquillt. Ich vermag dieser Gewalt nicht zu widerstehen. Was mich sonst als fremdes Gesetz bindet, ja züchtigt, verwandelt sich dann in die Stätte meiner heiligsten Freiheit, die mir von ferne winkt, der ich entgegen eile, um aus ihr wie aus dem heiligsten Urgrunde meines Daseins thätig zu sein, den ich aber nicht festzuhalten vermag, weil er mir entflieht, wenn ich seines Besitzes am sichersten zu sein wähne. Mein Freund ahnet es kaum, wie viel ich ihm verdanke. Ich fühle es

durch und durch, wie ich mir dann, wenn die Musik mich ganz beherrscht, aufgeschlossen bin für die eigentliche Freiheit meines Daseins; nicht als wäre der Kampf verschwunden, aber es ist mir, als gewönne ich Alles, was einen lebendigen Werth hat, als wäre ich des Sieges gewiß; alles Nichtige vergeht, indem ich scheinbar zerfließend in den mir eröffneten Himmel hineintrete. Aber eben deswegen hängt der Genuß der Musik ganz von meinem innern Zustande ab; ich habe ihn durchaus nicht in meiner Gewalt, ich muß mich ihm mit meinem ganzen Dasein hingeben, oder er verschwindet ganz. Dieser Genuß will aber dennoch eingeübt sein; man erhält, je stiller und einfacher das Leben ist, je mehr die Musik von der lärmenden geselligen Umgebung zurücktritt, je mehr sie uns als eine thätige, ja nothwendige Nahrung erscheint, den Sinn, den sie fordert und der sich für sie aufschließt, und es giebt Melodieen, die zu meinen innersten gehören, die, fast wie Bibelsprüche die frommen Seelen, tröstend und erhebend und die wechselnden Momente meines Lebens heiligend mich fortdauernd begleiten und nicht verlassen wollen.

Diese musikalischen Stunden erhielten einen größern Umfang durch meinen Freund Mosewius. Er

war in seiner frühen Jugend in Königsberg Opernsänger geworden, und erschien in vielen Dramen nicht allein mit einer vortrefflichen Stimme, einem ausgezeichneten Vortrag, sondern auch als ein sehr guter Schauspieler; auch seine Frau, eine stille zurückgezogene Mutter und Hausfrau, war eine sehr gute Sängerin: aber das Theaterleben ward ihnen immer widerwärtiger; sie verließen es, und sein eigentliches bedeutendes Talent bildete sich jetzt aus, das nämlich, der gründlichen Bildung jugendlicher Stimmen für die Musik und der kunstgemäßen Direction. Er und seine Frau, die leider bald darauf starb, erschienen in unserem musikalischen Kreise, und wir freuten uns jedesmal, wenn wir sie sahen. Mosewius wünschte, seit er das Theater verlassen hatte, sich ganz dem musikalischen Unterricht und der Bildung einer Singakademie, wie die durch Fasch und Zelter gestiftete, zu widmen. Er hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die besonders aus dem Vorurtheile gegen den vormaligen Schauspieler entsprangen. Und es gelang den Freunden mit vieler Mühe, ihm die Stelle eines Musikdirektors bei der Universität zu verschaffen. Die Singakademie gedieh auf eine überraschende Weise,

und ein früher in Breslau kaum gekannter Sinn für höhere Musik erwachte hier und gewann Frauen und Männer. Daß Winterfelds und meine Familie diese Unternehmungen auf das lebhafteste unterstützten, versteht sich von selbst. Alle Uebungen wurden mit großem Eifer getrieben, die Oratorien von Händel und später Bachs beschäftigten die Mitglieder Jahre lang, und es war bewundernswürdig zu sehen, wie ein so ernstes mühsames Geschäft selbst die jüngern Damen gewann. Sorgfältigere Aufführungen, gelungenere Darstellungen, soweit die Mittel der Gesellschaft reichten, hat man wohl nicht leicht gehört; jede Aufführung war ein Fest, sowohl für die Zuhörer als für die thätigen Mitglieder. Derjenige, dessen gründliche Kenntnisse eben so wesentlich zur Ausbildung der Musik in Breslau und zur Förderung auch dieser Unternehmung beitrugen, war der Philosoph Braniß. So bildete sich inmitten unseres Kreises eine heitere Zeit der Musik, und ein Jeder, der als Theilnehmer oder Zuhörer diese Zeit erlebte, wird sich ihrer mit Freude erinnern. Was die stillen Familienkreise mir aufschlossen, das genoß ich nun in höherem Maße. Daß mir bei dieser Art der Bildung der Gesang immer wichtiger

ward, ist begreiflich. Von dem, was ich in dem klar ausgedrückten Gedanken der Sprache suchte, und nicht fand, ward ich zum Gesang getrieben, aber allmälig lernte ich diesen auch da ahnen, wo er in der Instrumentalmusik sich verlor, lernte ihn da kennen und genießen, wo er auf der geweihtesten Stätte der gegenwärtigen Zeit den Greis in seinen spätesten Jahren hinführen und beglücken sollte, in dem Mendelssohn-Händelschen Hause, wo die edelste Musik von dem geistreichsten Geschwisterpaar die Stunden des höchsten Genusses reinigen und erheben.

Wenn ich hier von einem andern Freunde rede, der mein College war, so geschieht es, theils weil er zum Umgange der letzten Jahre, die ich in Breslau zubrachte, gehörte, theils, weil das, was ich seinem Umgange verdanke, nicht mit seiner wissenschaftlichen Beschäftigung eigentlich zusammenhing. Die Jurisprudenz ist mir unter allen Wissenschaften die fremdeste; ich rede jetzt von dem Professor Witte in Halle. Wenn der praktische Jurist Winterfeld mich für die Musik gewann, so wurde ich durch Witte mit der neueren

italienischen Literatur bekannt. Er lebte in einer beständigen Verbindung mit Italien, und hatte dort in der That unter den italienischen Gelehrten einen Ruf erlangt, der dem in Deutschland erworbenen gleich war, wo nicht denselben übertraf. Ich hatte, ich gestehe es, da er als junger Docent während meines ersten Rectorats nach Breslau kam, einige Vorurtheile gegen ihn, die ich ihm später mit voller Seele abgebeten habe. Man soll, wenn man über Menschen urtheilt, sich nie durch Schlüsse leiten lassen, ein jedes Urtheil muß unmittelbar persönlich begründet sein, wenn es gerecht sein soll; viele unglückliche Mißverhältnisse im Leben würden verschwinden, ein großer Theil des Hasses und der Feindschaft, der uns beunruhigt, würden nie Gewalt gewinnen, wenn wir diese Maximen verfolgten. Oft habe ichs erlebt, daß Menschen, die sich wechselseitig schätzten, wenn irgend ein Mißverständniß sie trennte, während dieser Trennung mir fremder, ja feindseliger erschienen. Ein aus Geklatsch und Verleumdungen zusammengesetztes fratzenhaftes Bild drängt sich zwischen mich und den frühern Freund, und das Mißverständniß steigert sich immer mehr. Mich beunruhigt bei einer solchen Gelegenheit glücklicher Weise

ein unwiderstehliches Gefühl, eine jede Erinnerung früherer Vereinigung bildet einen Moment später nicht zu unterdrückender Unruhe, und drängt mich zu dem Feindseligen hin, daß ich ihn sehen, sprechen, mich mit ihm verständigen muß; oft ward es mir als Schwäche zugerechnet und hart getadelt, oft unverständig genannt, und man fürchtete Folgen, die mich compromittiren könnten. Ich erinnere mich nicht, daß ich unangenehme Scenen der Art erlebt hätte; selbst wo es mir nicht gelang, die frühere Vereinigung in ihrer Reinheit und Wärme wieder hervorzurufen, das entstandene Mißverständniß gänzlich zu heben, ward doch die von neuem entstehende Trennung eine mildere, und ich fühlte mich erleichtert, weil das verzerrte Bild, welches sich zwischen uns gestellt hatte, verschwunden und die wahre Persönlichkeit, die immer milder beurtheilt wird, an seine Stelle getreten war.

Das Schicksal des jungen Witte ist leider nur zu bekannt geworden. Ich beurtheilte seine frühe Jugend sehr hart, wie viele Andere, und er mußte durch solche Urtheile leiden, als hätte er selbst den Gang seiner

italienischen Literatur bekannt. Er lebte in einer beständigen Verbindung mit Italien, und hatte dort in der That unter den italienischen Gelehrten einen Ruf erlangt, der dem in Deutschland erworbenen gleich war, wo nicht denselben übertraf. Ich hatte, ich gestehe es, da er als junger Docent während meines ersten Rectorats nach Breslau kam, einige Vorurtheile gegen ihn, die ich ihm später mit voller Seele abgebeten habe. Man soll, wenn man über Menschen urtheilt, sich nie durch Schlüsse leiten lassen, ein jedes Urtheil muß unmittelbar persönlich begründet sein, wenn es gerecht sein soll; viele unglückliche Mißverhältnisse im Leben würden verschwinden, ein großer Theil des Hasses und der Feindschaft, der uns beunruhigt, würden nie Gewalt gewinnen, wenn wir diese Maximen verfolgten. Oft habe ichs erlebt, daß Menschen, die sich wechselseitig schätzten, wenn irgend ein Mißverständniß sie trennte, während dieser Trennung mir fremder, ja feindseliger erschienen. Ein aus Geklatsch und Verleumdungen zusammengesetztes fratzenhaftes Bild drängt sich zwischen mich und den frühern Freund, und das Mißverständniß steigert sich immer mehr. Mich beunruhigt bei einer solchen Gelegenheit glücklicher Weise

ein unwiderstehliches Gefühl, eine jede Erinnerung früherer Vereinigung bildet einen Moment später nicht zu unterdrückender Unruhe, und drängt mich zu dem Feindseligen hin, daß ich ihn sehen, sprechen, mich mit ihm verständigen muß; oft ward es mir als Schwäche zugerechnet und hart getadelt, oft unverständig genannt, und man fürchtete Folgen, die mich compromittiren könnten. Ich erinnere mich nicht, daß ich unangenehme Scenen der Art erlebt hätte; selbst wo es mir nicht gelang, die frühere Vereinigung in ihrer Reinheit und Wärme wieder hervorzurufen, das entstandene Mißverständniß gänzlich zu heben, ward doch die von neuem entstehende Trennung eine mildere, und ich fühlte mich erleichtert, weil das verzerrte Bild, welches sich zwischen uns gestellt hatte, verschwunden und die wahre Persönlichkeit, die immer milder beurtheilt wird, an seine Stelle getreten war.

Das Schicksal des jungen Witte ist leider nur zu bekannt geworden. Ich beurtheilte seine frühe Jugend sehr hart, wie viele Andere, und er mußte durch solche Urtheile leiden, als hätte er selbst den Gang seiner

Bildung in seinen frühesten Kinderjahren geleitet. Aber was ich, je näher ich ihn kennen lernte, bewundern mußte, war die ordnende Gewalt seiner glücklichen Natur, die alle Versuche, ihm eine monströse Bildung zu geben, so durchaus überwand. Ich gewann ihn sehr lieb, und ich verdanke ihm viele freundschaftliche und belehrende Stunden, die er in meinem Hause zubrachte. Was mich aber ganz besonders beschäftigte, wenn ich über sein Schicksal nachdachte, war die verkehrte Stellung zur Welt, die Celebrität, in welche er als Knabe hineingeschoben war, aus der er sich herausarbeiten sollte, und die er vergessen machen mußte. Ich erinnerte mich meines eigenen Knabenalters, wie damals die Welt wie ein verschlossenes Räthsel vor mir lag, wie die Neigung, mich bemerkbar zu machen, Beifall und Achtung zu erlangen, mir vorschwebte, wie sehr ein jeder kleiner Fortschritt in dieser Hinsicht mich beglückte, wie der langsam erworbene Ruf, die Aufmerksamkeit und der Beifall ausgezeichneter Männer, die heiterste Seite meines ganzen Lebens ausmachten: und ihm sollte, je mehr er heranwuchs, die monströse Celebrität seiner Knabenjahre zur Qual werden. Aber er fand sich, der verzerrten Erziehung

zum Trotz, in den geordneten Gang der Studien hinein und ist bekanntlich ein ausgezeichneter Lehrer in seinem Fache geworden.

Alte Liebe rostet nicht! Im Hintergrunde meiner Seele lag doch noch immer eine gewisse Neigung zum Theater.

Wenn einst die Schauspielkunst, die gegenwärtig immer mehr sinkt, wieder aufleben soll, wenn sie, so wie andere Künste, mit dem alten Ernst, aber nicht um bloße enge Moralien sich drehend, recht eigentlich das Große und Richtige der Zeit des Volks, wie Shakespear, jenes zu preisen, dieses zu strafen vermöchte, dann würde man einsehen, welch ein wichtiges Moment geistiger Bildung, in seiner Richtung mit keinem andern zu vergleichen, das Drama in sich faßt. Aber es kann nicht allein, etwa durch Verfertigung von Dramen, hervorgerufen werden; der Dichter, die Schauspieler, die entstehende Art der Darstellung und das Publikum müssen zugleich in und mit einander thätig sein. Gewiß, es ist diese Ueberzeugung, die den größten Dichter unserer Zeit, die Tieck davon abge-

halten hat, als dramatischer Dichter hervorzutreten. Ein solches Theater würde die eigentliche Grundlage einer wahren Poesie bilden, würde von selbst seine geistige Macht ausüben, und die ganze Masse des Volks stärken und heben, daß die Gewalt der Gemeinheit weichen müßte, und der erwachte heitere Sinn zugleich als der bessere erschiene. Zu allen Zeiten lag die Neigung in den Staaten, die sich zu bilden anfingen, daß sie die Freudigkeit des Lebens als ein Ganzes fassen, alle Adern des Daseins davon durchströmen lassen, und an das Höchste anknüpfen wollten. Zwar soll dieses sich in göttlicher Reinheit und Freiheit halten, wo das Volk ein christliches heißt, und nicht in sinnlicher Form aufgehen, wie bei den Griechen. Aber selbst der Katholicismus hatte seine große dramatische Kunst dicht an das Heiligthum hingedrängt. Jene war nirgends ganz ohne Bedeutung, und wie herrlich und großartig erschien sie als eine Blüthe der spanischen Poesie. Der katholische Calderon, dem Shakespeare gegenüber.

Es ist mir wahrhaft rührend gewesen, wenn ich sah, wie die zwei größten Dichter unseres Volks, die eine Ahnung von der Bedeutung des Theaters hatten,

ihr ganzes Leben vergebens damit zubrachten, das Drama zu heben.

Nehmen wir mit Schmerz den Verfall des Theaters wahr, dann scheint es nicht ohne Bedeutung, daß es dem Tieck in seinem hohen Alter gelungen ist, ermuntert und dazu bewogen durch einen geistreichen König, die Morgendämmerung seiner Hoffnung zu erblicken, die er sein ganzes Leben hindurch genährt und fast aufgegeben hatte, indem das Publikum als solches in Bewegung gesetzt wird durch das alte griechische Drama und durch die freieste Phantasie des großen Shakespeare. Daß bei diesem mächtigen Versuche die Zuschauer, wie die Schauspieler, sich noch ungelenk benehmen, daß beide die Aufgabe, die sie zu lösen haben, noch nicht ganz zu fassen vermögen, ist natürlich. Die tadelnde Kritik, die freilich zuweilen nahe genug liegt, wo die Ausführung hinkt, versteht das Großartige der Unternehmung, und selbst das Erstaunenswürdige des möglich gewordenen Anfanges gar nicht. Die Schauspieler fassen sich. Bei einigen drängt sich das höhere Verständniß hervor, und verspricht die dicke Kruste der unbedeutenden Vergangenheit zu durchbrechen. Daß auch dem Publikum der Sinn nicht

fehlt, sehen wir mit Erstaunen. In vielen, in der jetzigen Zeit ganz befangenen Gemüthern entsteht ein innerer Kampf, eine seltsame Unruhe, die sich nicht abweisen läßt, Publikum und Schauspieler haben eine Ahnung erhalten von der geistigen Vornehmheit des Drama's. Der tiefsinnige Felix Mendelssohn schrieb zu diesem Text die wahren Noten, und nur dem beschränkten Fanatiker, der in finsterer Einsamkeit die Geschichte in ihrem Gange abschließen möchte, der da meint, sie sei reif und habe keine Zukunft mehr, ist es erlaubt, die große Bedeutung dieser Erscheinung abzuleugnen. Sie ist keine vereinzelte, sie ist innig verbunden mit vielen andern, die freilich ernsthafter, gravitätischer, möchte ich sagen, hervortreten, und noch beschränkt genug sind, um sich der Nachbarschaft zu schämen. Aber ich höre durch das verworrene Stimmen der Instrumente die Melodie durch, und begrüße sie mit heiterer Freude.

Diese Wiedergeburt der Bühne ist mir eine der wichtigsten Begebenheiten unserer Tage, und die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo allmälig ein Widerwillen gegen die alte Gemeinheit immer lebendiger hervortreten, und man sich mit der überzuckerten Doctrin, die von den

verwirrten Lehrstühlen herabsteigt, nicht wird abfertigen lassen. Bei mir kämpfte das schon lange heranwachsende Mißfallen mit der alten Neigung. Ich besuchte während meines Lebens in Breslau das Theater höchst selten, und fast jedesmal schämte ich mich meiner Anwesenheit, und tröstete mich nicht selten mit dem Gedanken, daß doch keiner mich erblickte, der nicht mit mir da war. Doch waren einzelne Seiten, die mich anzogen. Der verstorbene Devrient verlebte seine beste Zeit in Breslau, und kaum hat man ihn in Berlin so in seiner Frische gesehen. Als Tieck während des Kriegs, also in meiner Abwesenheit, einige Zeit mit seiner Familie in meinem Hause zubrachte, erschien Devrient da. Später versuchte ich wol, diesem talentvollen Schauspieler näher zu treten, es gelang nicht; wenn er kam, war er in der Gesellschaft verlegen, und meist stumm; irgend eine bedeutende Aeußerung vernahm ich nie. Es war in der That ein großes Talent; aber er lebte und spielte in einer beständigen Betäubung. Während andere Schauspieler ohne ursprüngliche Gabe ihr Spiel aus zusammengerafften Reflectionen des Tages erstehen lassen, war er leider keiner Reflexion über sein eigenes Spiel fähig, und

vermochte daher auch nicht die Grenzen seines Talents zu beurtheilen. Mit Schrecken sah ich ihn ein Mal als Philipp in Don Carlos auftreten. Der mittelmäßigste Schauspieler konnte nicht unfähiger sein, diese Rolle zu spielen, als er.

Ein zweiter Schauspieler zog meine Aufmerksamkeit auf sich, es war eine süddeutsche, frische und gesunde komische Natur; er war mit dem Breslauer Publikum in allen Aeußerungen seiner unbefangenen Laune völlig einverstanden, und hatte Recht, wenn er sich gehen ließ. Waren die Dramen, in welchen er mit großem Glücke auftrat, doch billig demjenigen preisgegeben, der sie durchaus verstand. Schmelka hat auch in seinen letzten Jahren mit Beifall in Berlin gespielt, aber er fand sich hier nicht so unbefangen heimisch, wie in Breslau. Man lachte, wenn man ihn bloß sah, und ich gestehe, er konnte mich in die fröhlichste Laune versetzen; auch sein willkürlicher Witz hatte eine Kindlichkeit, eine Unschuld, und eben daher innere Wahrheit, wie man sie selten auf der Bühne sieht. Meine Stellung zu ihm war eine seltsame, gesprochen habe ich ihn nie.

Eine vielleicht etwas harte Kritik von Schall hatte einen Schauspieler gekränkt, dieser drang in sein Haus; was dort geschehen, weiß keiner genau; beide hatten ihre Gründe es zu verheimlichen, aber das Gerücht breitete sich in der Stadt aus, daß der Schauspieler den Kritiker mißhandelt habe. Dieses Gerücht griff Schall tief an, er verfiel in eine finstere Melancholie; ich glaubte, daß etwas geschehen müsse, und ergriff die Feder. Zum ersten und zum letzten Male arbeitete ich einen Aufsatz aus, über den Zustand des jetzigen Theaters. Ich ließ ihn in dem Gesellschafter erscheinen; er war im Zorn geschrieben, denn der Zustandmeines Freundes hatte mich erschüttert. Der Aufsatz war mit großem Ernst abgefaßt, das Breslauer Theater wurde hart behandelt, und ein Tagesschriftsteller der damaligen Zeit äußerte die Vermuthung, daß ein Kampf gegen die deutsche Bühne nun rücksichtslos angefangen und fortgesetzt werden solle: ich hatte freilich an nichts weniger gedacht. Devrient war nicht mehr in Breslau, aber meinen geliebten Schmelka mußte ich ausnehmen; ich that es, und ergriff gern die Gelegenheit, sein ergötzendes Talent hervorzuheben. Er faßte nun aus der Ferne

eine große Zuneigung zu mir, er wollte sogar meine Vorträge hören, aber seine Persönlichkeit hatte etwas Possirliches, daß sein Eintreten in meinen Hörsaal ohne allen Zweifel ein allgemeines Gelächter erregt haben würde. Holtei hatte Mühe, ihn davon abzuhalten.

Auch gerieth ich in ein nicht sehr angenehmes Verhältniß zu einer Sängerin, die mit Beifall in Breslau auftrat und später in Wien Aufmerksamkeit erregte. Ein alter Vater, der sie begleitete, starb plötzlich, und sie war in Verzweiflung. Kurz vorher war sie in der Stadt angekommen, und für längere Zeit bei dem Theater engagirt. Sie erschien ihres Gesanges wegen in der besten Gesellschaft, und wußte bei der Generalin Röder die größte Theilnahme zu erwecken. Diese hörte nicht auf mit Bitten und Vorstellungen, bis ich thöricht genug war, die Vormundschaft bei dieser Sängerin zu übernehmen. Ich nahm die Sache, die mir vollkommen neu war, sehr ernsthaft, ließ mir von meinem Freunde Unterholzner das Landrecht geben, und wollte mich mit den Pflichten eines Vormundes gründlich bekannt machen. Da übersah ich mit Schrecken die Paragraphen des Landrechts, die ich

kennen lernen sollte. Ich hätte ein weit ausgedehntes Studium anfangen müssen, für welches ich weder Zeit, noch Neigung und Geschick besaß; zugleich gerieth ich in eine mir bis dahin völlig unbekannte Abhängigkeit von der Vormundschaftsbehörde der Stadt Breslau; am meisten aber setzte mich das Verhältniß zu meiner Mündel in eine immer wachsende Verlegenheit. Auch war ich zu allen Finanz-Geschäften vollkommen unfähig; in meiner Familie habe ich solche meiner Frau übergeben, und hätte ich als Vormund über das Geld der Sängerin disponiren müssen, so würde ich in beständiger Angst gewesen sein.

Als nun die Verzweiflung am höchsten gestiegen, ward ich endlich unvermuthet gerettet; — wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten. — Die Sängerin war aus Wien gebürtig, und von da erschien ein Protest gegen meine ganze Vormundschaft. Die Behörde in Breslau sandte mir diesen zu, und fragte zugleich, ob ich die Einwendungen von Wien als begründet betrachten und anerkennen wollte. Ich eilte zu meinem Freunde Unterholzner, der überhaupt mein treuer Rathgeber war in allen zweifelhaften Angelegenheiten, und alle waren mir zweifelhaft. Er

gab mir die Form, unter welcher ich jetzt das Verhältniß los werden konnte, an. Ich bin oft in meinem Leben durch eine zu große Nachgiebigkeit in Verlegenheit gerathen, und diese Schwäche ist nicht die geringste, an der ich gelitten habe. Unter allen solchen Verlegenheiten erscheint mir in der Erinnerung keine größer als diese.

Mit einem jungen Manne gerieth ich aber in eine interessantere Verbindung; es war der durch sein Leben, seine öffentlichen Vorlesungen dramatischer Werke, durch welche er Tieck nachzueifern suchte, durch selbst verfertigte Dramen, so wie durch Einrichtung und Direction verschiedener Bühnen und Lebensschicksale bekannte v. Holtei, der sich in ganz Deutschland einen bedeutenden Ruf erworben hat. Ich bin, indem ich seiner erwähne, in einer eigenthümlichen Lage. Er selbst macht sein Leben bekannt, und was davon erschienen ist, wird, wie ich höre, gerühmt. Es versteht sich, daß es mir nicht unbekannt bleiben darf, noch habe ich es aber nicht gelesen. Er ist noch nicht zu der Epoche seines Lebens gekommen, wo er mit mir bekannt wurde. Holtei ist, man wird es, glaube ich, gestehen, ein Mann von entschiedenem Talent,

eine jener Naturen, die bestimmt sind, in, mit und durch die Zeit zu leben, und durch die herrschenden Ansichten beherrscht zu werden; daher ist er in seinen Entschlüssen beweglich wie die Zeit. Für das Drama schien er bestimmt, und immer mehr für die unmittelbare, ich möchte sagen bewußtlose Thätigkeit, als für eine bestimmte Aufgabe, die für das ganze Leben gefaßt wurde, um durch ein Aufbieten aller Kräfte gelöst zu werden. Der alte Rector Manso hat schon, wie H. mich einst versicherte, sein Schicksal vorausgesagt; auch war es nicht schwer. Er schloß sich, so wie er die Schule verlassen hatte, an Schall an, und ward durch ihn mit mir näher bekannt; er hörte meine Vorträge, begeisterte sich für diese auf seine Weise, und der junge Mann mit seiner großen Beweglichkeit interessirte mich. Bei der unbestimmten und nie klar zu erkennenden Lage der Bühne in Deutschland war es nun natürlich, daß ein Jüngling, von seiner Neigung irre geleitet, nie mit Sicherheit erkennen konnte, ob er dramatischer Schriftsteller oder Schauspieler, oder wohl sogar Schauspiel=Director werden sollte. Holtei schwankt sein ganzes Leben hindurch zwischen diesen Richtungen. Seine Neigung, selbst die Bühne

zu betreten, zeigte sich zuerst. So wie diese jetzt beschaffen, ist dieser Schritt der leichteste, kostet am wenigsten Mühe, und spricht die Neigung am meisten an. Es gelang ihm, er war durch seine leicht bewegliche Art sich darzustellen, und sich den vorübergehenden Verhältnissen hinzugeben, unter den Studirenden sehr beliebt; diese füllten Parterre und Parket, als er auftrat, er ward lebhaft beklatscht, und konnte wohl glauben mit Beifall aufgetreten zu sein; es war aber keinesweges der Fall. Die Beweglichkeit seines Sinnes fand keine entsprechende des Körpers. Er hat immer etwas Starres behalten, was er nie überwinden kann, so daß sein Spiel nur innerhalb einer engen Schranke eine geeignete Stelle findet. Das Urtheil des Breslauer Theater-Publikums stimmte mit dem an jenem Abende laut gewordenen nicht überein. Auf einer Bühne, wo Devrient und Schmelka spielten, konnte Holtei nicht gefallen. Ich traute seinem dichterischen Talente Etwas zu, und gab mir alle mögliche Mühe, ihn zu bewegen, durch ein ernsthaftes und umfassendes Studium sich für die leichtere dramatische Dichtung vorzubereiten; aber seinen Entschluß, als Schauspieler aufzutreten, wollte er nicht aufgeben.

Damals setzte eine in ganz Deutschland berühmte Schauspielerin, die Schröder aus Wien, das Publikum in große Bewegung. Meine Freunde, Löbell und Schall, waren in Entzücken, und ließen ihre Bewunderung öffentlich laut werden. Ich gebe mich zwar nicht für einen Theater-Kritiker aus; ich besuchte äusserst selten das Theater, und war da zu wenig aufmerksam, um ein begründetes Urtheil über das Spiel fällen zu können: hier aber trat eine Richtung der deutschen Bühne hervor, die mir in meiner innersten Seele zuwider war. Es war die durch Müllner zuerst zum Vorschein kommende der sogenannten Schicksalstragödie. Eben die hohle Affectation, mit welcher sie das höchste und bedeutendste Problem des tragischen Dramas ergriff, erregte meinen Zorn; was Zacharias Werner früher, wenn auch irre geleitet, in seinem „vier und zwanzigsten Februar" mit erschütternder Genialität kurz dargestellt hatte, ward durch Müllner und Grillparzer in die Breite getreten. Das erste Stück, in welchem die Schröder auftrat, war die Sappho des letztern; erschien dieses Drama mir als eine Caricatur von Schiller, so war das hohl tönende declamatorische Wesen der Schauspielerin mir noch unaus-

stehlicher. Eben die unleugbare Virtuosität, mit welcher sie die falsche Kunst ausübte, erregte meinen Zorn, und ich äußerte ihn völlig unbefangen und schonungslos. Meine Freunde, so in ihrer Bewunderung gestört, bekämpften mich heftig. Tieck galt in diesem Kreise für den ersten Kritiker, sein Urtheil als das letzte und entscheidende; auf ihn berief ich mich, ja es war mir unbegreiflich, wie Männer, die mit seiner Ansicht des Dramas wohl bekannt waren, die Darstellungen der Schröder auch nur dulden konnten.

Holtei hatte noch nie Breslau verlassen, er wollte in die weite Welt, und sein erster Ausflug sollte ein durchaus dichterischer sein. Ein junger Freund, mit einer vorzüglichen Tenorstimme, sang deutsche Lieder und begleite sie mit der Guitarre. Mit diesem verband sich Holtei, der Dichter mit dem Sänger, und so wanderten sie dichtend, singend und spielend in die Welt hinein. Tieck hatte in Dresden die Schröder gesehen, und dem Holtei ward es aufgetragen, sein Urtheil über ihr Spiel einzuholen und uns mitzutheilen. Was ich voraussetzte, ward uns jetzt bekannt; Tiecks Urtheil war härter, und natürlich auch tiefer begründet, als das meinige. Er sah, wie ich, in dieser

falschen Richtung des Dramas und seiner Darstellung, den zukünftigen Untergang der Bühne, wenn beide herrschend werden sollten.

Holtei trat in Dresden auf, machte aber kein Glück, ward vielmehr förmlich ausgepocht. Wir erfuhren es, und der junge Mann kam nach kurzer Zeit nach Breslau zurück. Als er in meine Stube trat, freuete ich mich, denn er schien die ganze Sache sehr leicht genommen zu haben, und trat mir heiter und unbefangen entgegen. Ich wünschte ihm Glück. „Jetzt, sagte ich, werden Sie doch einsehen, daß Sie ihrer Neigung, die Bühne zu betreten, entsagen müssen. Ihr schönes dichterisches Talent wird seine eigene Sphäre erkennen, Sie werden sich in dem Studium der Dichtkunst, wie sie aus den bedeutendsten Epochen der Geschichte aller Völker aufgetaucht ist, nun erst heimisch zu machen suchen. Ein solches Studium wird die Reife, die den eigenen Productionen vorangehen muß, fördern.“ Aber die mächtigere Natur riß ihn hin. Er blieb zwar einige Zeit in Breslau, heirathete und lebte dort, ohne die Bühne wieder zu betreten. Seine erste Frau lebt ohne Zweifel noch im Andenken vieler Theaterfreunde. Sie fand in gewissen Rollen einen großen

Beifall, ihr Ruf war vollkommen rein, ihre Gesinnung lobenswerth, und sie war eine der liebenswürdigsten Frauen, die ich je gekannt habe. Es gelang mir, trotz der Vorurtheile vieler Mitglieder, das Ehepaar in den akademischen Club aufnehmen zu lassen, und es gewann allgemeine Achtung und Vertrauen. Im Jahre 1824 traf ich Holtei mit seiner Frau in Berlin. Ihr Spiel fand allgemeinen Beifall. Hier sah ich sie selten oder nie, aber ihr unerwarteter Tod erschütterte mich; sie war jung, schön, und wenn auch nicht eine hochbegabte Schauspielerin, erschien sie doch in vielen, für ihre Natur passenden Rollen höchst lieblich; denn nicht ihre Anmuth allein, wie die schöne reinklingende Stimme, sondern auch die Unschuld in ihrem Wesen, und der Verstand, der aus ihrem Spiele hervorleuchtete, ließ bald die vorzügliche Schauspielerin erkennen.

In Berlin gestaltete sich Holtei's Verhältniß zu mir ganz anders. Einer meiner früheren Zuhörer, der seine alte Zuneigung für mich noch festhielt, besuchte mich einst höchst entrüstet. Er behauptete, Holtei habe in einem seiner leichten Lustspiele, ob in „den Wienern in Berlin," oder in „der Berliner in Wien," weiß ich nicht

mehr, mich dem Gelächter preisgegeben: ich habe diesen vermeintlichen Angriff gar nicht kennen gelernt oder wieder vergessen. Meine Ansicht von einem solchen Angriffe war nun eine ganz andere: Ich glaubte, daß Derjenige, der mit kühnen Ansichten und Gedanken, die Einfluß gewinnen sollen, öffentlich hervortritt, billiger Weise Gegenstand der Angriffe der Lustspieldichter sein müsse; sind diese treffend und witzig, so würde ich es für eine Beschränktheit ansehen, wenn sie nicht Beifall statt Tadel fänden. Auch bin ich überzeugt, daß der Muthwille, mit dem Holtei die naturphilosophischen Betrachtungen behandelte, keineswegs so bitter oder persönlich war, daß ich das Recht gehabt hätte, den Beleidigten zu spielen; und selbst, wenn dies der Fall gewesen wäre, gebietet die Klugheit, solche Angriffe leicht zu nehmen, sich aber getroffen zu fühlen, ist jedenfalls thöricht. Was vielleicht den Anspielungen des Lustspiels für kurze Zeit einige Bedeutung gab, war wohl der Umstand, daß meine Vorträge in Berlin eben Aufmerksamkeit erregten. Später sah ich Holtei hier und da. Er trieb sich in Deutschland herum, war dramatischer Schriftsteller des Königstädter Theaters, reiste zwischen Berlin, Dresden und

Weimar, bald Tieck bald Göthe besuchend; er wollte die beiden Dichter bewegen, den ersten seinen Blaubart, den zweiten seinen Faust auf die Bühne zu bringen; Er hatte, irre ich nicht, Einiges dazu beigetragen, Göthes vielleicht früher schon gefaßten Entschluß zu befestigen, seinen Faust für die öffentliche Darstellung zu bearbeiten. Ich glaube nicht, daß man ihm dafür Dank schuldig ist.

Göthes Faust steht allerdings einzig da, am vorzüglichsten und reinsten, am klarsten in allen Momenten, am einfachsten und zugleich tiefsten in dem ersten Fragment, wie es frisch und in jeder Zeile gesund aus seiner jugendlichen Seele quoll. Hier beherrschte er seinen großen Gegenstand, und wo die Verwirrung am größten ist, bleibt der Verfasser und mit ihm der Leser vollkommen klar. Zu lange war dieses Fragment ein theures Eigenthum meines ganzen Daseins geworden, die höchsten Probleme hatten ihren dichterischen Mittelpunkt, die bedenklichsten innern Kämpfe ihren von neuem immer erschütternden Ausdruck gefunden. Ich erschrak, als dieses Gedicht sich nach allen Seiten eröffnete, um die ganze geistig bewegte Welt in sich aufzunehmen; was in dem früheren Fragment ausge-

sprochen wurde, schien mir bei weitem größer, dichterischer, herrlicher. Immer bleibt es Göthe, der auch in den spätern Fortsetzungen erschien und er kann nie unbedeutend erscheinen. Aber was der angeregte Geist in das Fragment hineingebracht hatte, sollte nun eine Gestalt annehmen, die nur mit Zwang sich festhalten ließ und ich konnte nicht ohne Schmerzen mich von der frühern Welt, in der ich heimisch geworden war, losreißen, um mich neuen Vorstellungen hinzugeben, die mir aufgedrungen wurden und mir willkürlich dünkten. Daß Faust gerettet war, sprach sich in seinem Monolog in der Felsenhöhle, wo er zuletzt erscheint, entschieden aus; daß Margarethe nur durch den Tod von dem Grauen des Daseins, welches sie ergriffen hatte, befreit werden konnte, ist nach der Scene im Dome völlig einleuchtend, und es gibt nicht leicht einen tragischeren Schluß eines Trauerspiels, als die Bitte des hinsinkenden Mädchens: Nachbarin, euer Fläschchen!

Ich weiß freilich nicht, in wiefern meine Ansicht von dem neuen Faust mit seinen später hinzugefügten Fortsetzungen sich selbständig ausgebildet hat, denn Tieck war ganz meiner Ansicht, und daß seine Mit-

theilungen Vielem einen schärfern Ausdruck gegeben haben, ist unleugbar.

Es ist, glaube ich, einem Dichter nicht erlaubt, denjenigen Lesern, die ihm am innigsten zugehören, eine bedeutende poetische Welt zu eröffnen, sie mit einem bis dahin nie gekannten Zauber der Sprache, mit einer nie gesehenen Macht der Darstellung in diese zu versetzen, durch das Tiefste seines großen Geistes das Innerste anzuregen, sie Jahre lang sich selbst zu überlassen, und ihnen dann, nachdem sie selbständig sich einen reichen Schatz erworben, einen Tausch anzubieten, der unmöglich ist.

Dieses Gefühl beschlich mich, als ich von Tieck getrennt, zuerst den fortgesetzten Faust in Breslau kennen lernte. Es war ein grenzenloser Schmerz, der mich ergriff, den ich auch später nie habe überwinden können.

Ganz anders verhält es sich freilich mit der jüngeren Generation, die Faust nur in seiner erweiterten Gestalt kennen gelernt hat. Das erste Fragment ist so wenig gekannt, daß es mich oft in Erstaunen gesetzt hat. Wie das Gefühl, wie die Eigenthümlichkeit unseres jugendlichen Lebens aus der gegenwärtigen

Welt verschwunden ist, drängt sich uns bei einer so tiefgreifenden Erfahrung heimlich auf, und wir müssen es wohl gestehen, daß, je mehr wir mit den inneren Tiefen der Vergangenheit verbündet waren, desto fremder müssen wir in der Gegenwart erscheinen. Göthe wollte Faust in eine Confession seines geheimnißvollsten Daseins verwandeln: aber die frische Quelle seines jugendlichen Lebens ward in ihrem Strome immer weniger kräftig; die Ansichten der Zeit fingen an, ihm wenigstens äußerlich zu imponiren, und da seine künstlerische Behandlung des Stoffes ihre Virtuosität nicht verlor, so fand die fortschreitende Zeit die Deutung ihres eigenen Wesens in ihm, und schloß sich immer mehr an den alten als an den jungen, frischen, durchaus selbständigen, die Umgebung beherrschenden kühnen und reichen Jüngling an. Wenn ich nun auch nie meine tiefe Bewunderung für Göthe verlor, so blieb mir doch der Weg, den er später verfolgt hatte, nothwendig ein fremder.

War nun die dichterische Fortsetzung des Faust nur Etwas, was mich, vielleicht äußerlich ergötzen, aber nie innerlich beschäftigen konnte, so mußte mich der bloße Gedanke einer scenischen Darstellung des

Dramas in der That erschrecken; der Schatz, der mir geschenkt war, mit dem ich gewuchert hatte, dessen unter wechselnden Schmerzen und Freuden errungenen Besitz ich keineswegs aufzugeben gedachte, schien mir schon ernsthaft bedroht, als er in Worte gefaßt, in Umlauf gesetzt wurde. Nun aber sollte er der Mimik ungeschickter Schauspieler, dem bunten Tande scenischer Illusionen Preis gegeben werden. Die wirklich erscheinenden Dämonen zogen die rein geistige Welt in ihre scenische Dürftigkeit hinein, und der vorzüglichste Schauspieler mußte fühlen, daß, wenn er die Rolle des Mephistopheles übernahm, er die möglichen Grenzen seiner Kunst überschritt.

Ich kann diese dichterische Seite meines späteren Lebens nicht verlassen, ohne von einer Richtung meiner schriftstellerischen Thätigkeit zu sprechen, die denjenigen Theil des Publikums, der mir einige Theilnahme schenkte, überraschte, mich aber auch in einen neuen Kreis der Leser hineinführte, dem ich bis dahin völlig unbekannt war; ich rede von meinen Novellen. Als ich Walseth und Leith ausarbeitete, war ich 52,

als ich die letzte Novelle „die Revolution" schloß, 64 Jahre alt.

Mit dem Alter wuchs der Wunsch, was mich innerlich erfüllte, auszusprechen, immer mehr. Es gibt Männer, die diesen Wunsch entschieden tadeln und mir ihn nicht selten zum Vorwurf machten; es sollte, behaupteten sie, da ich nun einmal ein Gelehrter wäre, gar nicht von mir die Rede sein, sondern nur von dem Gegenstande, den ich behandelte. Ich glaubte aber zu bemerken, daß diese so hart getadelte Subjektivität, wenn von dem Höchsten die Rede war, selten oder nie verschwände, daß sie sehr oft die Miene des Gegenstandes annähme, und dann auf eine für die Wissenschaft gefährliche Weise täusche. Die zugestandene freimüthige Subjectivität hat wenigstens den Vorzug, daß sie das eigene Urtheil über sich hervorruft und frei erhält; kann sie doch in einem weiteren Kreise nur bei Menschen verdrängt werden, die zu wissenschaftlichen Herrschern im größten Sinne für alle Zeiten berufen, nur nach Verlaufe von Jahrhunderten erscheinen. Ich bekenne, eine solche Persönlichkeit allein in Schelling erkannt zu haben, aber eben deswegen hat er einen fortdauernden, harten, mächtigen

innern und äußern Kampf mit einer andern Subjectivität, die er nie ganz zu beherrschen vermag, mit der seiner Zeit. Wie sehr diese ihm von dem ersten Augenblick seines Hervortretens sich entgegengestellt hat, ist allgemein bekannt; sie verfolgt ihn unabläßig und immer leidenschaftlicher. Das Gute ist zwar aus diesen Angriffen hervorgegangen, daß man in ihnen keine Spur von dem edeln Zorne großartiger Gemüther, wohl aber die blinde Wuth solcher Naturen erkennt, die sich innerlich überwunden fühlen. Aber nicht bloß äußerlich hat er diesen Kampf zu bestehen, sein ganzes Leben war ein fortdauerndes Bemühen, innerlich nicht die Subjectivität zu verdrängen, wohl aber zu veredeln, daß sie nicht bloß das Vergängliche einer zeitlichen Gegenwart, sondern ein Bleibendes für die Geschichte werden mußte. Er wollte nicht durch starre Formen die Geister binden, nicht durch todte Permanenz, durch widerwärtige Sprachformen die Geister fesseln, vielmehr eine frische, freie, reiche, in sich geordnete geistige Entwicklung fördern.

Ich bin dagegen ganz entgegengesetzter Natur, und es war wohl eben dieser Gegensatz, der uns in früher Jugend und jetzt als Greise wechselseitig anzog und

mit einander verband. Mich beherrschte die Natur, die Wirklichkeit da, wo sie das Höchste andeutete. Ich suchte in allem Erkennen ihre Ruhe, und ringe nur nach ihr; was ihr ursprünglich gegeben war, ist Gegenstand meines Strebens, und wer es nicht in diesem unablässigen Streben in den mancherlei Andeutungen immer als dasselbe erkennt, der hat mich nicht gefaßt, wie das innerste Zeugniß meines Bewußtseins mich mir selber darstellt. Wenn ich ein stolzes Wort und auch zugleich ein demüthigendes über mich selber aussprechen darf; so möchte ich die Behauptung wagen, daß ein Gedicht, wie Dante's großes, mein ganzes Leben hindurch sich hervorarbeiten wollte, aber nicht zur Vollendung gelangte. Wer will den geheimen Zug geistiger Reinheit durch alle meine zerstreuten Schriften verfolgen? Eben da, wo diese am mächtigsten angedeutet ist, verklingt sie in einer ungenügenden Form; mir wenigstens genügte keine, und niemand fühlt es tiefer als ich, daß meine Darstellung eine mir durch die Natur aufgedrungene Aufgabe nicht so in sich gerundet zu fassen vermochte, daß sie für die Geschichte auf immer gewonnen wäre: und dennoch gewann mir das Ursprüngliche, Unwillkürliche,

was, glaube ich, sich nie verdrängen ließ, viele Gemüther, und ich muß bekennen, daß wenn mein schriftstellerisches Gewissen in stiller Selbstbetrachtung laut ward, ich mehr über den Beifall als über den Tadel mich zu wundern hatte.

Besonders ging ein Gedanke, der sich nicht abweisen ließ, durch mein ganzes Leben, der Allem seine höchste Wahrheit verlieh. Durch die Religion erhielten alle Begriffe ihre höchste Bestätigung, als sittlich religiöse Thaten. Daher die fast krankhafte Neigung, mit der ich viel zu kämpfen hatte, mein Inneres da zu enthüllen, ja eine Beichte abzulegen, wo es weder passend, noch schicklich war.

Ein Ausweg schien mir die Dichtung. Ich lebte mit meinem Verleger in einem vertrauten freundlichen Verhältnisse, und als er mir vorschlug, eine Novelle auszuarbeiten, ward es mir auf einmal klar, daß hier ja eine Form vorlag, die mir eine Freiheit gab, durch welche ich Vieles darstellen, Manches enthüllen könnte auf eine Weise, die keine andere Form erlaubte; aber auch hier gab meine ursprüngliche Natur dem Werke eine Gestalt, die keine gewöhnliche war. Walseth und

Leith entstand nicht als eine Novelle, sondern als ein Cyclus von Novellen.

Die Benennung Novelle ward gewählt, wie man ein Kleid nach dem herrschenden Schnitt anzieht; hätte ich das Werk Roman genannt, so hätte es ausgesehen, als wäre ich in die Gesellschaft mit einem altmodischen Rock eingetreten. Ich wußte recht wohl, wie diese Benennung entstanden und allgemein geworden war in der deutschen poetischen Literatur. Tieck hat diese ihm ganz eigenthümliche Dichtungsweise zuerst eingeführt, und in der Art, wie sie erschien, erfunden. Wenn unter den Italienern eine jede kleine Erzählung einer bedeutenden Begebenheit, welche die Menschen auf eine interessante Weise in Bewegung setzte, unter einander verwickelte und einen pikanten Schluß versprach, Novelle genannt wurde: so war es Tiecks Absicht, die verschiedenen geistigen und sittlichen Richtungen der Gegenwart in ihrer lebendigen Eigenthümlichkeit aufzufassen, durch geeignete Persönlichkeiten darzustellen, und in einem geistvollen Bilde zu vereinigen; und man weiß, wie es ihm gelungen ist. Diese Benennung fand schon durch die meisterhafte Ausführung, und weil sie die verbrauchten Namen Roman

und Erzählung verdrängte, unter den Schriftstellern allgemeinen Beifall, und ward nun von den schlechtesten und geringsten, wie von den bessern, auf die ungeeignetste Weise, man kann sagen, ohne irgend einen klaren Begriff, den man mit ihr verband, gebraucht.

Wenn ich nun Walseth und Leith einen Cyclus von Novellen nannte, so erkannte ich wohl, daß diese Benennung nicht streng im Tieckschen Sinne war, ja ein Cyclus von Novellen ließ sich kaum rechtfertigen, da eine jede doch in sich etwas Abgeschlossenes sein soll.

Ich habe, ich gestehe es, die Benennung gewählt, weil ich sonst eine hätte erfinden müssen, und keine wußte; weil der Gebrauch oder, wie Tieck vielleicht nicht mit Unrecht sagen würde, der Mißbrauch herrschend und allgemein geworden war; weil ein jeder einigermaßen wissen konnte, was er zu erwarten hatte, und doch zugleich bei der herrschend gewordenen Erweiterung der Bedeutung des Wortes kein bestimmtes Versprechen gegeben wurde, vielmehr die Benennung auch etwas Neues bis dahin nicht Gegebenes aufnehmen konnte. Ich suchte eine Darstellung innerer psychologischer Vorgänge, wie sie bei den

Verwickelungen des Lebens zum Vorschein kommen, und so war meine Absicht der Tieckschen sowohl als der vieler Novellenschreiber verwandt. Tieck benutzte diese psychologische Seite für irgend einen tiefern, die Uebrigen meist für einen flachern Zweck. Die Tieckschen Novellen haben in ihrer Gesammtheit aber dadurch ihren großen Werth erhalten, daß sie die mannigfaltigen Verirrungen der Zeit in ihrer Eigenthümlichkeit behandelten, eine jede besonders zum Gegenstand der Behandlung machten und durch eine eigene geistreich dargestellte Verwickelung hervorhoben; so bildeten sie alle in ihrer Vereinigung eine großartige Einheit. Erhielten sie nun dadurch ein mehr objectives Gepräge, so blieben dagegen meine Novellen absichtlich subjectiv. Nicht dieses oder jenes, sondern eben das Innerste der Seelenzustände bei den hervorgehobenen Personen wollte ich darstellen; ich glaubte bemerkt zu haben, daß die moderne Poesie in unsern Tagen immer mehr einen psychologischen Character annehme, daß sie nicht selten geheime Confessionen enthalte. Hat Göthe es von sich selber doch zugestanden; Byrons Gedichte sind offenbar Producte seines innersten Lebens, wie es sich in besondern Stim-

mungen äußert. Ich nun wollte diese Seite, die doch ihre poetische Bedeutung hat, hier hervorheben, ja ich glaubte, daß sie die einzige Möglichkeit enthalte, die Psychologie als Erfahrungs=Wissenschaft geistig zu behandeln, und ihr so in der freiesten dichterischen Form einen wissenschaftlichen Werth zu ertheilen. Keine Darstellung der Art ist eine rein objective, die den Gegenstand mit kalter Besonnenheit nur künstlerisch auffaßt. Sie ruft nothwendig eine eigene Stimmung bei dem Verfasser hervor, die sich nicht verdrängen läßt, ja nicht verdrängt werden soll. Der Dichter wird von der Aufgabe beherrscht, die er beherrschen will, und der scheinbare Widerspruch soll eben durch das Werk fortdauernd durchblicken und doch auch gelöst werden.

Zugleich nahmen diese Novellen einen geschichtlichen Character an. „Walseth und Leith" hob die Vergangenheit hervor, in sofern sie die Handlungsweise der gegenwärtigen Zeit vorbereitete. Die „vier Norweger" bewegen sich mehr in der Gegenwart, und Malcolm beschäftigt sich mit einer Persönlichkeit oder mit zweien, man kann beides sagen, weil er mit seiner Geliebten Eine erweiterte darstellt.

Man hat mir vorgeworfen, daß meine Novellen eine Art Hysteron-proteron darstellten und mit dem Schlusse anfingen. Daß dieses nicht etwa willkürlich geschah, sondern absichtlich, hätte man daraus schließen können, daß dieser Vorwurf zu wenig Einfluß auf mich ausgeübt hatte. Von den „vier Norwegern" galt es am wenigsten. In dem spätern Malcolm trat es aber am stärksten hervor. Die Nothwendigkeit diesen Weg einzuschlagen, lag nun eben in der Absicht der Novellen, die, indem sie ein in sich Geschlossenes als Erzählung sein, doch zugleich eine offene Seite behalten sollten, die sich mit einem größern Ganzen verband; dann aber vorzüglich darin, daß die erste Novelle das ganze Thema in sich schließen sollte, dessen Behandlung der Gegenstand Aller war, sie sollte die Hauptperson in solcher Verwickelung auffassen, die uns psychologisch räthselhaft erschien. Dieses Räthsel bestimmt hinzustellen und das Interesse der Leser für seine Lösung zu gewinnen, ist mir, glaube ich, in Malcolm am besten gelungen. Man pflegt sonst es zu loben, wenn ein Dichter der sogenannten Spannung nicht bedarf, um die fortdauernde Theilnahme für sein Werk fest zu halten. Während die Kritiker die ab-

weichende Form tadelten, wurden meine Novellen verschlungen; und obgleich ich die Sorgen, welche die Schriftsteller klugerweise zurückzuhalten pflegen, von vorne herein ausgespielt hatte, gelang es mir dennoch, das Interesse der Leser zu gewinnen. — Ich habe bei meinen Darstellungen keine schlechten Motive gebraucht; in dieser Rücksicht ist meine Feder rein; auch der flüchtigste Leser wird zu Betrachtungen geleitet, welche die Leser der Romane nicht anzustellen gewohnt sind. Habe ich nun die Kunst verstanden, eine Menge von Menschen, die beim Lesen nichts Anderes als zeitverderbende Zerstreuung suchen, dahin zu bringen, sich mit ernsthafteren Gegenständen zu beschäftigen, so darf ich ja wohl mit dieser Kunst nicht ganz unzufrieden sein.

Ich erhielt nun ein mir bis dahin völlig fremdes Publikum. Ich war auch in Beziehung auf meine geistige Beschäftigung und durch die ganze Art meines Lebens, durch die Neigung zur Geselligkeit von jeher mit geistreichen Frauen in Verbindung, und eine große Menge der ausgezeichnetsten Schriftstellerinnen sind mir näher getreten. Freilich fielen mir auch viele der geringern Sorte nicht wenig beschwerlich. Obgleich ich nun nicht zu denen gehöre, die es wün-

schenswerth finden, wenn der Einfluß der Frauen in der Kirche und in der Literatur noch mehr wachsen sollte, als schon geschehen ist: so darf ich doch eben so wenig verschweigen, daß der Umgang mit ausgezeichneten Frauen mir ein wesentliches Bildungsmittel gewesen ist: daß ich diesen Vieles verdanke. Ich glaube nicht, daß ein Gelehrter, der von Frauenumgang ausgeschlossen bleibt, Menschen und Leben auf eine richtige Weise aufzufassen vermag. Selbst die Art, wie geistreiche Frauen das Leben und manche wissenschaftliche Richtung in sich aufnehmen, ist wichtig, ihre Ansichten in ihrer Eigenthümlichkeit sind oft lehrreich und anregend, und so darf auch ich nicht vergessen, was ich den Stunden, die ich mit den beiden so berühmt gewordenen Frauen Rahel v. Varnhagen und Bettina v. Arnim verlebte, zu verdanken habe. Mit der ersten war ich auf eine Weise bekannt geworden, die ich schon früher erwähnt habe. Meine ausgezeichnetsten Zuhörer, die im Jahre 1806 Halle verließen und nach Berlin gingen, versammelten sich um Rahel, und sie ward die Frau des einen. Sie ist als Schriftstellerin durchaus sententiös, und sie liebte es auch im Umgange sich so vernehmen zu lassen.

Sie war fortdauernd mit den höchsten Gegenständen beschäftigt, und obgleich Schriftstellerin, doch durchaus Weib; sie war nie die Schülerin irgend eines Mannes, obgleich eine Zuhörerin Fichte's: unausgesprochene Ideen beherrschten sie, aber obgleich diese nie in klarem Zusammenhange laut wurden, durchdrangen sie doch alle ihre Aeußerungen in der Gesellschaft wie in Schriften. Was nun keine Darstellung finden konnte, personificirte sie auf wahrhaft weibliche Weise in zwei männlichen Gestalten, und sie trug Alles, was die innern Lebensansichten betraf, auf Göthe, Alles, was das höhere Wissen berührte, auf Fichte über. Ihre unbedingte Verehrung dieser Heroen der Zeit entsprang aber nicht etwa aus einem objectiven Studium ihrer Bedeutung in der Zeit, sie schloß sich und ihr ganzes Leben an diese Personen an; sie erkannte sich in beiden, wie die treue Frau sich in dem Gatten erkennt; sie hat Göthe nicht mit andern Dichtern verglichen, eben so wenig Fichte mit andern Philosophen; und wenn es geschah, so wurden jederzeit beide dadurch nur mehr gehoben. Daher war ihre Auffassung der Schriften beider Männer durchaus selbständig, so wie die Frau immer entschiedener eine sichere Stellung im Leben annimmt,

wenn sie sich dem Gatten ganz hingibt. Sie gehörte, seit ich in Berlin lebe, in den letzten Jahren ihres Lebens zu meinem und meiner Familie anziehendsten Umgange. Man fand in ihrem Hause die bedeutendsten Männer und ihr geselliger Kreis war jederzeit lebhaft und interessant.

Mit Bettina von Arnim war mein Umgang ganz anderer Art. Clemens Brentano, ihr Bruder, war einer meiner ersten Bekannten in Deutschland; Achim v. Arnim lernte ich mehrere Jahre vor meiner Verheirathung bei meinem Schwiegervater kennen, und als eben verheirathet erschien er mit seiner Frau 1811 in Halle. Es gab vorübergehende Epochen in meinem Leben, in denen mein Umgang mit ihr nicht ohne geistige Bedeutung war. Ihre reiche, höchst eigenthümliche, seltsame, aber zügellose Phantasie riß mich hin, ich konnte mich ihr dann völlig hingeben, wir gelangten gemeinschaftlich in wunderbare Regionen, und ich erwachte aus einem solchen Gespräche, wie aus einem leichten anmuthigen Traume. Blitzähnliche Gedanken fuhren während des Traumes durch meine Seele, wanden sich aus den mancherlei wechselnden bunten Gestalten hervor, und erhielten sich wohl auch in der

permanenten Form des Begriffs nach dem Erwachen. Seit sie Schriftstellerin geworden, haben diese geistigen Mittheilungen aufgehört, unsere Lebensansichten sind zu abweichend. Was als Traum einen Reiz für mich hatte, vermochte ich als ein geschichtliches Erwachen nicht fest zu halten: aber wie genußreich mir jene früheren Stunden gewesen sind, habe ich nicht vergessen.

Unter den Schriftstellerinnen, die mir sonst bekannt wurden, nenne ich die Frau des de la Motte Fouqué. Den Mann hatte ich kurz nach dem Kriege kennen gelernt. Er hatte die Gewohnheit, schnell eine vertraute Stellung einzunehmen, und als ich ihn einst in einer größern Gesellschaft bei meinem Freunde H. Meyer zum ersten Male sah, zog er mich während eines Gesprächs über allerlei Gegenstände nach einem Fenster hin. Eine meiner Aeußerungen gefiel ihm und ich ward nicht wenig überrascht, als ich ihn ausrufen hörte: „Steffens, dies ist wie aus meiner Seele gesprochen, wir müssen näher mit einander bekannt werden;“ er umarmte mich und begrüßte mich mit einem vertraulichen Du. Und so hatte ich schon tief in den funfziger Jahren auf alte jugendliche Weise

plötzlich einen vertrauten Freund erhalten. Ich habe nie ohne Wehmuth an die letzte traurige Lebenszeit dieses Dichters, der doch einst einen bedeutenden Ruf erlangt hatte, denken können. Seine erste Frau schenkte mir das Vertrauen, in schriftstellerischen Angelegenheiten sich an mich zu wenden. Unglücklicherweise blieb ich mit ihrer Thätigkeit in dieser Richtung völlig unbekannt, und habe mir in der That hierin eine Rücksichtslosigkeit vorzuwerfen, die ich kaum zu vertheidigen vermag.

In den ersten Jahren in Berlin lebte ich in näherem geselligen Umgange nicht allein mit Rahel und Bettina, sondern auch mit der unglücklichen Stieglitz. Sie war öfter in meinem Hause, und schien geneigt, mir ein immer größeres Vertrauen zu schenken. Sie war anmuthig und höchst liebenswürdig; meiner Ueberzeugung nach war sie geboren, eine schlichte häusliche Frau zu sein, und hätte sie ihre übrigen Talente auf eine naturgemäße und unbefangene Weise mit der anmuthigen Erscheinung verbunden, so würde sie zu den lieblichsten, ja innerhalb ihrer naturgemäßen Grenzen zu den bedeutenderen Frauen gehört haben; eine verschwimmende dichterische Richtung der Zeit hatte sie

völlig fanatisch irre geleitet. Sie wollte nicht einen Poeten, sondern die Poesie heirathen, und bis diese ihr persönlich erschien, blieb sie unglücklich und fühlte sich von aller Welt verlassen. Kurz vor der schrecklichen Katastrophe war es, als wenn ihr eine Beichte, die sie zu drücken schien, auf den Lippen schwebte. Wie bedauerte ich, daß sie nicht abgelegt wurde! Eine Badereise, von der sie mit getäuschten Hoffnungen zurück kam, schien sie zur Verzweiflung gebracht zu haben. Ich habe es, wie früher öfter auch hier, auf die traurigste Weise erlebt, wie Gedanken und Vorstellungen, mit welchen Männer ein mehr oder weniger gefährliches Spiel treiben, in den weiblichen Seelen sich nur zu ernsthaft fixiren, und in einer verzehrenden Gestalt ihr ganzes Wesen verschlingen. So werden Frauen am leichtesten religiös-fanatisch und die grauenhaftesten Ausschweifungen des religiösen Wahnsinnes zeigten sich öfters bei diesen.

Allerdings war der Selbstmord von merkwürdigen Umständen begleitet. Die unglückliche Frau hatte sich des Abends in der Abwesenheit des Mannes erdolcht. Sie hatte die Dienstmagd zu entfernen gewußt, und alle Anstalten, um dem Tode einen heitern, ja schönen

Anstrich zu ertheilen, waren mit vieler Besonnenheit getroffen. Sie hatte mit eigenen Händen ihr Bett reinlich zubereitet; in weißem festlichem Gewande legte sie sich hin, ein Dolch, der zum tragischen Spiel von den verirrten Eheleuten oft gebraucht wurde, endete ihr Leben; der Stoß war offenbar mit fester Hand geführt, er war tief und sicher tödtend; sie hatte nach dem Stoß alles gethan, um die Verblutung völlig nach innen zu leiten, hatte den Dolch aus der Wunde gezogen und den unglaublichen Muth gehabt, diese, so lange ihr die Kraft übrig blieb, zu verstopfen. Nur wenige Blutstropfen fanden sich vor. So lag die junge schöne Leiche festlich geschmückt im reinlichen Bette; so sah ich sie früh am andern Morgen. Das Bild wird nie aus meinem Gedächtniß verschwinden.

Ich erschrak aber nicht wenig, als ich die Aeußerung der hinzuströmenden Freunde um mich her laut werden hörte. Der traurige Selbstmord ward als eine weibliche Römerthat bewundert. — Kann eine That, die wohl begreiflich ist, aus dem ganzen Leben einer frühern geschichtlichen Epoche willkürlich in eine spätere, ganz anders gestaltete, versetzt werden? und muß, was von allen Lebensverhältnissen getragen wird

und seine Bedeutung erhält, in einer christlichen Zeit nicht völlig bedeutungslos, krankhaft, ja wahnsinnig erscheinen? Es ist bekannt, daß der Wahnsinn die Besonnenheit nicht ausschließt, nicht selten sind die Beispiele von verständiger Vorbereitung zu einer wahnsinnigen That; ja der Seelenkranke zeigt oft Beweise von bewunderungswürdigem Scharfsinn; der Verstand verschwindet nicht, er wird dann mit allen seinen Kräften von der starren Richtung des Wahnsinnes in Anspruch genommen.

Es ist oft die Frage gewesen, in wiefern die höchste geistige Entwickelung des Geschlechts dem weiblichen Theil desselben zugänglich sein solle oder nicht. Diese Frage zu beantworten ist nicht schwierig. Die Frauen auszuschließen von dem, wozu nicht selten die Eigenthümlichkeit ihrer Person sie drängt, und gewaltiger oft als die Männer, wäre höchst tadelnswerth, wie eine jede aus abstracter Reflection entstandene Ausschließung. Wenn man frägt, ob die Frauen einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der Gesellschaft gehabt haben, so wäre es höchst thöricht, es leugnen zu wollen: aber dieser wichtige Einfluß beschränkt sich auf die Familie und den geselligen Umgang. Durch

den letztern wird der Familienkreis erweitert und Männer wie Frauen in diesen hineingezogen. Die stille Gewalt der weiblichen Persönlichkeit wird dann ihrer Natur gemäß entwickelt, das Geheimniß der Weiblichkeit, das Höchste, Tiefste und Unergründlichste, erscheint, ohne verrathen zu werden. Eine andere Frage ist, ob die Frauen unbedingt öffentlich, ob sie als Schauspielerinnen und als Schriftstellerinnen hervortreten dürfen. Diese Frage ist oft genug bald so, bald anders behandelt. Alle allgemeine Fragen der Art, wenn sie in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt und beantwortet werden, führen zu einem schiefen Resultat. — Freilich, wenn untersucht wird, ob in dem ganzen Gange der Geschichte die Schriften der Frauen ein wesentliches Moment für die Entwickelung des Geschlechts gebildet haben, dürfte die Antwort selbst etwas zweifelhaft ausfallen. Frauen sind, wenn von geistiger Auffassung die Rede ist, reflectionslos, und ohne Reflection findet keine geordnete geschichtliche Entwickelung statt. Daher ist ihr Einfluß auf die Literatur zwar zuweilen groß, aber vorübergehend, und in unsern Tagen, wo Alles sich berührt und erweitert, darf man wohl behaupten, daß die Schrifftstellerei der

Frauen dem geselligen Gespräche immer verwandter wird. Ich besinne mich vergebens auf eine Schriftstellerin, die durch ihre Schriften (und es waren immer nur dichterische) einen bleibenden Ruf für alle Zeit erworben hätte. Mir schwebt nur die einzige Sappho vor. Die so genannten gelehrten Frauen spielten immer eine untergeordnete Rolle. Daß die überhandnehmende Schriftstellerei der Frauen in unsern Tagen keineswegs wünschenswerth sei, wird ein jeder gestehen. Einige freilich zeigen ein schönes Talent, besonders wo es darauf ankömmt, Scenen, die durch Verwickelung hervorgerufen sind, einfach darzustellen; häusliche Begebenheiten, wie sie erscheinen, klar aufzufassen, die Umgebung der Natur und der Menschen zu gruppiren. Wir möchten Schriften der Art, wie die der Friederike Bremer, der Memoiren schreibenden Französinnen, und vor allen die Schriften der Verfasserin von Godwie-Castle, selbst bei dieser geschichtlichen Betrachtung nicht entbehren, wenngleich die Versuche höherer geistiger Auffassung weniger gelungen genannt werden müssen.

Das öffentliche Hervortreten der Schauspielerinn ist bei der gegenwärtigen Ausbildung des Schauspiels

offenbar unentbehrlich. Die Oper bildet ein wesentliches Moment des sich entwickelnden zukünftigen Theaters. Es giebt Erscheinungen menschlicher Persönlichkeiten, die durch ihre großartige Bedeutung jede allgemeine Regel beherrschen, ja selbst gesetzgebend sind. Eine jede solche Erscheinung hat ihre bedenkliche Seite, wer kann es leugnen? Aber ihre Ausbildung, etwa durch ein puritanisch beschränkendes Gesetz, zu hemmen, wäre in der That höchst thöricht, ja barbarisch. Mir ist eine Sängerin nicht allein bekannt, sie ist mir eine der liebsten und trefflichsten der Frauen, Weib und Mutter im edelsten Sinne. Eine kurze Zeit nur erschien sie auf der Bühne, und ihre Kunst, wie ihre gewaltige, herrliche Stimme, riß Jedermann hin. Wenn sie hervortreten sollte, war ihr ganzes Wesen ergriffen, sie trennte sich dann von dem Manne, von den Freunden, schloß sich ein und lebte ganz in dem Spiel und in den Tönen, allen andern menschlichen Verhältnissen völlig entrissen. Sie erschien zu einer Zeit, wo sie mit den glänzendsten Talenten wetteifern mußte. Derjenige, der sich einer großartigen Darstellung hinzugeben vermochte, ward von ihrem Spiele hingerissen, und die Töne klangen wie aus einer höhern

Welt, wenn sie durch Gluck oder Beethoven ihren Inhalt erhielten. Diese Frau, so mächtig begabt, schien die Gewalt nicht zu kennen, die sie ausübte. Jedesmal, wenn sie die Bühne betrat, ward sie von einer unermeßlichen Angst ergriffen; die ersten Töne zitterten, bis die Gewalt der großartigen Darstellung sie völlig hinriß und sie aus der Menge der horchenden Zuschauer hinweg und in die stille Einsamkeit des Gemachs versetzte. Dann brach die Gewalt des Spiels und des Gesanges hervor, als wäre es die Dichtung selbst, die ihre innere Bedeutung mächtig aussprach; aber was die besten Zuschauer in Entzücken setzte, bedrohte ihr Leben. Sie verstummte nach kurzer Zeit, und lebt jetzt als stille Hausmutter und Weib, von mir geschätzt und geliebt wie ihr Mann, der mein naher Verwandter und mein theurer Freund ist, und mir in eigenen Momenten meines Lebens auf eine schöne Weise geistig nahe trat.

Hätten meine Novellen für mich keine andern Früchte getragen, als daß sie mir die nähere Bekanntschaft vieler geistreichen Frauen erwarben, ich würde ihre Herausgabe segnen.

So glücklich ist es mir nicht mit allen Kreisen der

Männer gegangen; besonders mit den meisten meiner Collegen, und überhaupt mit den Gelehrten. Viele haben meine dichterischen Schriften gar nicht gelesen, auch solche, die wohl sonst Dichterwerke ähnlicher Art, die klassisch genannt wurden, gern lasen. Sie fanden es wohl unanständig, daß ein ordentlicher Professor, der sein funfzigstes Jahr zurückgelegt hatte, sich unter die belletristischen Tagesschriftsteller mischte. Die ernsthaftere Seite der Novellen, die tiefere Intention, die sich in ihrer Darstellung aussprach, blieb diesen Männern unbekannt, oder wurde besonders durch das religiöse Gepräge, welches sie trug, mißbilligt. Im Journal de Debats ward erzählt: Der alte Steffens habe seine wissenschaftlichen Studien aufgegeben, um als Romanen-Schriftsteller mit Cramer, Spieß, Schlenkert zu wetteifern. Daß die Novellen dessen ungeachtet anzogen und Beifall fanden, ist bekannt, nur da, wo freilich der Beifall mir der wünschenswertheste gewesen wäre, gelang es mir nicht, ihn zu erhalten. Ueber den Werth oder Unwerth dieser Erzeugnisse gebührt mir keine Stimme; so wenig in der That, wie eine Frau durch Ansprüche auf Schönheit den Eindruck der wirklich daseienden hervorzurufen vermag.

Die letzte Novelle, die Revolution, erzeugte eine wahre Wuth, und diese entsprang offenbar aus einem seltsamen Mißverständniß. Ich wollte den Dämon der Zeit persönlich fixiren, ich stellte ihn halb märchenhaft dar. In einer kleinen Erzählung, die schlafende Braut, versuchte ich in einer andern Richtung etwas Aehnliches. Ich ließ ein Märchen aus den gegebenen Elementen der geschichtlichen Bildung allmälig sich gestalten. Ich glaube, daß der Versuch nicht ganz mißlungen ist. Die Erzählung erschien eben in der Zeit, als das Vorurtheil, welches auf der politischen Novelle lastete, noch herrschend war. Ich habe wenig von dem Beifall oder dem Mißfallen, welches sie erregte, erfahren. Meine Absicht, durch diese dichterischen Darstellungen eine aus Erfahrung geschöpfte Psychologie vorzubereiten, muß ich wohl als eine mißlungene betrachten; vielleicht gelingt es einem andern Glücklichern besser als mir; und so muß ich diesen Theil der Darstellung meines Lebens leider auf eine für mich nicht günstige Weise schließen.